



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.







64

64



Dubl. 8888

D. 6.

# Graf Bismarck

und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

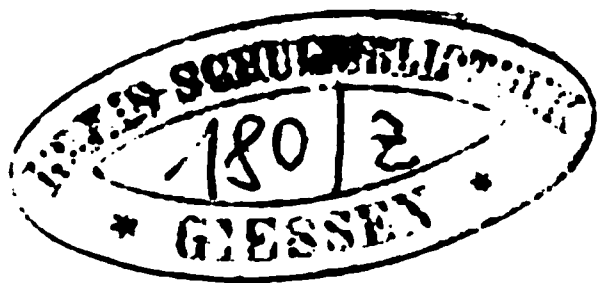
Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente verbesserte und vermehrte Auflage

(Erste Volksausgabe)



Leipzig

Verlag von Fr. Wih. Grunow

1889

Ant

DC 285

B 8

1889

Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten.

Stadt- und Kreis-  
Lehrerbücherei Gießen

Abt.

Bestandsbuch:

16/2

## Vorwort

zur ersten Auflage.

**F**ast wie die Erinnerung an einen Traum kommt es mir zuweilen vor, wenn ich mir vergegenwärtige, unter welchen Umständen ich vor nunmehr acht Jahren meine erste und letzte Reise durch Frankreich machte, und was mir dabei zu beobachten und zu erleben vergönnt war. Andererseits aber steht mir keine andre mit allen ihren einzelnen Bildern so deutlich und lebendig vor der Erinnerung. Man wird beides begreiflich finden, wenn ich sage, daß sie von Saarbrücken über Sedan nach Versailles führte, und daß ich die Ehre hatte, mich in den sieben Monaten, die sie währte, in der unmittelbaren Umgebung des Reichskanzlers — oder, wie er damals noch hieß, des Bundeskanzlers — zu bewegen. Mit andern Worten: Die Reise hing mit dem Feldzuge von 1870 und 1871 zusammen, und ich war dabei dem mobilgemachten Auswärtigen Amte beigegeben, welches wiederum der ersten Staffel des großen Hauptquartiers der deutschen Heere zugeteilt war.

Daß ich dabei Gelegenheit fand, nicht bloß einigen entscheidenden militärischen Aktionen an einem guten Orte beizuwohnen, sondern auch andre bedeutende Vorgänge aus nächster Nähe zu sehen und zu hören, war eine Fügung, die einem Mann in bescheidener Stellung, der acht Monate vorher nicht einmal daran hätte denken können, mit dem Kanzler in persönliche Berührung zu kommen, recht wohl damals wie später bisweilen wie ein Traum erscheinen konnte. Man sah dicht vor seinen

Augen einen weltgeschichtlichen Prozeß sich vollziehen, der kaum je vorher seines gleichen gehabt hatte. Man fühlte, mitten in der Entwicklung der Ereignisse stehend, den erregten Odem des Geistes unsers Volkes, man vernahm seine Donnerstimme über den Schlachtfeldern, empfand die Bangigkeit der Entscheidungsstunde und erzitterte freudenvoll, wenn die Siegeskunde eintraf. Nicht minder wertvoll und bedeutsam aber waren die stillen, nüchternen, arbeitsvollen Stunden, in denen man Blicke thun durfte in die Werkstatt, von wo ein wichtiger Teil jenes Prozesses seinen Ausgang nahm, wo die Ergebnisse des Waffenkampfes gewogen, berechnet und verwertet wurden, und wo zuletzt, in Ferrières und Versailles, täglich vielgenannte Namen, gekrönte Häupter, Prinzen, Minister, Generale, Unterhändler der verschiedensten Art, Parteiführer des Reichstags und andre Persönlichkeiten von Interesse ein- und ausgingen. Wohlthuend endlich war nach des Tages Mühe der Gedanke, als eins der kleinen Mädchen zu dem Apparat zu gehören, mit dem der Meister sein Denken und Wollen auf die Welt wirken, sie nach seinen Plänen sich gestalten ließ. Das Beste war aber und blieb immer das Bewußtsein, in seiner Nähe zu sein.

Ich glaube Ursache zu haben, die Erinnerung hieran wert zu halten als den höchsten Schatz meines Lebens, und ich meine ferner, daß es jetzt erlaubt sein wird, an einigem davon andre teilnehmen zu lassen. Selbstverständlich muß ein großer Teil dessen, was ich mitteilen könnte, für jetzt verschwiegen bleiben. Vieles von dem ferner, was ich berichte oder schildere, wird manchem als eine Kleinigkeit erscheinen. Mir erscheint nichts so. Denn nicht selten lassen die Kleinigkeiten, um die der Brätor sich nicht kümmert, das Wesen der Menschen oder die Stimmung, in der sie sich gerade befinden, deutlicher erkennen als anspruchsvolle Großthaten. Dann mögen hin und wieder an sich ganz unbedeutende Dinge und Situationen dem Geiste Anlaß zu Gedankenblitzen und Ideenverbindungen geben, die fruchtbar und folgenreich für die Zukunft

Ich denke dabei an den oft sehr zufälligen und unscheinbaren Ur-





Bucht Roms, der Schöpfer des deutschen Reiches neben dem Schöpfer des deutschen Christentums. Viele haben unserm Kanzler diesen Platz in ihrem Gemüte und unter den Bildern ihrer Wände schon eingeräumt, und so will ich es auf die Gefahr ankommen lassen, daß einer oder der andre tadelt, ich hätte vorzüglich von der Schale zu erzählen, und der Kern bliebe kaum berührt und gewürdigt. Vielleicht ist mir später gestattet, in bescheidner Weise den Versuch zu machen, auch von letzterem ein Bild zu geben, das einige neue Züge zeigt. Für jetzt verfare ich solchen Unternehmungen gegenüber in mehrfacher Beziehung nach dem Spruche: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme.“

Die Unterlage meiner Mitteilungen ist ein Tagebuch, welches namentlich in der Zeit, wo wir sesshaft wurden, möglichst ausführlich und getreu die Vorgänge und Äußerungen aufnahm, die mir zu Gehör und Gesicht kamen, wenn ich mich in unmittelbarer Nähe des Kanzlers befand. Der letztere ist allenthalben die Hauptfigur, um die sich das übrige gruppirt. Als scharf aufmerkender und gewissenhaft referirender Chronist zu verzeichnen, — ursprünglich nur für mich selbst zu verzeichnen — wie er sich während des großen Krieges, soweit ich Augenzeuge war oder zuverlässige Berichte mir zukamen, verhielt, wie er während des Feldzuges lebte und arbeitete, wie er über Gegenwärtiges urteilte, was er bei Tische, beim Thee oder bei andrer Gelegenheit aus der Vergangenheit erzählte, war die erste und nächste Aufgabe, die ich mir stellte. Unterstützt wurde ich bei Erfüllung derselben und vorzüglich bei der Niederschrift dessen, was er in weitem oder engem Kreise seiner Umgebung sprach, durch eine Aufmerksamkeit, die durch Verehrung vor ihm wie durch vorhergegangnen dienstlichen Verkehr mit ihm gleichmäßig geschärft war, und durch ein Gedächtnis, welches, von Haus aus mäßig, sich gleichfalls durch strengste dienstliche Übung in dem letzten Halbjahr vor Ausbruch des Krieges zu einer derartigen Stärke ausgebildet hatte, daß es selbst längere Reden des Kanzlers,

gleichviel, ob sie ernst oder launig waren, in allen wesentlichen Sätzen bis zu der Zeit festzuhalten vermochte, wo ich sie dem Papier anvertrauen konnte. Das heißt, wenn nichts dazwischen kam, und dagegen konnte ich mich in den meisten Fällen wahren, sodaß die hier gemeinten Aufzeichnungen fast ohne Ausnahme vor Verlauf einer Stunde nach den betreffenden Äußerungen und größtenteils sofort niedergeschrieben wurden. Wer Augen, Ohren und ein Gedächtnis für den Stil besitzt, in den unser Kanzler in der Regel seine Gedanken kleidet, wenn er im engeren Kreise sich äußert, wird dies sogleich erkennen. Er wird namentlich in den Erzählungen beinahe immer den Sprüngen und stummen Voraussetzungen begegnen, mit denen sie an die Ballade erinnern, und er wird finden, daß das Gewebe häufig einen humoristischen Einschlag zeigte — beides charakteristische Merkmale der Redeweise des Fürsten.

Im übrigen sind diese Geschichten sowohl als die neben ihnen hergehenden Aussprüche natürlich Photographien ohne Retouche. Mit andern Worten: ich denke nicht nur scharf aufgepaßt und gut gemerkt zu haben, sondern ich bin mir auch bewußt, daß ich nichts Mitteilbares weggelassen, nichts geändert und vor allem nichts hinzugethan habe. Wo eine Lücke bleiben mußte, ist sie in der Regel durch Gedankenstriche bezeichnet. Wo ich den Sprechenden einmal nicht genau verstanden habe, ist es ebenfalls angegeben. Manche Äußerung über die Franzosen kann hart, die eine und die andre kann grausam erscheinen. Man erinnere sich aber, daß schon ein gewöhnlicher Krieg verhärtet und erhitzt, und daß Gambettas „Krieg bis aufs Messer“ mit seiner lichterloh brennenden Leidenschaftlichkeit und der Heimtücke seiner Franktireurs auch in unserm Lager eine Stimmung hervorrufen mußte, der Milde und Schonung fremd waren. Die Äußerungen dieser Stimmung werden jetzt, wo dies vorüber, selbstverständlich nicht veröffentlicht, um zu verletzen, sondern lediglich als Beiträge zur Geschichte des Krieges und zur Charakteristik des Kanzlers. Schließlich bemerke ich noch, daß die

Beschreibungen von Gegenden, Schlachtfeldern u. dgl., die ich gebe, sowie manches andere Beiwerk nur der Abwechslung wegen, und die Zeitungsartikel, die ich beifüge, nur deshalb eingeschaltet sind, um zu zeigen, wie gewisse Gedanken sich zu einer gewissen Zeit gestaltet hatten.

Man vergleiche übrigens hierzu das, was der Kanzler am 22. Februar 1871 über die Zeitungen und ihre Bedeutung für die Geschichte sagt.

---



sehr, von manchem vielleicht zu sehr, von den meisten jedenfalls zu lange gefeiert. Infolge dessen war ich am nächsten Morgen noch nicht aus den Federn, als Kanzleidiener Lorenz erschien, der mir von seiten eines der zurückgebliebenen Räte Abschrift einer telegraphischen Depesche überbrachte, laut deren ich sofort ins Große Hauptquartier abzureisen hatte.

Geheimrat Hefke schrieb: „Lieber Herr Doktor, machen Sie sich reisefertig zur Abfahrt nach dem Hauptquartier im Laufe des heutigen Tages. Mainz, 6. August, 7.36 abends. Doktor Busch soll herkommen und einen Korrespondenten für die Nationalzeitung und einen für die Kreuzzeitung mitbringen. Gez. Bismarck.“ Die Wahl des Korrespondenten wurde mir von Hefke freigestellt.

Also doch, grundgütiges Schicksal! Rasch war das Notwendigste besorgt, bis zum Mittag erhielt ich Paß, Legitationskarte und Freibillet für alle Militärzüge, und gegen acht Uhr abends dampfte ich mit den beiden Begleitern, die ich auf Befehl des Ministers mitnahm, dem Baron v. Ungern-Sternberg (für die Kreuzzeitung) und dem Professor Konstantin Rößler (für die Nationalzeitung), in Gottes Namen aus dem Anhalter Bahnhofe hinaus, um über Halle, Nordhausen und Kassel so schnell wie möglich mein Ziel zu erreichen.

Wir fuhren anfangs in einem Koupee erster Klasse, später wurde die dritte, zuletzt ein Güterwagen daraus. Überall gab es langen Aufenthalt, der unsrer Ungeduld noch länger erschien, als er war. Erst am 9. August, früh nach sechs Uhr, kamen wir nach Frankfurt. Da wir hier einige Stunden auf Weiterbeförderung warten mußten, hatten wir Zeit, uns zu erkundigen, wo das Große Hauptquartier sich jetzt befinde. Der Etappenkommandant wußte uns keinen Bescheid zu geben. Der Telegraphendirektor, den wir dann mit unsrer Frage aufsuchten, konnte uns auch nichts bestimmtes sagen. „Vielleicht noch in Homburg,“ meinte er, „wahrscheinlich aber schon in Saarbrücken.“

Erst nach der Mittagsstunde ging es weiter — jetzt in einem Gepäckwagen — nach Darmstadt, am Odenwald hin, dessen dunkle Berge schwere weiße Nebelwolken umwebten, nach Mannheim und





hielten, nur Nacht und Wasser zu sein schien. Wir stiegen, unsre Koffer auf den Schultern, in den peitschenden Regen hinaus, watenen durch Sümpfe und Tümpel, stolperten über Eisenbahnschienen und tasteten und fragten uns nach dem Gasthose „Zur Post“, wo wir alle Zimmer übertoll fanden und auch von dem, was Leib und Seele zusammenhält, nichts mehr zu haben war. Indes hätten wir ja von günstigeren Verhältnissen wenig Gebrauch machen können; denn wir erfuhren hier, daß der Graf mit dem Könige schon weiter und vermutlich in Saarbrücken sei, und es hieß eilen, wenn wir ihn noch in Deutschland einholen wollten.

Wieder in die Sündflut hinaus zu müssen, war nicht erfreulich. Aber man konnte sich einigermaßen darüber hinwegphilosophiren, wenn man an andre dachte, die erheblich schlimmer daran waren. In der Wirtsstube der Post hatten die Schlafenden in einem Gemisch von Tabaks-, Bier- und Lampendunst mit einer ebenfalls nicht aromatischen Beigabe vom Geruch feuchten Tuches und Leders auf Tischen und zusammengeschobenen Stühlen umhergelegen. In einer Senkung links vom Bahnhofe schmauchten, halb erloschen in der nassen Nacht, die Wachtfeuer eines großen Lagers — sächsischer Landsleute, wenn man unsre Frage richtig beantwortet hatte. Als wir nach unserm Zuge zurückwatenen, blizten uns durch den schräg herabströmenden Regen die Pickelhauben und Gewehrläufe eines preussischen Bataillons entgegen, welches sich vor dem Bahnhofshotel aufstellte. Gründlich durchnäßt und ziemlich müde geworden, fanden wir endlich wieder ein Unterkommen in einem Güterwagen, wo Deichmann für sich und mich in einer schmalen Seitenabteilung ein Plätzchen am Fußboden zum Ausstrecken und ein paar Hände voll Stroh zum Kopfkissen entdeckte. Die beiden andern Reisegefährten hatten es nicht so gut. Sie mußten unter Postpaketen, Briefträgern und Trainisoldaten auf Kisten vorliebnehmen, und der arme, nicht sehr kräftige Professor war augenscheinlich sehr angegriffen und ziemlich kleinlaut geworden.

Gegen ein Uhr setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Nach mehrmaligem Stillstand hielten wir, als der Morgen graute, in der Nähe eines Städtchens mit schöner alter Kirche. Im Thale



daß man gleich nach Mittag weiter zu gehen vorhabe. Ich verab-  
schiedete mich nun von meinen Berliner Reisegefährten, für die in  
dem Wagenzuge des Ministers kein Platz übrig war, und von unserm  
Londoner, von dessen patriotischem Anerbieten General Roon mit  
Bedauern keinen Gebrauch machen zu können erklärt hatte. Dann  
schaffte ich meinen Koffer aus dem Gasthofs auf den Küchenwagen,  
der mit andern Fuhrwerken unten an der Saarbrücke aufgefahren  
war. Nachdem dies besorgt war, kehrte ich in das Waldsische Haus  
zurück, wo ich mich dem Kanzler, der eben aus seinem Zimmer  
trat, um sich zum Könige zu begeben, auf dem Vorhale vorstellen  
konnte, worauf ich das nebenan etablirte Bureau aufsuchte, um zu  
fragen, ob es für mich zu thun gäbe. Es gab genug zu thun; die  
Herren hatten alle Hände voll, und ich bekam unverzüglich in der  
soeben eingetroffenen, für den König zu überlegenden Thronrede  
Ihrer Britischen Majestät meinen Anteil davon. Von höchstem  
Interesse, wenn auch noch nicht recht verständlich, war mir dann  
die Erklärung in einer nach Petersburg bestimmten Depesche, die  
man mir einem der Chiffreure zu dictiren gab, man werde sich  
unirerlei mit dem etwaigen Sturze Napoleons nicht begnügen  
können.

Das sah ja wie das Ausdämmern eines Wunders aus. Straß-  
burg! Vielleicht die Vogesengrenze! Wer hätte vor drei Wochen  
sich davon auch nur träumen lassen?

Das Wetter hatte sich inzwischen aufgeklärt. Kurz vor ein Uhr  
hielten bei steigender Sonne die Wagen vor den zur Hausthür hin-  
aufführenden Steinstufen, alle vierspännig, Soldaten auf den Sattel-  
pferden, ein Wagen für den Kanzler, einer für die Käte und den  
Grafen Bismarck-Böhlen, einer für den Geheimen expedirenden Sekretär  
und die beiden Chiffreure. Nachdem der Minister mit dem Geheimrat  
Abeken in dem seinen Platz genommen, und sein Wetter sowie die  
beiden andern Käte sich zu Pferde gesetzt, verfügten sich auch die  
übrigen mit ihren Aktenmappen in ihre Wagen. Ich bestieg für  
diesmal sowie später, wenn die Herren ritten, den der Käte. Fünf  
Minuten nachher überschritten wir den Fluß und kamen in die lange  
Hauptstraße von Saarbrücken. Dann ging es die von Pappeln



Oberregierungsrat Wagner hinzu. Bölsing wurde hier nach einigen Wochen als unwohl geworden durch den Geheimsekretär Wollmann ersetzt, und die gesteigerte Masse der Geschäfte erforderte einen vierten Chiffreur, auch trafen noch einige Kanzleidiener ein, von deren Namen ich leider keinen behalten habe. Die Güte unsers „Chefs“ — so wird der Reichskanzler von den Angehörigen des Auswärtigen Amtes in gewöhnlicher Rede bezeichnet — hatte es so angeordnet, daß seine Mitarbeiter, Sekretäre wie Räte, auch gewissermaßen Glieder seines Haushaltes waren: wir wohnten, wenn es die Umstände gestatteten, in demselben Hause mit ihm und hatten die Ehre, an seiner Tafel zu speisen.

Der Kanzler trug während des ganzen Kriegs Uniform und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der schweren Landwehrreiter, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachten oder Aussichtspunkten auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Ballasch einen Revolver. Von Dekorationen sah man bei ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Komturkreuz des Roten Adler-Ordens, später auch das Eiserne Kreuz. Nur in Versailles traf ich ihn einige male im Schlafrock an, und da war er nicht wohl — ein Zustand, von dem er sonst während des Feldzugs meines Wissens fast ganz unangefochten blieb. Auf der Reise fuhr er meist mit dem jetzt verstorbenen Abeken, einmal mehrere Tage nacheinander auch mit mir. In Betreff der Quartiere machte er äußerst geringe Ansprüche, sodaß er sich auch da, wo Besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidenen Unterkommen begnügte. Während in Versailles Obersten und Majore mitunter eine Reihe brillant eingerichteter Gemächer inne hatten, bestand die Wohnung des Bundeskanzlers während der fünf Monate, die wir hier verweilten, in zwei kleinen Stuben, von welchen die eine zugleich Arbeitskabinett und Schlafkammer war, und einem nicht sehr geräumigen und wenig eleganten Empfangsalon im Erdgeschoße. Einmal, im Schulhause zu Clermont en Argonne, wo wir mehrere Tage blieben, hatte er nicht einmal eine Bettstelle, sodaß man ihm sein Lager auf dem Fußboden bereiten mußte.

Auf der Reise fuhren wir meist unmittelbar hinter dem Wagen-





Die Fähigkeit des Mannes, zu arbeiten, frühlich zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben ohne Verzug das Rechte zu finden und das Geringe, war vielleicht nie so bewundernswert, und sie war in ihrer Unerklichkeit umso mehr Schlaf die bei solcher Thätigkeit auftrat. Wie daheim stand der Minister auch im öffentlichen Leben zu erwartende Schlacht ihn schon vor Tagesanbruch des Morgens und zum Meere rief, meist spät, um vier Uhr auf. Aber er hatte dann die Nacht nicht mit dem durchs Fenster scheinenden Morgen zu saum aus dem Bette und noch nicht in den Gedanken wieder zu denken und zu schaffen, Depeschen zu verfassen, Zeitungen zu studiren, den Mitarbeitern Anweisungen zu erteilen, Fragen der verschiedensten Art zu stellen, selbst zu antworten. Später waren Besuche zu empfangen, zu geben oder es war dem Könige Vortrag zu halten. Dann von Depeschen und Landkarten, Korrektur zu geben, Niederschrift von Monzepten mit den be-  
stimmten, Abfassung von Briefen, Information zu geben, Äußerungen in der Presse und dazwischen mit dem Empfang unablässiger Besuche, die zuweilen nicht zu Ende kamen. Erst nach zwei, manchmal erst nach drei Stunden kam der Mann an Orten, wo für längere Zeit Halt zu machen war, um eine Erholung, indem er einen Spazierritt in der Gegend unternahm. Darauf wurde nochmals gearbeitet, bis um sechs Uhr zum Diner ging. Spätestens um sieben Uhr nachher war er wieder in seinem Zimmer am Schreibtisch und häufig sah ihn noch die Mitternacht lesen oder schreiben zu Papier bringen.

Wie es mit dem Schlafen anders war unter gewöhnlichen Umständen, so lebte er auch hinsichtlich seiner Mahlzeiten ganz anders. Auch genoß er eine Tasse Thee und wohl auch ein wenig Wein, dann aber in der Regel nichts bis zu dem



gleitung des Ministers mit Ausschluß der zuerst genannten beiden Herren, die zugleich Militärs waren, diesen Schmuck zu Theil werden zu lassen. Der Chef willigte ein, und so sah Versailles auch die Kanzleidiener in jener Bekleidung erscheinen, die in einem dunkelblauen Rocke mit zwei Reihen von Knöpfen und schwarzem Kragen und Aufschlag von Samt, einer Mütze mit den gleichen Farben und, bei den Räten, Sekretären und Chiffreuren, in einem Degen mit goldnem Portépée bestand. Der alte Geheimrat Abeken, der auch sein Roß wacker tummelte, nahm sich in diesem Kostüm ungemein kriegerisch aus, und ich glaube, er empfand das und war glücklich darüber. Es that ihm wohl, wie ein Offizier auszu sehen — fast so wohl wie damals, wo er, ohne Türkisch oder Arabisch zu verstehen, in orientalischer Tracht das heilige Land durchreiste.

---



Gängen durchschnittenen Obst- und Gemüsegarten. Der Besitzer, der ein verabschiedeter Offizier sein sollte und dem Anschein nach wohlhabend war, hatte sich am Tage vor unsrer Ankunft mit seiner Frau entfernt und nur ein altes Weib, das lediglich französisch sprach, sowie eine Magd zurückgelassen. Der Minister bewohnte das eine Vorderzimmer, die übrigen teilten sich in die auf den Gang, der zu den hintern Gemächern führte, mündenden Stuben. In einer halben Stunde war in dem ersten jener hintern Räume das Bureau eingerichtet, das zugleich als Schlafstätte für Reudell dienen sollte. Das Zimmer daneben, welches ebenfalls auf den Garten hinausjah, wurde für Abeken und mich bestimmt. Jener schlief in einem Himmelbett in einer Wandnische, wobei er sich zu Häupten das Bild des Gekreuzigten, und über den Füßen eine Mutter Gottes mit dem blutenden Herzen hatte — die Leute im Hause waren also wohl katholisch. Für mich machte man ein bequemes Lager auf den Dielen zurecht. Das Bureau begann sofort fleißig zu arbeiten, und da es für mich vorläufig in meinem Fache nichts zu thun gab, versuchte ich beim Decriffiren von Depeschen zu helfen, einer Manipulation, die keine erheblichen Schwierigkeiten bietet.

Abends nach sieben Uhr aßen wir mit dem Grafen in der an dessen Zimmer anstoßenden kleinen Stube, deren Fenster sich auf den mit Blumenbeeten geschmückten schmalen Hof öffneten. Die Unterhaltung bei Tische war lebhaft, doch sprach vorwiegend der Minister. Er hielt einen Überfall nicht für unmöglich; denn, wie er sich auf einem Ausfluge überzeugt, standen unsere Vorposten nur drei Viertelstunden Wegs von der Stadt und sehr weit auseinander. Er hatte eine Feldwache gefragt, wo die nächste wäre, aber die Leute hatten es nicht gewußt. Dann erzählte er: „Bei dem Gange sah ich, wie mir Einer auf den Fersen folgte, der eine Art auf der Schulter hatte — ich hielt die Hand am Degen — man weiß nicht, was unter Umständen — aber ich wäre wohl eher fertig geworden als er.“ Später bemerkte er, unser Hauswirt habe bei seiner Flucht alle Schrägen zurückgelassen, und fügte hinzu: „Wenn nachkommt, wird man die schönen Hemden an den zerschneiden und zwar von





Kommen mit Vergnügen nach uns herüberblickten. Es war vermutlich ein Kloster, das man in ein Spital umgewandelt hatte. Abends äußerte einer der Chiffreure starke Unruhe und Besorgnis wegen eines Überfalls, und man beriet, was mit den Klappen, in denen sich die Staatschriften und die Chiffres befanden, dann zu thun sei. Ich suchte zu beschwichtigen und erbot mich für den Notfall zur Rettung oder Zerstörung der Papiere nach bestem Vermögen mitzuwirken.

Die Herren hatten sich ohne Not gesorgt und geängstigt. Die Nacht war ruhig verlaufen, als der Morgen und der Staffee sich einstellten. Abends folgte auf dem Fuße ein grüner Feldjäger aus Berlin mit Depeschen. Solche Boten haben Flügelsohlen, und dennoch war unserer nicht schneller gereist als ich und meine Furcht, zu spät einzutreffen. Er war Montag den 8. August aufgebrochen und hatte mehrmals Extrapost genommen, und doch hatte er bis zu uns fast viermal vierundzwanzig Stunden gebraucht; denn wir schrieben jetzt den 12. In den Frühstunden half ich wieder den Chiffreuren bei ihrer Arbeit. Später, während der Chef beim Könige war, besuchte ich mit den Räten die große hübsche Stadtkirche, in der uns ein Kaplan herumführte. Nachmittags, wo der Minister ausgeritten war, besahen wir uns den preussischen Artilleriepark, der am Berge hinter dem Orte aufgestellt war.

Um vier Uhr wurde, nachdem der Kanzler zurückgekehrt war, getraut. Er war weit weg gewesen, um seine beiden Söhne, die als Gemeine bei den Gardebrigaden dienten, aufzusuchen, hatte aber erfahren, daß die deutsche Kavallerie schon bis an die obere Mosel vorgedrungen sei. Wir sahen ihn in guter Stimmung, wohl weil unsere Sache fortjühr, sich günstig zu entwickeln. Als das Gespräch auf Mythologisches gelenkt, äußerte er, daß „er niemals Apollo kennen gelernt.“ Er hätte „Einen aus Einbildung und Neid geschunden“ (Kain) und „aus ähnlichen Gründen die Kinder der Niobe totgeschossen.“ „Er ist,“ fuhr er fort, „der echte Typus eines Franzosen; es ist einer, der es nicht ertragen kann, daß jemand besser oder ebenso gut die Rolle spielt wie er.“ Auch daß er's mit den Trojanern gehalten, hätte ihm nie zugesagt. Sein Mann wäre der ehrliche



wie wirs jetzt schreiben, Falkenberg auf. Die Gegend, durch die wir fuhren, war wie die, welche wir von Saarbrücken an passirt, ein Hügelland, das vielfach mit Gehölzen bedeckt war, und an Kriegsbildern fehlte es so wenig wie vorher. Die Chaussee war voll von Wagenzügen, Geschützen, fahrenden Lazaretten, Armeegendarmen und Ordonnanzen. Lange Reihen von Infanterie marschirten auf der Straße und zur Rechten quer über die Stoppelfelder auf den hier mit Strohwischen an Stangen abgesteckten Kolonnenwegen. Bisweilen sah man einen Mann mitten im Gliede umfallen, und hier und da lagen Marode in den Gräben; denn die Augustsonne brannte von einem wolkenlosen Himmel grimmig hernieder. Die Truppen, die wir vor uns und zuletzt größtenteils hinter uns hatten, waren das 84. Regiment (Schleswig-Holsteiner) und das 36. Endlich kamen wir durch die dicke gelbe Staubwolke, die von ihren Tritten aufgestiegen, in das Städtchen hinein, wo ich bei Bäcker Schmidt einquartiert wurde. Der Minister war in dem Nebel und Menschengetümmel verschwunden, und erst nach einiger Zeit erfuhr ich von den gleichfalls in Falkenberg verbliebenen Räten, daß er mit dem Könige nach dem eine starke Meile von uns entfernten Dorfe Herny weitergefahren sei.

Falkenberg ist ein Ort von ungefähr 2000 Einwohnern, der nur aus einer ziemlich langen Hauptstraße und etlichen engen Nebengassen besteht und einen sanft abfallenden Hügelrücken einnimmt. Den ganzen Rest des Tages dauerte der Durchmarsch der Truppen beinahe ununterbrochen fort. Darunter befand sich auch hessische Infanterie. Die Sachsen standen ganz in der Nähe. Sie schickten ihre Marketerer bis in die Nacht hinein zu meinem Bäcker, um Brot zu holen, an dem es infolge so ungewöhnlicher Ansprüche bald mangelte.

Am Nachmittag brachten preußische Husaren in einem Wagen mehrere Gefangene ein, darunter einen schwarzbraunen Turco, der sein Fes mit einem Filzhute vertauscht hatte. An einer andern Stelle der Stadt, in der Nähe des Rathhauses, stießen wir auf einen lauten Zank. Ein Marketererweib hatte einem Ladeninhaber, ich weiß nicht, was, wenn mir recht ist, etliche Hüte, gestohlen, die sie natürlich wieder herausgeben mußte. Man erfuhr nicht, zu welchem Troß sie gehörte. Unsere Leute bezahlten, soweit ich Zeuge war,



In Anbetracht dessen denke ichs recht gemacht zu haben, wenn ich ein Kompromiß vorschlug, nach welchem der Bäcker vorläufig jedem ein rechtschaffnes Stück -- da es Landsleute waren, sagte ich „eine richtige Bemme“ -- geben sollte, wogegen sie am nächsten Morgen, wo vierzig Brote fertig sein würden, auf volle Befriedigung rechnen könnten. Sie waren nach einigem Widerspruch damit zufrieden, und die Nacht verging ohne weitere Störung.

Sonntag, den 14., nach dem Mittagessen, wo Reudell erzählte, daß er der Frau die Kuh -- ich glaube, mit fünfzig Thalern -- wirklich bezahlt, folgten wir dem Minister nach Herny. Über uns wölbte sich ein tiefblauer Himmel, und von der starken Hitze flimmerte es über den Feldern. Bei einem Dorfe links von der Straße hielt hessisches Fußvolk Gottesdienst im Freien, die katholischen Soldaten in einem Ringe, die protestantischen ein Stück davon in einem zweiten um ihren Geistlichen. Letztere sangen: „Eine feste Burg ist unser Gott.“

In Herny angelangt, sahen wir, daß der Kanzler im ersten Stock eines langen, niedrigen, weißgetünchten Bauernhauses etwas abseits von der Hauptstraße Wohnung genommen hatte, wo sein Fenster auf die Düngerstätte hinaus blickte. Das Haus war ziemlich geräumig, und so zogen wir sämtlich zu ihm, ich wieder mit Abeken zusammen. Hasfeldts Stube war zugleich das Bureau. Der König hatte sein Quartier beim Pfarrer, gegenüber der hübschen altertümlichen Kirche, deren Fenster Glasmalereien zeigen. Das Dorf ist eine breite, langgestreckte Gasse mit einem gutgebauten Mairiegebäude, das zugleich die Gemeindeschule enthält, und mit größtenteils dicht aneinanderstehenden Häusern, die sich unten nach dem kleinen Bahnhofe des Orts abzweigt. In dem Stationsgebäude fanden wir eine arge Verwüstung, herumgestreute Papiere, zerrissene Bücher u. dgl. Daneben bewachten Soldaten zwei französische Gefangene. Nach vier Uhr ließ sich mehrere Stunden lang aus der Gegend von Metz dumpfer Donner wie von Kanonenfeuer hören. Beim Thee sagte der Minister: „Das hätte ich vor vier Wochen auch nicht gedacht, daß ich heute mit den Herren meinen Thee in einem Bauernhause zu Herny trinken würde.“ Dann war unter anderm von Gramont die Rede, und der Graf wunderte sich, daß dieser gesunde, kräftige



an Frankreich abzutreten. Die Sache sei nie über vertrauliche Anfragen und Besprechungen hinaus gekommen, und selbstverständlich könnte ein nationaler Minister — einer, der mit dem nationalen Gefühl arbeitet, an so was nicht denken. Doch mag das Gerede einen kleinen Grund haben. Es kann ein Mißverständnis oder eine Verdrehung der Thatsache sein, daß vor 1864 im Ministerrat die Frage angeregt und erörtert worden ist, ob es nicht geraten wäre, die Kohlengruben bei Saarbrücken, die Staatsgut sind, an Gesellschaften zu veräußern. Ich wollte damit den schleswig-holsteinischen Krieg bezahlen. Aber die Sache scheiterte an der Abneigung des Königs vor einer solchen Transaktion.“

Montag, den 15., schien plötzlich und ungewöhnlich zeitig wieder aufgebrochen werden zu sollen. Schon am frühen Morgen, bald nach vier Uhr, wurde in die Stube im Erdgeschoß, in welcher Abeken und ich schliefen, von einem der Kanzleidiener gemeldet: „Excellenz geht gleich fort; die Herren sollen sich parat machen.“ Ohne Verzug stand ich auf und packte. Es war jedoch ein Mißverständnis: mit den Herren waren nur die Räte gemeint. Gegen sechs Uhr fuhr der Kanzler mit Graf Bismarck-Bohlen fort, und Abeken, Reudell und Hatzfeld folgten ihm zu Pferde. Wir andern blieben vorläufig in Herny, wo es zunächst Beschäftigung genug gab, und wo wir uns, als aufgearbeitet war, anderweit nützlich machen konnten. Wiederholt gingen in dicken, gelbgrauen Staubwolken große Züge von Infanterie durch das Dorf, unter anderm drei preußische Regimenter, zum Teil Pommern, meist große schöne Leute. Die Musik spielte: „Heil dir im Siegerkranz“ und: „Ich bin ein Preuße“. Man sah den Leuten den Durst, den sie litten, aus den Augen brennen, und so organisirten wir rasch eine kleine Löschbrigade. In Eimern und Krügen trugen wir Wasser hin und reichten es während

---

in vollem Ministerrate den Vorschlag gemacht haben“ sollte, „Saarbrücken und Landau an Frankreich abzutreten. Der Großherzog selbst,“ so hieß es dort weiter, „hat diese Thatsache der Person mitgeteilt, welche sie in der Morgenpost veröffentlicht, und der Großherzog hatte sie von dem Könige von Preußen, welcher behauptete, daß nur sein Widerspruch die Ursache gewesen, daß der Vorschlag des Herrn von Bismarck vom Ministerrate nicht angenommen worden sei.“





es hieß, daß wir, „wenn es Gottes Wille,“ das Elsaß behalten würden.“

König und Kanzler hatten, wie man bei Tische erfuhr, eine Art Refognoszierungstour bis ungefähr drei Viertelmeilen vor Metz gemacht, zu der sich auch der General von Steinmetz eingefunden. Die außerhalb der Festung stehende französische Armee war am Tage vorher von diesem bei Courcelles mit Ungestüm angegriffen und in die Stadt und in die Forts hineingeworfen worden. Man veranschlagte die Verluste der Feinde auf 4000 Mann; in einer Schlucht hatte man gegen vierzig tote Rothosen gefunden, die meisten davon durch den Kopf geschossen.

Abends, als wir auf der Bank neben der Hausthür saßen, kam auch der Minister auf einen Augenblick zu uns. Während er einige Worte mit uns sprach, wollte er von mir eine Zigarre, aber Hofrat Taglioni (Chiffreur des Königs, früher bei der Gesandtschaft in Paris, jetzt verstorben), war flinker als ich mit der Tasche heraus. Schade, mein Kraut war erheblich besser als das seine.

Beim Thee sprach der Kanzler unter anderm davon, daß er zweimal, in San Sebastian und bei Schlüsselburg, in Gefahr gewesen, von Schildwachen erschossen zu werden, wobei man erfuhr, daß er auch etwas Spanisch versteht. Von der Schlüsselburger Affaire kam er auf folgende Anekdote, die ich als eine von ihm selbst erlebte nacherzähle, obwohl ich dabei einiges nicht genau hörte und so nicht verbürgen kann, daß sie ihm selbst und nicht einem Andern passiert ist. Der Graf war einmal im Sommergarten zu Petersburg und traf dort den Kaiser. Sie gingen eine Strecke mit einander und kamen dabei an einen freien Rasenplatz, in dessen Mitte eine Schildwache stand. Bismarck erlaubte sich die Frage, was die da solle. „Er wußte es nicht. Der Kaiser wendete sich an den Adjutanten, der es aber auch nicht wußte. So fragen Sie die Schildwache. Die Schildwache sagte nur: — er brauchte hier die russischen Worte — „Es ist befohlen.“ Damit war uns ebensowenig geholfen, und der Adjutant muß sich weiter erkundigen, auf der Wache bei dem Offizier und dann weiter hinauf. Aber immer dieselbe Antwort: Es ist befohlen. Es wird in den Akten nachgesehen und nichts über die Sache



Endlich fuhren wir nach drei Uhr über den Berghang in das Moselthal hinab und nach Pont à Mousson hinein. Dasselbe ist eine Mittelstadt von etwa 8000 Einwohnern und streckt sich zu beiden Seiten des Flusses hin, hat eine schöne steinerne Brücke und auf dem rechten Ufer eine große alte Kirche. Wir überschritten die Brücke, kamen dann auf den größtenteils von Arkaden umgebenen Markt mit mehreren Gasthöfen und Cafés und dem alten Rathause, vor dem sächsisches Fußvolk auf Stroh lagerte, und bogen von hier in die Rue Saint Laurent ein, auf welcher der Minister, mit Abeken, Reudell und Graf Bismarck-Böhlen in einem von rotblühenden Schlingpflanzen umrankten Schloßchen an der Ecke der Rue Raugraf einquartiert war. Sein unfreiwilliger Wirt war, wie man hörte, ein alter Herr, der sich mit Madame auf Reisen befand. Der Kanzler wohnte in Zimmern des ersten Stocks, die auf den kleinen hinter dem Hause befindlichen Garten hinausfahen. Im Erdgeschoß wurde das Bureau, ebenfalls in einem Hinterzimmer, installiert, und eine kleinere Stube gegenüber sollte als Eßsalon dienen. Der Landrat, ich, Sekretär Bölsing, Willisch und Saint Blanquart, der andere mobile Chiffreur, wurden ebenfalls auf der Rue Saint Laurent, etwa zehn Thüren weiter vom Markte entfernt, auf der andern Seite der Straße, wo sie an einem kleinen Platz endigt, in einem Hause untergebracht, welches nur von französischen Damen und ihren Dienstmädchen bewohnt zu sein schien. Ich schließ mit Blanquart — oder, geben wir jedem wenigstens einmal seinen vollen Titel, Hofrat Saint Blanquart — in einem Gemach, in welchem ein Schicksalsverwandter von mir, soll heißen, ein Viel- und Weitherumgekommener, seine Andenken aus aller Herren Länder aufgehangen hatte: getrocknete Blumen, Rosenfränze, Palmenzweige, Photographien aus der Stadt Davids, dergleichen Vino di Gerusalemme, eine Darabuka, Kokosnüsse, Korallen, Seefrebse, Schwämme aus der Meerestiefe, einen Schwertfisch und andere derartige Ungetüme mit aufgesperrtem Rachen und spizigen Zähnen, ferner drei deutsche Tabakspfeifen und daneben drei morgenländische Betten derselben, einen Tschibbuk, ein Argileh und ein Schisch, dann eine spanische Mutter Gottes mit einem halben Duzend

tern in der Brust, eine Erinnerung an ein Stiergefecht, Anti-



Minister hieß es, er sei schon bald nach vier Uhr morgens fort, nach Meß zu, wo heute oder morgen eine Hauptschlacht erwartet werde. So gab es denn diesen Tag aller Wahrscheinlichkeit nach für mich wenig oder nichts zu thun, und ich nahm die Gelegenheit wahr, mit Willisch einen Spaziergang in die Umgebung der Stadt zu machen. Wir gingen zuerst stromaufwärts über die Pontonbrücke der Sachsen hinaus, die hier auf den Wiesen am linken Ufer einen großen Fuhrpark aufgestellt hatten, bei dem sich auch Wagen aus Dörfern bei Dresden befanden. Wir schwammen über den klaren, tiefen, auf beiden Seiten von Weiden eingefassten Fluß und wieder herüber. Dann wurde die Kirche auf der rechten Seite des Wassers besucht, wo wir unter anderm ein außerordentlich schönes Grab Christi mit den schlafenden Wächtern bewunderten. Besonders die letztern sind in Haltung und Gesichtsausdruck wahre Meisterwerke der Zeit des Übergangs aus dem Mittelalter in die Renaissance.

Ins Bureau zurückgekehrt, fanden wir, daß dort noch immer Feierabend war. Ich hatte daher Zeit, mit Jansen und Willisch dem Gipfel des Mousson und seiner Ruine einen Besuch abzustatten. Ein steiler Weg führte hinauf durch die Weinberge, welche die dem Fluße und der Stadt zugewendete Flanke des Kegels bedecken. Droben auf den Trümmern der Burg, die so ausgedehnt sind, daß sich in sie ein ziemlich ansehnliches Dorf eingenistet hat, genießt man eine weite, wunderschöne Aussicht auf das Stromthal und seine Hügel. Die meisten dieser gutgegliederten Höhen sind mit Reben bepflanzt; unten schlängelt sich, lichtblau im Grünen, etwa so breit wie die Saale bei Viebichenstein, die Mosel hin. Rechts und links im Thale und auf den Bergen Dörfer und Schlößchen. Auf den weißen Straßen in der Tiefe gleich Ameisenzüge Kolonnen mit blitzenden Helmbeschlägen und Gewehrläufen. Dichter Staubbübel hinter ihnen. Bisweilen Trommelwirbel oder ein Hornsignal. Unmittelbar um uns alles einsam und still. Selbst der Wind, der sicher hier oben oft recht vernehmlich weht, hält den Atem an.

Wir begaben uns wieder hinunter in das kriegerische Getümmel und nach unserm Schlößchen an der Rue Naugraf, aber nur, um zu hören, daß der Minister noch immer nicht zurück war. Dagegen



Endlich, gegen sechs Uhr, kam der Kanzler zurück. Es hatte an diesem Tage keine große Schlacht stattgefunden, aber mit aller Wahrscheinlichkeit war anzunehmen, daß es morgen wieder etwas geben werde. Der Ober erzählte bei Tisch, daß er seinen während eines Kesselsangriffs von Heiterei bei Mars la Tour durch einen Geschloßbruch in den Oberarm verwundeten ältesten Sohn, Graf Ferkel, besucht habe, der im Feldlazarett von Mariaville untergebracht war. Nach ihm ausreitend, hatte ihn der Minister endlich in einem Gehöft auf einem Hügel gefunden, wo auch andere Verwandte in ziemlicher Anzahl lagen. Die Besorgung derselben hatte ein Chirurg in den Händen gehabt, der kein Wasser zu beschaffen gewußt und die Kutten und Hüfner, die auf dem Hofe herumgewandelt, aus einer Art Fräuderie nicht für seine Kranken habe in Anspruch nehmen wollen. „Er sagte, er dürfe nicht,“ berichtete der Minister weiter. „Verstellungen in Güte, die ihm gemacht wurden, halfen nichts. Da drohte ich ihm erst, die Hüfner mit dem Revolver zu erschießen: dann gab ich ihm zwanzig Franken, dafür sollte er fünfzehn Stück kaufen. Zuletzt bejahte ich mich, daß ich ja preussischer General war, und jetzt befehl ich ihm, worauf er gehorchte. Das Wasser aber mußte ich selber suchen und in Kässern heranschaffen lassen.“

Inzwischen war der amerikanische General Sheridan in der Stadt angekommen. Er kam aus Chicago, wohnte am Markt im Croix Rouge und hatte um eine Zusammenkunft mit unserm Kanzler gebeten. Der Kaiser begab sich auf dessen Wunsch zu ihm und sagte ihm, daß Graf Moltke ihn im Laufe des Abends erwarte. Der General, ein kleine corpulenter Herr von etwa fünfundsiebzehn Jahren, mit einem Schnurr- und Zwickelbärtchen, spricht den allerechtesten Amerikaner. Er hatte seinen Adjutanten Forsythe und als Dolmetscher den Journalisten Doktor Mac Lean bei sich, welcher der „New York Times“ als Kriegskorrespondent diene.

In der Nacht waren wieder starke Durchmärsche von unserm Heere zu hören. Man erfuhr später, daß es Sachsen gewesen. Am nächsten Morgen sagte man mir im Bureau, daß der Kaiser und der Minister schon um drei Uhr weggefahren seien. Es wurde





wurden, sowie Munitionskarren, und infolge dessen blieben wir nach kurzer Zeit vollständig eingeklemmt stecken. Fast alle Häuser des Ortes waren durch Fenster Fähnchen als Lazarette bezeichnet, und beinahe hinter allen Fensterscheiben sahen wir Leute mit verbundenem Kopfe oder dem Arm in der Binde.

Nach etwa einstündigem Warten lockerte sich die Versahrenheit, in die wir geraten waren, wir rückten langsam vorwärts, und nach einer Weile waren wir hinaus auf die Hochfläche seitwärts von dem Städtchen. Hier kamen wir erst in ein Gehölz, wo uns ein heftiges, aber bald vorübergehendes Gewitter mit schwerem Regen überfiel, dann auf eine weite, etwas gewellte Ebene mit Stoppelfeldern, durchschnitten von Straßen, die meist mit deutschen Bappeln bepflanzt waren. Rechts in der Ferne bemerkte man mehrere Dörfer und darüber hinaus Hügel und Senkungen mit Laubwald.

Nicht weit von Gorze zweigt sich zur Rechten ein sanft abwärts führender Weg ab, der uns in einer guten halben Stunde nach Rezonville gebracht hätte, wo ich den Minister finden und unsere Reiter wieder treffen sollte. Meine Karte aber gab in Betreff der hier liegenden Dörfer und Straßen keinen Rat. Der Weg links war wie der zur Rechten, so weit die Augen reichten, ganz einsam. Ich meinte, auf jenem Seitenwege zu nahe nach Metz hin zu kommen, und so ließ ich auf der Chaussee weiter fahren, die uns erst nach einem einzeln stehenden Meierhof, wo Haus, Scheune und Stall voll Verwundeter waren, dann in das Dorf Mars la Tour brachte.

Schon unmittelbar hinter Gorze trafen wir auf Spuren von Gefechten, Kugelgruben im Erdboden, abgeschossene Baumzweige, einzelne tote Pferde. Weiterhin wurden die letzteren häufiger; an einigen Stellen zählte man zwei bis drei nebeneinander, und an einer lag eine Gruppe von acht solchen Kadavern. Die meisten waren furchtbar geschwollen und streckten die Beine in die Luft, während die Köpfe schlaff auf der Erde lagen. Neben Mars la Tour war ein Lager von Sachsen. Dem Dorfe hatten die Kämpfe vom 16., wie es schien, wenig Schaden gethan: nur ein Haus war abgebrannt. Ich fragte hier einen Ulanenleutnant, wo Rezonville sei. Er wußte es nicht. Wo der König sei? „An einem Orte, ungefähr zwei



Holz einer Zigarrenkiste mit Bindfaden zusammengebunden oder ein mit dem Bajonett hineingespießtes Chassepotgewehr bezeichnete. Der Leichengeruch war sehr merklich, bisweilen, wenn der Wind von einer Gruppe Pferdekadaver herwehte, schier unerträglich.

Es wurde Zeit zu dem Wagen zurückzukehren, auch hatte ich vollkommen genug von dem Bilde der Wahlstatt. Ich schlug einen andern Weg ein, aber auch hier mußte ich wieder Haufen von Toten, diesmal lauter Rothosen, passiren, und an Massen von umhergeworfenen Kleidungsstücken, Hemden, Schuhen, Papieren und Büchern, Dienst- und Gebetbüchern fehlte es ebensowenig. Neben einigen Toten lagen ganze Packete von Briefen, die sie in ihren Tornistern mit sich geführt hatten. Ich nahm mir einige davon als Andenken mit, darunter auch zwei deutsche von einer Anastasia Stampf aus Scherrweiler bei Schlettstadt, die ich neben einem französischen Soldaten fand, welcher kurz vor Ausbruch des Krieges in Caen gestanden hatte. Der eine war vom „25. Heimonath 1870“ datirt und schloß mit den Worten: „wir befelen Dich stäts unter den Schutzmandel Maria.“

Der Minister war, als ich den Wagen wieder erreichte, noch nicht gekommen, und es war vier Uhr geworden. Wir kehrten daher auf näherm Wege, auf dem ich inne wurde, daß wir die beiden langen Seiten eines spitzen Dreiecks umfahren hatten, statt die kurze zu wählen, nach Gorze zurück. Hier trafen wir Reudell, dem ich unser Mißverständniß und unsern unglücklichen Umweg erklärte. Er war mit Abeken und Graf Hatzfeldt beim Chef in Rezonville gewesen. Letzterer hatte sich, wie man weiter erfuhr, während der Schlacht vom 18., in der die Entscheidung bei Gravelotte erfolgt war, mit dem König etwas weit vorgewagt und sich gleich diesem eine Zeit lang in Gefahr befunden. Später hatte er die Schwerverwundeten eigenhändig mit Wasser erfrischt. Abends neun Uhr sah ich ihn wohlbehalten in Pont à Mousson anlangen, wo wir allesamt wieder mit ihm zu Nacht speisten. Die Unterhaltung bei Tische drehte sich natürlich in der Hauptsache um die beiden letzten Schlachten und den Gewinn und Verlust, den sie zur Folge gehabt. Die Franzosen hatten Massen von Leuten auf dem Platze gelassen. Der Minister







und Kolben angegriffen und viele Offiziere, darunter den General Kraußhaar, verloren hatten.

Abends beim Thee fragte mich der Chef, als ich ins Zimmer trat:

„Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?“

Ich erwiderte: „Danke, Excellenz, gut.“

„Haben Sie denn auch was gesehen?“

„Ja, das Schlachtfeld bei Bionville, Excellenz.“

„Schade, daß Sie unser Abenteuer vom 18. nicht mit erlebt haben.“

Darauf erzählte er ausführlich, wie es ihm an jenem Tage in den letzten Stunden der Schlacht und in der Nacht darauf ergangen war. Ich werde diese Mitteilungen, durch spätere Äußerungen des Ministers ergänzt, in einem der folgenden Abschnitte bringen. — — —

Die Rede kam hiernach auf den General Steinmeß, von dem der Kanzler sagte, er sei tapfer, aber eigenwillig und über die Maßen eitel. Im Reichstage halte er sich immer in der Nähe des Präsidentenstuhls auf und stehe, damit man ihn, den kleinen Mann, hübsch sehen könne. Auch kokettire er, indem er fleißig auspasse und sich auf ein Papier Notizen mache. „Er denkt dabei,“ so schloß diese kurze Charakteristik, „daß die Zeitungen davon Notiz nehmen und seinen Eifer loben werden. Irre ich nicht, so hat er sich damit auch nicht verrechnet.“ Der Minister irrte durchaus nicht; die Presse hatte, wie gewöhnlich, was erwünscht und erstrebt wurde, zur Genüge gethan.

Die Damen in unserm Hause (ich meine das mit dem ethnographischen Kabinett) waren gar nicht scheu, eher das Gegenteil. Sie unterhielten sich mit uns, soweit wir französisch konnten, mit erfreulicher Unbejangenheit.

Montag, den 22. August schrieb ich in mein Tagebuch:

Früh mit Willig wieder baden gegangen, bevor der Chef aufgestanden. Um zehn und ein halb Uhr werde ich zu ihm gerufen. Er fragt zuerst, wie mirs geht, und ob ich nicht auch Anfälle von Dysenterie gehabt. Ihm wäre es in vergangener Nacht nicht gut ergangen. Der Graf und Dysenterie? Gott behüte ihn davor. Es wäre schlimmer als eine verlorene Schlacht. Unsere ganze Sache läme darüber ins Wanken und Schwanen. — — —





Frankreich gerichtet zu halten. Daß den Franzosen durch Wegnahme eines Stückes Land ein Gefühl der Bitterkeit erweckt wird, kommt nicht in Betracht. Diese Bitterkeit würde auch ohne Landabtretung vorhanden sein. Österreich hat 1866 keine Quadratrute seines Gebietes hergeben müssen, und haben wir etwa Dank dafür gehabt? Schon unser Sieg bei Königsgrätz hat die Franzosen mit Mißgunst gegen uns, Haß und schwerem Verdruß erfüllt; wie viel mehr werden in dieser Weise unsere Siege bei Wörth und Metz auf sie wirken! Rache für diese Niederlagen der stolzen Nation wird daher, auch wenn man ihr kein Land nimmt, fortan das Feldgeschrei in Paris und den von da beeinflussten Kreisen in der Provinz sein, wie man Jahrzehnte hindurch dort an Rache für Waterloo gedacht hat. Ein Feind aber, den man nicht durch rücksichtsvolle Behandlung, nachdem er unterlegen, zum Freunde gewinnen kann, muß unschädlich gemacht werden, und zwar auf dauernde Weise. Nicht Schleifung der östlichen Festungen Frankreichs, sondern Abtretung derselben allein kann uns dienen. Wer die Abrüstung will, der muß zunächst wünschen, daß die Nachbarn der Franzosen auf diese Maßregel eingehen können, da Frankreich der alleinige Friedensstörer in Europa ist und es bleiben wird, so lange es dies bleiben kann.“

Es ist ganz erstaunlich, wie geläufig einem solche Gedanken des Chefs jetzt schon aus der Feder fließen. Was vor zehn Tagen noch wie ein Wunder aussah, ist heute ganz natürlich und selbstverständlich.

Bei Tische kam die ungehörige, um nicht zu sagen niederträgliche Kriegsführung der Rothosen wieder zur Sprache, und der Minister erzählte, daß sie bei Mars la Tour einen unserer Offiziere — es soll Finkenstein gewesen sein — der verwundet auf einem Stein am Wege gefressen, umgebracht haben. Die einen behaupteten, erschossen, andre erzählten — und das sei wohl richtiger — ein Arzt habe an der Leiche konstatirt, daß der betreffende Offizier an einem Degenstich gestorben sei, woran der Chef die Bemerkung knüpft, daß er, wenn es zu wählen gälte, lieber erstochen als erschossen sein wolle. Er beklagte sich dann über Abekens Treiben in letzter Nacht, wo er m., der ohnedies nicht schlafen gekonnt, durch Schreien, Hinundher-



## Drittes Kapitel.

Commercy. — Bar le Duc. — Clermont en Argonne.

**D**ienstag, den 23. August, sollte die Reise nach Westen fortgesetzt werden. Sheridan und seine Leute sollten uns begleiten oder ohne Verzug folgen. Der Regierungspräsident von Kehlweiler blieb bis auf weiteres hier und zwar als Präsekt. In gleicher Stellung gingen der Graf Renard, eine Hünengestalt mit dem entsprechenden Barte, nach Nancy und der Graf Hensel nach Saargemünd. Man sah den Reichsboten Bamberger wieder. Auch Herr Stieber tauchte in der Nähe des Hauses an der Ecke der Rue Kaugraf einmal auf. Endlich begegnete ich, als ich mir die innere Stadt vor unsrer Abfahrt noch einmal besah, um mir ihr Bild als Andenken einzuprägen, zum erstenmale, seit ich ihn acht oder zehn Tage vor der Kriegserklärung im Auswärtigen Amte mit dem Kriegsminister die Treppe zur Wohnung des Chefs hatte hinaufsteigen sehen, dem seinen, faltigen, glattrasirten Gesichte Moltkes wieder. Es kam mir vor, als ob es heute ein recht zufriedenes und vergnügtes Gesicht wäre.

Interessant war, als ich ins Bureau zurückkam, ein Bericht über die Art, in der sich Thiers vor kurzem über die nächste Zukunft Frankreichs geäußert hatte. Er hatte mit Bestimmtheit vorausgesetzt, daß wir uns im Falle des Sieges das Elsaß nehmen würden. Napoleon würde nach dem Verluste von Schlachten auch den Verlust seines Thrones erleben, und ihm würde für einige Monate die Republik und dann wahrscheinlich ein Orleans folgen, vielleicht aber auch Leopold von Belgien, der, wie der Gewährsmann des Berichterstatters, ein Vertrauter Rothschilds, aus sicherer Erfahrung wissen gewollt, ehrgeizig sei.



feindselig. Mehrmals las man über den Thüren die Firma: „Fabrique de Madeleines.“ Diese sind Biscuits in der Form kleiner Melonen, die in ganz Frankreich Ruf haben, weshalb wir nicht versäumten, ein paar Schachteln davon nach Hause zu schicken.

Der Chef wurde mit Abeken und Reudell auf der Rue des Fontaines im Schloßchen des Grafen Macore de Gaucourt einquartiert, in welchem in den letzten Tagen ein Fürst oder Prinz von Schwarzburg gewohnt hatte, und wo nur die Dame vom Hause zurückgeblieben war. Ihr Gemahl diente in der französischen Armee und stand infolgedessen im Felde. Er war ein sehr vornehmer Herr; denn er stammte von den alten Herzögen von Lothringen ab. Seine Wohnung hatte neben sich einen hübschen Blumengarten, und dahinter streckte sich ein großer schattiger Park hin. Ich wurde nicht weit vom Minister, auf der Rue Heurtebise Nummer 1, im Parterreputzstübchen eines kleinen Rentiers, des Sieur Gillot, untergebracht, wo ich einen freundlichen und gefälligen Wirt und ein vortreffliches Himmelbett fand. Bei einem Gange durch die Stadt traf ich Sheridans Adjutanten vor einem Hause, zu dessen Thür Stufen hinaufführten. Er erzählte mir, daß sie anfangs Mai in Kalifornien aufgebrochen und unter großen Beschwerden nach Chicago gereist, von da nach London, dann nach Berlin gegangen und von dort wieder in fünf Tagen nach Pont à Mousson gefahren seien. Er und der General, der im ersten Stock zum Fenster herausah, trugen jetzt Uniform. Später suchte ich den Kanzler auf, den ich im Garten fand, und fragte, ob es für mich zu thun gebe. Nach einigem Besinnen bejahte er es, und eine Stunde später bekam sowohl die Feldpost als der neue Telegraph durch mich zu thun.

Ich schrieb unter anderm folgenden Artikel:

„Es ist jetzt vollkommen sicher, daß die Prinzen der Familie Orleans in der Erwartung, den Stern der Napoleoniden noch mehr erbleichen und noch tiefer sinken zu sehen, ihre Zeit für gekommen halten. Unter Betonung des Umstandes, daß sie Franzosen sind, haben sie Frankreich in der jetzigen Krisis ihren Degen zur Verfügung gestellt. Durch ihre Schlassheit zum großen Teil, durch ihr gleichgültiges Geschehenlassen in Sachen der Entwicklung ihrer Nachbarn



Mergelboden geboren werden, sie mußte auf Kalkboden einen Sieg erfechten, und sie mußte notwendig auf Sandstein sterben.“

Alvensleben berichtete, als von der barbarischen Kriegsführung der Feinde die Rede war, daß sie auch aus Toul auf einen Parlamentär geschossen, wogegen ein anderer Offizier, der nur zum Scherz auf das Glacis geritten, sich in aller Freundschaftlichkeit mit den Herren auf den Wällen hätte unterhalten können. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob Paris nicht trotz seiner Werke gestürmt werden könne, und die Militärs bejahten sie. Der General sagte: „Eine große Stadt dieser Art kann, wenn sie von einer genügend zahlreichen Armee angegriffen wird, nicht mit Erfolg verteidigt werden.“ Graf Waldersee wollte „Babel ruinirt haben“ und führte dafür Gründe an, die mir im stillen ungemein gefielen. Der Minister aber erwiederte: „Ja, das wäre ganz recht, es geht aber aus vielen Rücksichten und schon darum nicht an, weil auch Deutsche, Kölner und Frankfurter, dort bedeutende Kapitalien angelegt haben.“

Man sprach dann von dem eroberten und noch zu erobernden Frankreich. Alvensleben wollte das Land bis zur Marne behalten. Unser Graf hatte einen andern Wunsch, dessen Verwirklichung er aber nicht für möglich zu halten schien. „Mein Ideal wäre,“ so sagte er, „eine Art Kolonie Deutschlands, ein neutraler Staat von acht bis zehn Millionen, wo es keine Konstriktion giebt, und dessen Steuern nach Deutschland fließen — soweit sie nicht im Innern gebraucht werden. Frankreich verlöre so die Gegenden, wo seine besten Soldaten herkommen, und würde unschädlich. Im Reste von Frankreich keine Bourbons, keine Orleans, zweifelhaft, ob Lulu oder der dicke oder der alte Bonaparte. Ich wollte bei der Luxemburger Geschichte keinen Krieg, da ich wußte, daß es sechs geben würde. Aber das muß jetzt ein Ende haben. Doch sprechen wir nicht vom Fell des Bären, ehe er geschossen ist. Ich gestehe, ich bin in dieser Hinsicht abergläubig.“ — „Na, er ist aber doch schon angeschossen, der Bär,“ meinte Graf Waldersee. — — —

Der Kanzler kam dann auf seine Söhne zu reden, wobei er sagte: „Ich hoffe jetzt, daß ich von meinen Sungen wenigstens den einen behalte — ich meine Herbert, der jetzt auf dem Heimwege sein









mit der Sache in Verbindung stehenden Dingen. Der Hausherr, elegant eingerichtet, offenbar wohlhabend, war davongegangen und hinterließ eine ältliche Aufwärterin zurückgelassen.

Der Zücker war der Leibarzt des Königs, Dr. Lauer, Gast des Ministers. Letzterer war mitteilsam wie fast immer und, wie es schien, ungewöhnlich gut aufgelegt. — — — Bei dem Besuch in Signu hatte er mit dem Kronprinzen und mit den Fürsten und Oberoffizieren in dessen Begleitung frühstücken müssen, und man hatte recht gut gespeist. „Auch der Augustenburger war da, er trug bairische Uniform, sodaß ich ihn erst garnicht erkannte, und machte, als er mich gewahr wurde, ein verlegnes Gesicht.“ Sonst erfuhr man aus den Äußerungen des Chefs, daß Graf Hatzfeldt für die Zeit, die wir hier bleiben sollten, als eine Art Präsekt zu fungiren bestimmt war — eine Rolle, zu der er sich vermutlich durch besonders gute Kenntniß des Französischen und durch die Vertrautheit mit der Sitte und Art des Landes empfahl, die er sich durch langen Aufenthalt in Paris erworben hatte. Nach einer andern Äußerung des Ministers war anzunehmen, daß das Hauptquartier hier wahrscheinlich mehrere Tage verweilen würde — „wie in Capua“ sagte der Graf lächelnd.

Am Abend wurden vor dem Thee wieder einige Artikel nach Deutschland abgesendet, unter andern einer über die Mitwirkung der Sachsen bei Gravelotte, auf welche der Chef inzwischen wiederholt lobend zurückgekommen war. Er lautete:

„In der Schlacht, die am 18. bei Metz stattfand, haben die Sachsen sich durch gewohnte heldenmütige Tapferkeit hervorgethan und sehr wesentlich dazu beigetragen, daß der Zweck des Tages deutscherseits erreicht wurde. In der Absicht, das sächsische Armee-korps bald auch vor den Feind zu bringen, hatte man daselbe tags vorher starke Märsche vom rechten nach dem äußersten linken Flügel machen lassen, und auch am 18. selbst lag ihm ein solcher ob. Trotz dieser Strapazen aber griffen diese braven Truppen, als sie den Franzosen gegenüberstanden, mit bewundernswerter Energie an, warfen die Feinde kräftig zurück und erfüllten ihre Aufgabe, die darin bestand, den Gegnern das Durchbrechen nach der Gegend von Thion-



der Infanterie, von denen die eine den prachtvollen Hohenfriedberger Marsch spielt. Er ist das Armeekorps des General's von Hartmann, dann die von der Tann's, der nachher bei uns frühstückt. Wer das anzusehen nach dem Kriege von 1866 oder auch noch vor drei Monaten für möglich gehalten hätte!

Mehrere Artikel für die Post, andre für den Telegraphen geschrieben. Unsere Leute rücken rasch vorwärts. Die Spitzen der deutschen Heertheile stehen schon zwischen Chalons und Epervan. In Deutschland sind die vor einigen Tagen besprochenen drei Reservearmeen in der Bildung begriffen. Die Neutralen erheben gegenüber unserer Absicht, uns durch Einverleibung französischen Gebietes eine vorteilhafte Westgrenze zu schaffen, zum Teil Schwierigkeiten. Namentlich England, das, wie seither immer, mißgünstig Wien macht, uns die Hände zu binden. Besser scheinen die Berichte aus Petersburg zu lauten, wo der Kaiser, obgleich nicht ohne Bedenken wegen der ins Auge gefaßten Maßregel, uns wohl will und die Großfürstin Helene uns ihre thätige Sympathie zugewendet hat. Wir bleiben bei unserer Absicht, die von der Nothwendigkeit, die süddeutschen Länder endlich einmal vor Frankreichs Anfällen sicher zu stellen und auf diese Weise unabhängig von der französischen Politik zu machen, eingegeben ist, und deren Ausführung, wenn die Sache erst in die Öffentlichkeit gedrungen ist, von dem nationalen Gefühl ohne Zweifel mit einer Energie gefordert werden wird, der schwer zu widerstehen sein würde. - Man berichtet von den Truppen vor uns allerhand Empörendes über die Franc-tireurbanden, die sich gebildet haben. Ihre Uniformirung ist derart, daß man in ihnen kaum Soldaten erkennt, und was sie an Abzeichen tragen, die sie als solche kenntlich machen, können sie leicht ablegen. Ein solcher Bursch liegt, während ein Reitertrupp von uns die Straße daher kommt, anscheinend sich sonnend im Graben, neben einem Gehölz. Sind die Leute vorbei, feuert er sein Gewehr, das er in der Zwischenzeit im nahen Gebüsch verborgen gehalten, auf sie ab und läuft in den Wald, aus dem er, der Wege kundig, ein Stück weiterhin als harmloser Blumenmann wieder herauskommt. Ich sollte fast meinen, das wären keine Vaterlandsverteidiger, sondern Mordelken, die man



Als dann von Gispelms Bräutur die Rede auf andre Bräutchen und Kompositionen in spe kommt, und jemand bei dem einen und dem andern Namen, der dabei genannt wird, Zweifel an der Befähigung von dessen Träger äußert, bemerkt der Minister: „Unsre Beamten in Frankreich mögen immerhin ein paar Dummheiten begehen, wenn nur im allgemeinen energisch regiert wird.“

Man spricht von den Telegraphenlinien, die so reich hinter uns entrieben, und es wird erzählt: „Die Telegraphisten, denen ihre Stangen weggeschleppt und ihre Trühte durchschnitten worden waren, verlangten von den Bauern, daß sie des Nachts bei der Zeitung Wache hielten. Die wollten aber nicht, auch als man ihnen Bezahlung dafür anbot. Zuletzt versprach man ihnen, daß jede Stange den Namen dessen erhalten sollte, der bei ihr gemacht habe, und diese Spekulation auf die französische Eitelkeit glückte: die Kerls mit den langen Zippelmützen hielten die ganze Nacht getreulich Wache, und es gab keine Weisungen mehr.“

Freitag, den 26. August. Es heißt, daß wir heute noch weiter gehen, und zwar nach Saint Menehould, wo unsre Truppen, wie ich diesen Morgen nach Deutschland telegraphirte, 800 Mobilgardes gefangen genommen haben. Jene hervorhebende Wendung der Reise berichtet Taglioni, der uns beiläufig geitern beim Frühstüd mit vorzüglich schönem Mariar bewirtete, den er, wie ich glaube, vom decken Bord hatte. Früh einen Artikel über die Franc tireurs gemacht und deren falsche Vorstellungen von dem, was im Kriege erlaubt, ausführlich geschildert. Dann, da der Ober fort — wie einige wollen, zum König, wie andre sagen, zu einer Tour in und um die obere Stadt\* — in Begleitung Abekens wieder zu der

\* In letzterem Falle konnte Folgendes auf unsern Aufenthalt in Bar le Duc bezogen werden. In der Pariser „Revue politique et litteraire“ vom Februar oder März 1874 erzählt Charles Weiss: „In einer Stadt des östlichen Frankreich, welche die traurige Ehre hatte, einige Tage hindurch die höchsten Personlichkeiten der Inquisition zu beherbergen, und wo in aller Eile der forcirte Mariar nach Essen beschloßen wurde, ging der famose Bismard, unbekümmert darum, daß die Vermählungen und das Ersäunen des Volkes mit Singern auf der Straße, allein in den entlegensten Quartieren der Stadt auf und nieder,





Wir fuhren am 26. wirklich weiter; unser Ziel war aber nicht Saint Ménéhould, wo es noch unsicher war und Franc tireurs und Mobilgarden spukten, sondern nach Clermont en Argonne, wo wir gegen sieben Uhr abends eintrafen. Auf dem Wege, der uns durch verschiedene ziemlich große Dörfer mit hübschen alten Kirchen führte, waren in den letzten Stunden alle zweihundert Schritte zur Sicherheit Feldgendarmen aufgestellt. Die Häuser zeigten überall ungetünchte graue Steinmauern und schlossen sich dicht aneinander. Alle Welt humpelte hier in plumpen Holzschuhen herum, und die Gesichtsbildung der Männer und Weiber, die oft recht zahlreich vor den Thüren standen, war, soviel ich in der Eile beobachten konnte, fast durchweg eine häßliche. Doch ist's wahrscheinlich, daß man die hübscheren Mädchen vor den deutschen Raubvögeln in Sicherheit bringen zu müssen gemeint hatte. Mehrmals passirten wir Gehölze von einer Ausdehnung, wie ich sie in dem mir als vergleichsweise waldarm geschilderten Frankreich nicht erwartet hatte. Immer war es Laubwald mit dichtem Unterholz und Schlingpflanzengeflecht.

Wir begegneten zuerst bairischen Truppenzügen und Wagenkolonnen, von welchen der vor uns fahrende König wieder Hurra-salven erhielt, nach denen der Kanzler auch sein Teil bekam. Darauf holten wir nacheinander das 31. Regiment (Thüringer), das 96. und das 66. ein. Dann fuhren wir an Husaren, weiterhin Ulanen und zuletzt sächsischen Trainsoldaten vorüber. An einem Waldsäume, nicht fern von einem Dorfe, das, wenn ich nicht irre, Triaucourt hieß, machte unserm Zuge ein Wagen mit gefangenen Franc tireurs Platz, hinter dem ein zweiter mit deren Tornistern und Gewehren, sowie den Waffen von andern Leuten ihrer Art herfuhr. Die meisten von den Burschen hingen die Köpfe, einer weinte. Der Chef hielt an und sprach mit ihnen. Er schien ihnen nichts Erfreuliches zu sagen. Weiterhin erzählte uns ein höherer Offizier, der an den Wagen der Räte heranritt und einen menschenfreundlichen Cognac bekam, daß diese Gesellen oder Kameraden von ihnen am Tage vorher in dieser Gegend einen Rittmeister oder Major von den Ulanen, v. Fries oder Friesen, heimtückisch erschossen. Gefangen genommen, hätten sie sich nicht wie Soldaten betragen, sondern wären ihrer



Als wir wieder hinunter kamen, zogen gerade die „Maträser“ vorbei. Der Minister war fort und hatte hinterlassen, daß wir ihm ins Hotel des Voyageurs folgen und da mit ihm essen sollten. Unser Küchenwagen war nämlich erst spät oder noch gar nicht eingetroffen. Wir gingen hin und fanden in einem kegelschubartigen Hinterzimmer, wo alles voll Lärm und Tabaksqualm war, am Tische des Chefs noch Platz und Abzug. Ein Offizier mit langem dunklen Barte und einer Johanniterbinde speiste mit uns. Es war Fürst Pleß. Er erzählte, daß die gefangenen französischen Offiziere in Pont à Mousson sich anmaßend und unverschämt betragen und die ganze Nacht hindurch gezecht und Hazard gespielt. Ein General habe durchaus einen besonderen Wagen als ihm gebührend verlangt und sehr ungeberdig gethan, als der ihm natürlicherweise abgeschlagen worden sei. Man unterhielt sich dann von den Herren Franc tireurs und ihrer unkommentmäßigen Art, Krieg zu führen, und der Minister bestätigte, was mir schon Abeken berichtet, daß er denen, die wir diesen Nachmittag an der Straße getroffen, sehr ernstlich die Leviten gelesen. Er schloß: „Ich sagte ihnen: «Vous serez tous pendus, vous n'êtes pas soldats, vous êtes des assassins.» Der eine fing dann laut zu flennen an.“ Daß der Kanzler sonst nichts weniger als hart ist, haben wir bereits gesehen und wird sich weiterhin noch mehrmals zeigen.

In unserm Quartier hatte der Chef eine Stube im ersten Stock inne, Abeken wohnte, glaube ich, in einem Hinterzimmer desselben, uns andern war in der zweiten Etage das Dortoir der zwei oder drei Pensionäre zugewiesen, die der Schulmeister dem Anscheine nach bei sich gehabt hatte — ein saalartiger Raum, in welchem es anfangs von Möbeln nichts als zwei Bettstellen, jede mit Matratze, aber ohne Decke, und zwei Stühle gab. Die Nacht war bitter kalt, und ich hatte nichts als meinen Regenmantel von Kautschuk zur Bedeckung, aber es ging ganz leidlich, zumal wenn man mit dem Gedanken einschließ: wie müssen die Soldaten thun, die unten neben der Landstraße im Schlamme der Äcker kampiren!

Am Morgen gab es ein rühriges und intelligent betriebenes Essen und Umgestalten, durch das sich unsre Schlafstube sehr



Angehörigen der Nation, die an der Spitze der Zivilisation marschirt, bei gewissen Beschwerden Zuflucht suchen. Es war offenbar aus der Türkei importirt, wo ich ähnliche Apparate, aber bei weitem nicht so greuelhaft eingerichtet, halb verlegen, halb schauernd gesehen hatte.

Im Parterre hatte sich das Bureau des Kriegsministers oder des Generalstabes — eingerichtet. In den dort befindlichen beiden Schulstuben schrieben Fouriere und Soldaten auf den Schultischen und dem Katheder. An den Wänden sah man verschiedene Lehrapparate, Landkarten und Sinnsprüche, an der einen schwarzen Tafel Rechenexempel, an der andern eine auf die böse Zeit bezügliche recht verständige Ermahnung: „Faites vous une étude de la patience et sachez céder par raison.“

Schon während wir Kaffee tranken, kam der Chef herauf und fragte verdrießlich, warum die Proklamation, nach welcher eine Anzahl von Vergehen der Bevölkerung gegen das Kriegrecht mit dem Tode bestraft werden sollte, noch nicht angeschlagen sei. Ich erkundigte mich in seinem Auftrage bei Stieber, der sich im untern Teile der Stadt einen guten Platz ausgesucht hatte, und bekam die Antwort, Abeken habe die Proklamation dem Generalstabe übergeben, und er, der Feldpolizei-Direktor, habe nur solche Bekanntmachungen anzuschlagen, die von Seiner Majestät ausgingen.

Als ich dem Kanzler dies meldete, wobei ich zugleich mehrere Aufträge erhielt, gewährte ich, daß er kaum besser untergebracht war als wir. Er hatte die Nacht auf einfacher Matratze am Fußboden geschlafen, seinen Revolver neben sich, und er arbeitete an einem Tischchen, auf dem kaum beide Ellbogen ruhen konnten, in der Ecke neben der Thür. Die Stube war auf das Notwendigste ausgestattet, von Sofa, Lehnstuhl u. dgl. war nicht die Rede. Der, welcher seit Jahren die Weltgeschichte machte, in dessen Kopfe ihre Strömungen sich konzentrirten, um nach seinen Plänen verwandelt wieder daraus hervorzugehen, hatte kaum, wo er sein Haupt hinlegte, während stupide Hofschrannen in bequemen Himmelbetten vom Nichtsthun ausruhten, und selbst Monsieur Stieber sich viel behaglicher zu betten verstanden hatte als unser Meister.



Trommeln und Wagenrollen. Es war nicht leicht, in diesem Wirrwarr seine Gedanken beisammen zu halten und seine Aufgaben nach Wunsch zu vollenden. Aber mit gutem Willen mußte es gelingen.

Nach dem Essen, bei dem der Küchenwagen wieder seine Vorräte geboten, bei dem der Kanzler und einige der Räte aber nicht zugegen waren, da sie beim Könige speisten, stieg ich mit Willisch wieder die Stufen zu der Kirche hinauf und dann auf einem gewundenen Pfade weiter bis auf den Gipfel des Berges, wo sich eine Kapelle der heiligen Anna befindet, vor der eben im Schatten eines breitwipfeligen Baumes eine Gruppe von Landsleuten, Soldaten vom Freiburger Jägerbataillon, ihr Abendbrot sich schmecken ließen. Sie hatten am 18. mitgefochten, und ich versuchte, von ihnen näheres über die Aktion zu erfahren, hörte aber nicht viel mehr, als daß sie tüchtig darauf gegangen wären. Auf dem Wege zeigten sich hier und da Spuren von altem Gemäuer, und oben auf der Fläche des Gipfels gewahrte man eine gewisse Regelmäßigkeit der Bäume und Gesträuche, die darauf schließen ließen, daß hier eine große Gartenanlage verwildert war.

Seitwärts von der Kapelle führte ein gerader Gang zwischen dunkeln Lebensbäumen, in dessen Mitte ein Geistlicher in schwarzer Soutane, in einem Buche, vielleicht Gebete oder fromme Betrachtungen, lesend vor uns herschritt, nach einem allerliebsten Aussichtspunkte mit Bänken. Ein wahres Luginsland! Vor uns im Grunde dicht vor unsern Füßen die kleine Stadt, jenseits derselben im Norden und Osten eine weitgedehnte Ebene, Stoppelfelder, Dörfer mit spitzen Kirchtürmen, Baumgruppen und Waldstrichen, nach Süden und Westen der Stamm der Argonnen mit unabsehbarem, tiefgrünem, weiterhin nebelblauem Walde. Die Ebene ist von drei Straßen durchschnitten. Die eine führt in gerader Richtung auf Varennes zu. Neben ihr, nicht weit von der Stadt, befand sich ein bairisches Lager, das eben seine Feuer anzündete und malerische Rauchwölkchen aufsteigen ließ. Rechts davon, gegen den Horizont hin, zeigte sich auf bewaldetem Hügel das Dorf Fauvoix, noch weiter rechts tauchten andre einzelne Höhen auf, hinter und über denen in lichtblauer Ferne das hochgelegene Städtchen Montfaulcon sichtbar war. Mehr nach Osten





zur Bewunderung der Umgegend auf seinen Gipfel. Spottend gingen sie an meiner eben offenstehenden Kirche vorbei und meinten, ein Wirtshaus wäre hier besser am Platze. Man schleppte darauf ein Faß Wein heran, das man bei der Kapelle austrank, worauf getanzt und gesungen wurde. Plötzlich erscheint ein stämmiger Kürassier, der einen großen in Weiberkleider gesteckten Hund auf dem Rücken trägt, welchen er in den Kreis der Tänzer absetzte. »C'est Monsieur de Bismarck!« erscholl es, und der Jubel über den miserablen Spaß wollte kein Ende nehmen. Man zwickte den Röter in den Schweiß, und als er heulte, schrie man: »C'est de laugage de Monsieur de Bismarck!« Man tanzte mit dem Tier, dann wurde es wieder auf den Rücken geladen; denn es sollte mit ihm eine Prozession den Berg hinunter und durch die Stadt vorgenommen werden. Das empörte mich. Ich bat um Gehör und stellte ihnen vor, daß es Sünde sei, einen Menschen, und wäre es auch ein Feind, mit einer Bestie zu vergleichen. Vergebens, man übertäubte mich durch Geschrei und stieß mich bei Seite. Da rief ich ihnen entrüstet zu: Seht euch vor, daß euch nicht die Strafe trifft, die übermütigen Frevlern gebührt. Indes, sie ließen sich nicht warnen, der Lärm nahm zu, und die Menge zog mit ihrem Hunde tobend und brüllend und leider vielfach Beifall findend durch die ganze Stadt. — Ach, was ich ahnte, traf nur zu vollständig ein! Keine vierzehn Tage, und Bismarck stand als Sieger an derselben Stelle, wo man seiner in so absurder Weise gespottet hatte. Ich sah diesen Mann von Eisen, aber ich dachte damals nicht, daß er ein so furchtbarer Mann sein, daß er mein armes Frankreich sich verbluten lassen würde. Doch der Tag, an dem jene Soldaten sich an ihm so veründigt, kommt mir nicht aus dem Gedächtnis.“

Der Verfasser des Tagebuchs erzählte nun weiter: „Wir begaben uns nach unserm Quartier. Da begegneten wir unserm Hausherrn, der uns bereitwillig die Zimmer, wo Kaiser Wilhelm gewohnt, und das Bett, in dem er geschlafen, zeigte. Den Kaiser konnte der alte Herr wegen seines ritterlichen Wesens nicht genug loben, und von Bismarck meinte er, daß er gar nicht so fürchterlich sei, wie man ihn schildere. Der Graf habe hier einmal zum Kaiser gewollt, aber







nach der deutschen Seite hin, die Eroberung von Straßburg und Metz für Deutschland. Von der Schleifung dieser Festungen einen dauernden Frieden zu erwarten, wäre eine auf Kurzsichtigkeit beruhende Illusion derselben Art, wie die Hoffnung, daß es möglich sein werde, die Franzosen durch Schonung zu gewinnen, und im übrigen ist nicht zu vergessen, daß, wenn wir diese Abtretungen verlangen, es sich um ursprünglich deutsches und zum guten Teile deutsch gebliebenes Gebiet handelt, dessen Bewohner mit der Zeit vielleicht lernen werden, sich wieder als Deutsche zu fühlen.

Dynastiewechsel kann uns gleichgiltig sein, Kriegskosten sind eine vorübergehende finanzielle Schwächung Frankreichs. Was wir brauchen, ist Erhöhung der Sicherheit deutscher Grenzen. Letztere aber ist nur erreichbar durch Verwandlung der beiden uns bedrohenden Festungen in Bollwerke zu unserm Schutze: Straßburg und Metz müssen aus französischen Aggressivfestungen deutsche Defensivplätze werden.

Wer den Frieden auf dem europäischen Kontinent aufrichtig will, wer die Niederlegung der Waffen und die Herrschaft des Pfluges über das Schwert will, der muß zunächst wünschen, daß die Nachbarn Frankreichs im Osten darauf eingehen können, da Frankreich der einzige Friedensstörer ist und es bleiben wird, solange es die Macht dazu hat."

---



andern Lagern, an preußischer Artillerie vorüber nach Grand Pré, wo der Kanzler auf der Grande Rue rechts, zwei oder drei Häuser vom Markte, Quartier nimmt. Der König wohnt in der nicht weit von da entfernten Apotheke, links vom Wege nach dem düstern alten Schlosse über dem Orte. Die zweite Staffel des großen Hauptquartiers, bei der sich der Prinz Karl, der Prinz Luitpold von Baiern, der Großherzog von Weimar und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin befinden, ist in dem nahen Dorfe Juvin untergebracht. Wir haben die Quartiermacher dem Chef schräg gegenüber im saubern Stübchen einer unsichtbar gewordenen Modistin Unterkunft geschafft. Auf dem Markte sieht man bei unsrer Ankunft einige französische Gefangne. Gegen Abend kommen noch etliche hinzu. Ich erfahre, daß man schon für morgen einen Zusammenstoß mit Mac Mahons Armee erwartet.

Auch in Grand Pré zeigte der Chef, daß er an die Möglichkeit eines meuchelmörderischen Angriffs auf seine Person nicht dachte. In der Dämmerung ging er unbefangen ohne Begleitung durch die Gassen des Städtchens, auch wo sie einsam und sonst zu einem Attentat geeignet waren. Ich sage das aus Erfahrung; denn ich folgte ihm in einiger Entfernung mit meinem Revolver. Es schienen mir Fälle möglich, wo man etwas für ihn thun konnte.

Als ich am nächsten Morgen hörte, daß König und Kanzler gleichzeitig wegfahren wollten, um dem großen Kesseltreiben nach dieser zweiten französischen Heeresmacht beizuwohnen, faßte ich mir, eingedenk der Worte, die letzterer in Pont à Mousson nach seiner Zurückkunft von Rezonville zu mir gesprochen und des ein andermal von ihm zitierten Spruches: „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen,“ ein Herz und bat ihn, als der Wagen vorgefahren, mich mitzunehmen. Er entgegnete: „Ja, wenn wir nun aber die Nacht draußen bleiben, was soll da aus Ihnen werden?“ Ich erwiderte: „Einerlei, Excellenz; ich werde mir dann schon zu helfen wissen.“ — „Nun, dann gehen Sie mit,“ sagte er lächelnd. Er that dann noch einen Gang nach dem Markte, während dessen ich mit Reisetasche, Regenmantel und das getreue Tagebuch holte, wiederkam und einstieg, setzte ich mich auf einen Wint





zu treffen, nach welchem er sich wiederholt bei Offizieren erkundigte, bemerkte er: „Da können Sie sehen, wie wenig Nepotismus bei uns herrscht. Er dient nun schon zwölf Monate und hat es noch zu nichts gebracht, während andre nicht viel länger als vier Wochen dabei und schon zum Fähndrich vorgeschlagen sind.“ Ich erlaubte mir zu fragen, wie das kommen möge. „Ja, ich weiß es nicht,“ versetzte er. „Ich habe mich genau erkundigt, ob er sich was hat zu Schulden kommen lassen, betrunken gewesen u. dergl.; aber nichts, er hatte sich ganz gut aufgeführt, und bei dem Reiterkampf vor Mars la Tour ist er so brav wie sonst einer mit auf das französische Karree losgeritten.“ Einige Wochen nachher waren beide Söhne zu Offizieren befördert.

Später, nach mancherlei anderm, erzählte er seine Erlebnisse am Abend des 18. August noch einmal. „Ich hatte meine Pferde eben zu Wasser geschickt und stand in der Dämmerung bei einer Batterie, welche feuerte. Die Franzosen schwiegen, aber,“ so fuhr er fort, „während wir dachten, ihre Geschütze wären demontirt, konzentrirten sie nur ihre Kanonen und Mitrailleurseu seit einer Stunde zu einem letzten großen Vorstoße. Plötzlich fingen sie ein ganz fürchterliches Feuer an mit Granaten und ähnlichen Geschossen — ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Säusen und Heulen in der Luft. Wir wurden vom Könige, den Moon zurückschickte, abgelenkt. Ich blieb bei der Batterie und dachte, wenn wir zurückgehen müssen, setzst du dich auf den nächsten Broklasten. Wir erwarteten nun, daß französische Infanterie den Vorstoß unterstützen würde, und da hätten sie mich gefangen nehmen können, wenn die Artillerie mich nicht mitgenommen hätte. — — Der Vorstoß erfolgte aber nicht, und endlich kamen die Pferde wieder, und nun machte ich mich fort, wieder zum König. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe geraten. An der Stelle, wo wir hinritten, schlugen gerade die Granaten ein, die vorher über uns weggeflogen waren. Am andern Morgen sahen wir die Schweinskühlen, die sie gewühlt hatten.

So mußte denn der König noch weiter zurück, was ich ihm sagte, nachdem die Offiziere mir das vorgestellt hatten. Es war in Nacht. Der König äußerte, daß er Hunger habe, und was



sich einlogirt und hatte ein opulentes Abendmahl mit seiner Gesellschaft gefunden.“

Der Kanzler erzählte auf der Fahrt nach Busancy weiter: „Ich hatte den ganzen Tag nichts als Kommißbrot und Speck gehabt. Jetzt kriegten wir ein paar Eier — fünf oder sechs. Die andern wollten sie gekocht; ich aber esse sie gern roh, und so unterschlug ich ein paar und zerschlug sie an meinem Degentknopf, was mich sehr erfrischte. Als es dann wieder Tag geworden war, genoß ich das erste Warme seit sechsunddreißig Stunden, — es war nur eine Erbsenwurstsuppe, die mir General Göben gab, sie schmeckte aber ganz vortrefflich.“

Später hatte es noch ein gebratenes Huhn gegeben, „an dessen Zähigkeit aber der beste Zahn verzweifelte.“ Es war dem Minister von einem Marktender angeboten worden, nachdem er von einem Soldaten ein ungekochtes gekauft hatte. Bismarck hatte jenes angenommen, dafür bezahlt und dem Manne noch obendrein das von dem Soldaten erworbene gereicht. „Wenn wir uns im Kriege wieder treffen,“ sagte er, „so geben Sie mirs gebraten wieder. Wo nicht, so hoffe ich, daß Sie mirs in Berlin zurückerstatten.“

Der Marktplatz in Busancy, einem Landstädtchen oder Flecken, war voll Offiziere, Husaren, Ulanen, Feldjäger und allerhand Fuhrwerke. Nach einer Weile kamen Sheridan und Forsythe auch an. Halb zwölf Uhr erschien der König, und gleich nachher ging es weiter, da Nachricht eingetroffen war, daß die Franzosen unverhofft Stand hielten. Etwa vier Kilometer von Busancy gelangten wir auf höheres Terrain mit fahlen Senkungen rechts und links, jenseits deren wieder Höhen waren. Plötzlich ein dumpfer Knall aus der Ferne. „Ein Kanonenschuß!“ sagte der Minister. Noch eine Strecke weiter hin sah ich über der Senkung links auf einer baumlosen Bodenerhebung zwei Kolonnen Infanterie aufgestellt und vor ihnen zwei Geschütze, die feuerten. Es war aber so weit von uns, daß man die Schüsse kaum hörte. Der Chef wunderte sich über meine scharfen Augen und setzte die Brille auf, die er, wie ich jetzt zum erstenmal gewahr wurde, haben muß, wenn er ferne Dinge erkennen will. Kleine weiße Nebelkugeln, wie hochgestiegene Luftballons, schwebten über der Senkung,



Wagen und Pferde, die ihn und sein Gefolge hergebracht haben, mit unserm Chef und einer Anzahl von Fürstlichkeiten, Generalen und andern hohen Offizieren Stellung genommen hat. Ich folge ihnen über Sturzacker und Stoppelfeld und beobachte nun seitwärts von ihnen bis zum sinkenden Abend die Schlacht von Beaumont.

Vor uns streckt sich ein breites, nicht sehr tiefes Thal aus, auf dessen Sohle sich ein schöner tiefgrüner Wald von Laubholz hinzieht. Darüber hinaus offene Gegend, die sanft ansteigt, und in der etwas nach rechts hin das Städtchen Beaumont mit seiner großen Kirche sichtbar ist. Noch weiter zur Rechten ist wieder viel Wald. Ebenso ist links auf dem Thalarande im Hintergrunde Gehölz, nach welchem eine Chaussee mit italienischen Pappeln führt. Vor dem Gehölze liegt ein kleines Dorf oder ein Komplex von Gutsgebäuden. Jenseits der Bodenwellen neben und hinter Beaumont schließen ferne dunkle Berge den Gesichtskreis ab.

Man sieht jetzt deutlich die Geschütze feuern. Im Städtchen scheint es nach der dunklen Rauchwolke, die über ihm steht, zu brennen, und bald darauf geht auch in dem Dorfe oder Gute am Walde über der Pappelchaussee wallender Qualm auf.

Das Schießen legte sich jetzt etwas. Erst war es in der Nähe des Städtchens, dann zog es sich nach links hinauf, zuletzt erfolgten auch Schüsse aus dem Walde auf der Thalsohle, wahrscheinlich von seiten der bairischen Artillerie, die vorher an uns vorübergefahren war. Eine Zeit lang hielten im Vordergrund des Bildes zu unsrer Linken hinter einem Dorfe, das etwas tiefer als unser Standpunkt lag, und welches die Karte Sommauthe nannte, ein bairisches Kürassier- und ein Chevauxlegers-Regiment. Ungefähr um vier Uhr brach die Reiterei auf, galoppirte auf das Gehölz drunten zu und verschwand darin. Etwas später stiegen andre Reiter — wenn ich mich recht erinnere, waren es Ulanen — von der Chaussee hinter der Stelle, wo die Wagen hielten, in die Senkung, über der wir zuerst Kanonenfeuer und Schrapnell gesehen, hinab, um, wie es schien, auf Stonn weiterzugehen. Am Saume des Waldes, über dem brennenden Dorfe vor uns zur Linken, wurde dem Anscheine nach noch einmal heftig gekämpft. Einmal gab es ein starkes Aufleuchten, dem ein dumpfer



ten, soviel bis jetzt bekannt ist, einige zwanzig Geschütze, darunter elf Mitrailleusen, zwei Zeltlager, Massen von Bagage und militärischen Vorräten und nahmen bis jetzt ungefähr fünftausend Mann gefangen. Die französische Armee, zu Anfang des Schlachttages auf hundert- bis hundertundzwanzigtausend Mann geschätzt, ist jetzt in Sedan von der Möglichkeit eines Weitermarsches um unsern äußersten rechten Flügel herum nach Metz abgesperrt. Ich denke, wir haben Ursache, den 30. August zu den besten- und fruchtbarsten Sieges-tagen dieses Krieges zu zählen.“

Wir fahrten von dem Standorte, wo wir der Schlacht bei Beaumont zugeesehen hatten, mit Einbruch der Dunkelheit nach Busancy zurück. Allenthalben auf und weithin neben dem Wege herrschte nächtliches Leben, das an die Anwesenheit einer großen Armee gemahnte. Die Straße war voll bairisches Fußvolk. Eine Strecke weiterhin blinkten auch die Pickelhauben preussischer Infanterie, in der wir beim Näherkommen die Königsgranadiere erkannten. Zuletzt Kolonnen von Fuhrwerken, die sich bisweilen verfahren hatten, sodaß es für uns ziemlich langen Aufenthalt gab. An einer Stelle, wo es zwischen kleinen Hügeln bergab ging, und wo wir besonders lange Halt zu machen genötigt waren, sagte der Chef: „Ich möchte doch wissen, ob der Grund, daß wir heute stehen bleiben, derselbe ist, wie damals, wo fünf Schwaben, die Klöße gegessen hatten, einen Hohlweg verstopften.“

Es war stockfinstere Nacht geworden, als wir Busancy erreichten, welches rings von Hunderten kleiner Feuer umlodert war, an denen silhouettenhafte Menschengestalten, Pferde und Wagen vorüberglitten. Wir stiegen vor dem Hause eines Arztes ab, der am Ende der Hauptstraße nicht weit von demjenigen wohnte, wo der König Quartier genommen hatte, und bei dem auch die am Morgen in Grand Bré Zurückgebliebenen inzwischen eingetroffen waren. Ich schlief hier in einem fast leeren Hinterzimmer am Boden auf einer Strohmattre und unter einer Decke, die erst um zehn Uhr von einem unsrer Soldaten aus dem Spital der Stadt geholt worden waren. Der Schlaf des Gerechten litt darunter nicht.

Mittwoch, den 31. August, früh zwischen neun und zehn









that's aber nicht: denn dreien davon waren die Köpfe ganz oder halb, einem Unterleib und Eingeweide weggerissen, während einer, dem man das Gesicht mit einem Tuche bedeckt hatte, noch greuelvoller entstellt zu sein schien. Weiterhin lag eine Hirnschale wie eine Schüssel, daneben das Gehirn wie ein Kuchen. Rappis, Mützen, Tornister, Taschen, Papiere, Schuhe, Wachs- und Kleiderbürsten waren umhergestreut. Offenstehende Offizierskoffer, Pferde an Pfahl und Halfter erschossen, an erloschnen Kochfeuern Kessel mit geschälten Kartoffeln oder Schüsseln mit Fleischstücken, die der Wind inzwischen mit Sand gesalzen, zeigten, wie unverhofft die Unsern und mit ihnen das Verderben gekommen waren. Auch eine bronzene Kanone war stehen geblieben. Ich nahm mir von einem der Toten eine Messingmedaille mit, die er an einer Gummischnur auf der bloßen Brust trug. Ein Heiliger war darauf, der in der Hand ein Kreuz hielt und unten neben sich die Insignien der Bischofswürde, Mitra und Krummstab, über sich die Worte und Buchstaben »Crux S. P. Bened.« hatte. Auf der Rückseite befand sich in einem Kreise aus Punkten eine Figur, die unserm Landwehrkreuze glich und mit vielen einzelnen Buchstaben, vielleicht den Initialen der Worte eines Gebets oder einer frommen Zauberformel, bedeckt war. Also wahrscheinlich ein Amulet kirchlicher Abkunft, das aber dem armen Burschen, dem es sein Pfarrer oder die Mutter mitgegeben, nicht „gefroren“ gemacht hatte. Marketender und Soldaten gingen suchend herum. „Sind Sie ein Doktor?“ ruft man mir zu. — „Ja, aber kein Arzt. Was wollen Sie?“ — „Dort liegt einer, der lebt noch.“ — Es war richtig, und er wurde auf einer mit Leinwand bespannten Tragbare fortgeschafft. Eine Strecke weiter, an einem Feldwege, der auf die Chaussee vor mir zulief, war wieder ein Franzose auf den Rücken hingestreckt, der, wie ich mir ihn näher besah, die Augen verdrehte, und dessen Brust noch atmete, obwohl eine deutsche Spitzkugel ihn in die Stirn getroffen hatte. Es mochten auf einem Raume von fünfhundert Schritt ins Gevierte wohl andert-  
halbhundert Leichen sein, darunter nicht zehn oder zwölf von den  
Leuten.

Ich hatte wieder einmal genug von solchen Bildern und beeilte mich Beaumont und zu unserm Wagen zu kommen. Auf dem







umgekehrt und hatten einen weniger bedenklichen Weg eingeschlagen. Nicht unmöglich war, daß beide Teile vor einander das Weite gesucht hatten. Saint Blanquart aber, der mit Bölsing und Willisch den gleichen Weg gefahren war und die Erscheinung der verdächtigen Rothosen auch erlebt hatte, war fortan der Überzeugung, daß er sein Leben für das Vaterland eingesetzt habe. Endlich konnten auch Hagfeldt und Bismarck-Bohlen sich rühmen, eine hübsche kleine Heldenthat verrichtet zu haben: sie hatten, wenn mir recht ist an dem Orte, wo der Kanzler mit den Fürstlichkeiten gefrühstückt, eine flüchtige Rothose, die sich in den Weingärten verkrochen, aufgestöbert und entweder selbst zum Gefangnen gemacht oder durch andre einfangen lassen.

In Wendresse sah ich zum erstenmale württembergische Soldaten. Es waren meist schmucke, kräftige Burschen. Ihre Uniform, dunkelblau mit zwei Reihen weißer Knöpfe und schwarzem Riemenzeug, erinnert an dänisches Militär.

---





Chef setzte ihm gerade was auseinander, wobei er ihm seiner Gewohnheit gemäß das zu Erklärende wiederholt erläuterte, als der Prinz Karl mit seinem bekannten morgenländisch gekleideten Neger vorbeifuhr. Nun hatte unser alter Herr, der sonst bei solchen Gelegenheiten sicher nur Ehr und Gedächtniß für die Worte seines Chefs war, das Unglück, daß er ein übergroßes Interesse für alles, was zum Hofe gehörte, empfand, und das kam ihm in diesem Augenblicke nicht zu Gute. Die Erscheinung des Prinzen war ihm offenbar wichtiger als der redende Minister, und als dieser, der das bemerkt haben mußte, ihn nach dem soeben Gesagten fragte, gab er eine etwas verwirrte Antwort. Er mußte dafür die herbe Ermahnung hören: „So hören Sie doch darauf, was ich sage, Herr Geheimrat, und lassen Sie Prinzen in Gottes Namen Prinzen sein. Wir reden hier in Geschäften.“ Später äußerte er zu uns: „Der alte Karl ist rein weg, wenn er etwas vom Hofe gewahr wird“ — dann wie entschuldigend: „Ich möchte ihn aber doch nicht entbehren.“

Nachdem der König erschienen und, die bunte Stabswache voraus, weggefahren, folgten wir ihm, wobei wir zuerst die tags vorher berührten Ortschaften Chemery und Chebery wieder passirten und dann bei einem dritten Dorfe, das links von der Chaussee in einer Bodentiefung liegt, am Fuße eines fahlen Hügels, auf einem Stoppelfelde zu Rechten der Landstraße, Halt machten. Hier stieg der König mit seinem Gefolge von Fürsten, Generalen und Hofleuten zu Pferde, unser Chef that desgleichen, und alles begab sich nach dem flachen Gipfel der Anhöhe über uns. Wie uns ferner Kanonendonner verkündete, war die erwartete Schlacht bereits im vollen Gange. Heller Sonnenschein am wolkenlosen Himmel leuchtete dazu.

Ich folgte nach einer Weile den Reitern, indem ich den Wagen unter Engels Aufsicht zurückließ, und fand die Herrschaften oben auf einem Stoppelacker, wo man die Gegend weithin übersah. Vor uns geht es in ein tiefes, breites, größtenteils grünes Thal hinab, auf dessen Hügelwänden hier und da ein Wäldchen zu gewahren ist, und durch dessen Wiesen sich ein blauer Fluß, die Maas, an einer mittelgroßen Stadt, der Festung Sedan, vorbeischlängelt. Auf dem Bergkamm auf unsrer Seite beginnt in der Entfernung eines







kamme links vom Walde und der Schlucht mehrere Angriffe machen, denen Schnellfeuer begegnete, und nach denen, besonders bei einem auch mit unbewaffnetem Auge sichtbaren halbmondförmigen Wege, der Boden mit weißen Gegenständen, Pferden oder Mänteln, bedeckt war. Bald nachher wurde das Artillerief Feuer auf allen Punkten schwächer, und die Franzosen gingen überall nach der Stadt und ihrer nächsten Nachbarschaft zurück. Sie waren, wie soeben angedeutet, seit einiger Zeit auch von links her, wo die Württemberger, die nicht weit von unserm Berge ein paar Batterien aufgestellt hatten und, wie es hieß, das fünfte und das elfte Armeekorps herangezogen, bis auf eine schmale Lücke nach der belgischen Grenze zu eingeschlossen. Nach halb fünf Uhr schwieg ihr Geschütz allenthalben, und etwas später verstummte auch das unsre.

Noch einmal wurde die Szene lebendiger. Plötzlich erheben sich erst an der einen, dann an einer zweiten Stelle in der Stadt große weißlichblaue Wolken, zum Zeichen, daß es an zwei Stellen brennt. Auch Bazilles steht noch in Flammen und schickt hinter dem Horizonte zur Rechten eine Säule dicken graugelben Qualmes in die klare Abendluft empor. Das brennende Licht des Spätnachmittags beginnt, immer intensiver werdend, das Thal drunten zu verklären, und zu vergolden. Die Hügel des Schlachtfeldes, die Schlucht in deren Mitte, die Dörfer, die Häuser und Türme der Festung, die Vorstadt Torcy, die zerstörte Brücke links in der Ferne heben sich in der Glut plastisch ab und werden mit ihren Einzelheiten von Minute zu Minute deutlicher, wie wenn man schärfere und immer schärfere Brillen vornähme.

Gegen fünf Uhr spricht General Hinderlin mit dem Könige, und ich glaube zu hören, daß er von „Stadt beschießen“ und „Trümmerhaufen“ redet. Eine Viertelstunde später sprengt ein bairischer Offizier den Berghang vor uns heran: General von Bothmer läßt dem König sagen, daß General Maillinger melde, daß er mit den Jägern in Torcy stehe, daß die Franzosen kapituliren wollen, und daß man bedingungslose Übergabe verlangt habe. Der König erwidert: „Niemand kann über diese Sache unterhandeln als ich selbst. Sagen Sie dem General, daß der Parlamentär zu mir kommen müsse.“



allein. Dann im Gespräche mit preußischen Generalen. Auch der Kronprinz, Moltke und die Coburger Hoheit unterhalten sich mit ihm, während der König sich mit dem Kanzler berät, der dann Hafffeldt beauftragt, die Antwort auf den kaiserlichen Brief zu entwerfen. Nach einigen Minuten bringt er sie, und der König schreibt sie auf's Reine, indem er auf einem Stuhle sitzt und den Sitz eines zweiten Stuhles, den Major von Alten, sich vor ihm auf ein Knie niederlassend, auf das andre Knie gehoben hat, als Tischplatte benutzt.

Nur, vor sieben Uhr reitet der Franzose in Begleitung eines Offiziers und eines Manentrompeters mit weißer Fahne durch die Dämmerung nach Sedan zurück. Die Stadt brennt jetzt an drei Stellen lichterloh und auch in Bazilles scheint nach der rot angeirakelten Rauchsäule, die über ihm steht, die Feuersbrunst noch fortzudauern. Im übrigen hat die Tragödie von Sedan ausgespielt, und die Nacht läßt den Vorhang fallen.

Es konnte am nächsten Tage nur noch ein Nachspiel geben. Für jetzt ging man nach Hause. Der König begab sich wieder nach Bennes. Der Chef, Graf Bismarck-Bohlen und ich fuhren nach dem Städtchen Donchery, wo wir bei völliger Dunkelheit ankamen und in dem Hause eines Doktors Jeanjot Quartier fanden. Der Ort war voll württembergischer Soldaten, die auf dem Markte lagerten. Der Grund, weshalb wir hierher ablenkten, war ein Arrangement, nach welchem der Kanzler mit Moltke an diesem Abend noch französische Bevollmächtigte treffen sollte, mit welchen man sich über die Bedingungen der Kapitulation der in Sedan eingeschlossenen vier französischen Armeekorps zu verständigen versuchen wollte.

Ich schlief hier in einem kleinen Kloben neben dem Hinterzimmer der ersten Etage Wand an Wand mit dem Kanzler, welcher die große Vorderstube inne hatte. Früh gegen sechs Uhr weckten mich hastige Tritte. Ich hörte, daß Engel sagte: „Exzellenz, Exzellenz, 's ist ein französischer General da, unten vor der Thür; ich verstehe nicht, was er will.“ Darauf scheint der Minister rasch aufgestanden zu sein und aus dem Fenster mit dem Franzosen — es war wieder der General Reille — kurz verhandelt zu haben. Die Folge war, daß er sich hastig anzog, sich, wie er gestern gekommen, ohne zu früh-





Gesicht in der geringen Entfernung, in der ich mich von ihm befand, genau sehen. Der Blick seiner lichtgrauen Augen hatte etwas Weiches, Träumerisches, wie der von Leuten, die stark gelebt haben. Die Mütze saß ihm ein wenig nach rechts, wohin auch der Kopf neigte. Die kurzen Beine standen nicht im rechten Verhältnis zu seinem langen Oberkörper. Die ganze Erscheinung hatte etwas Unmilitärisches. Der Mann war zu sanft, ich möchte sagen, zu schwammig für die Uniform, die er trug, man hätte meinen können, daß er imstande sei, bei Gelegenheit sentimental zu werden — lauter Empfindungen, die sich einem um so mehr aufdrängten, wenn man den kleinen molluskenhaften Herrn mit der hohen strammen Gestalt unsers Kanzlers verglich. Napoleon sah abgespannt, aber nicht sehr niedergeschlagen aus, auch nicht so alt, als ich mir ihn vorgestellt hatte, er hätte ein leidlich konservirter Fünfziger sein können. Nach einer Weile ging er auf den Chef zu und sprach ungefähr drei Minuten mit ihm, worauf er wieder allein, rauchend, die Hände auf dem Rücken, an dem weißblühenden Kartoffelfelde hin- und herwandelte. Dann nochmals kurze Besprechung zwischen dem Kanzler und dem Kaiser, die der erstere begann, und nach welcher Napoleon sich wieder mit seiner französischen Begleitung unterhielt. Gegen drei Viertel auf neun Uhr entfernten sich Bismarck und sein Vetter in der Richtung von Donchery, wohin ich ihnen folgte.

Der Minister erzählte zu wiederholten Malen von den Vorgängen dieses Morgens und des vorhergegangenen Abends. Ich verbinde diese verschiedenen Mittheilungen im folgenden überall sinn-, größtentheils wortgetreu zu einem Ganzen.

„Moltke und ich waren nach der Schlacht vom ersten September zum Zweck von Unterhandlungen mit den Franzosen nach Donchery, ungefähr fünf Kilometer von Sedan, gegangen und die Nacht dort geblieben, während der König und das Hauptquartier nach Vendresse zurückkehrten. Die Verhandlungen dauerten bis nach Mitternacht, ohne zum Abschluß zu kommen. Von uns waren außer Moltke und mir Blumenthal und drei oder vier andre Generalstabsoffiziere dabei. Für die Franzosen führte der General Wimpffen das Wort. Die Forderung Moltkes war kurz: die ganze französische Armee ergiebt



ihnen doch nichts geschadet, wie sollte irgendwelche Großmut von unsrer Seite sie bewegen, Sedan uns nicht nachzutragen? Wimpffen wollte das nicht Wort haben. Frankreich habe sich in der letzten Zeit, geändert, es habe unter dem Kaiserreiche gelernt, mehr an friedliche Interessen als an den Ruhm des Krieges zu denken, es sei bereit, die Verbrüderung der Völker zu proklamiren und dergleichen mehr. Es war nicht schwer, ihm das Gegenteil zu beweisen, und daß seine Forderung, wenn sie bewilligt würde, viel eher eine Verlängerung des Krieges als eine Beendigung desselben zur Folge haben werde. Ich schloß damit, daß wir bei unsern Bedingungen bleiben mußten. Darauf nahm Castelnau das Wort und erklärte im Auftrage des Kaisers, derselbe habe am Tage vorher dem Könige seinen Degen nur in der Hoffnung auf eine ehrenvolle Kapitulation übergeben. Ich fragte: wessen Degen war das, der Degen Frankreichs oder der des Kaisers? Er erwiderte: Nur des Kaisers. — Nun, dann kann von andern Bedingungen nicht die Rede sein, sagte Moltke rasch, indem über sein Gesicht ein Zug vergnügter Befriedigung ging. — Wohlan, dann werden wir uns morgen noch einmal schlagen, erklärte Wimpffen. — Um vier Uhr werde ich das Feuer wieder beginnen lassen, versetzte Moltke, und die Franzosen wollten darauf fort. Ich bewog sie aber, noch zu bleiben und sich die Sache noch einmal zu überlegen, und es kam schließlich dahin, daß sie um eine Verlängerung des Waffenstillstandes baten, damit sie sich über unsre Forderungen mit ihren Leuten in Sedan beraten könnten. Moltke wollte erst nicht darauf eingehen, gab aber endlich nach, als ich ihm vorgestellt hatte, daß es nichts schaden könne.“ —

„Am zweiten, früh gegen sechs Uhr, erschien vor meiner Wohnung in Donchery der General Reille und sagte mir, der Kaiser wünsche mich zu sprechen. Ich ziehe mich gleich an und setze mich beschmutzt und staubig, wie ich bin, in alter Mütze und mit meinen großen Schmierstiefeln zu Pferde, um nach Sedan zu reiten, wo ich ihn noch vermutete. Ich traf ihn aber schon bei Fresnois, drei Kilometer von Donchery, auf der Chaussee. Er saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andre waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelnau, Moscoma



Beziehungen des fürstlich hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke entscheiden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangener und folglich nicht in der Lage, hier sich zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für kompetent hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten, und daß wir darum auf unsern alten Forderungen in Betreff der Armee in Sedan bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile, von mir benachrichtigt, eingetroffen war, war derselben Meinung und begab sich zum Könige, um ihm das zu sagen.

Draußen vor dem Hause lobte der Kaiser unsre Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zugab, daß die Franzosen sich ebenfalls gut geschlagen hätten, kam er auf die Kapitulationsbedingungen zurück und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir die in Sedan eingeschlossenen Korps über die belgische Grenze gehen und dort entwaffnen und interniren ließen. Ich versuchte ihm nochmals begreiflich zu machen, daß dies eine Sache der Militärs sei und nicht ohne Einverständnis mit Moltke entschieden werden könne. Auch habe er soeben erklärt, als Gefangener die Regierungsgewalt nicht ausüben zu können, und so könnten Verhandlungen über derartige Fragen nur mit dem in Sedan kommandirenden Obergeneral geführt werden.

Inzwischen hatte man nach einem bessern Unterkommen für ihn gesucht, und die Offiziere des Generalstabes hatten gefunden, daß das Schloßchen Bellevue bei Fresnois, wo ich ihm zuerst begegnet war, zu seiner Aufnahme geeignet, auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich sagte ihm das und riet ihm, dahin überzusiedeln, da es in dem Weberhause unbequem sei, und er vielleicht der Ruhe bedürfe. Wir würden den König benachrichtigen, daß er dort sei.



zu. sah man ein Lager. Die Charniere zu unsern Füßen war von einer langen Reihe von Wagen mit Gepäck und Jourrage eingenommen. Als nach elf Uhr das Schießen noch auf sich warten ließ, stiegen wir wieder hinunter. Hier trafen wir den Polizeileutnant von Eymard, der mit einem Bäckelchen nach Sedan hinein wollte und uns einlud, mitzufahren. Wir gelangten mit ihm bis in die Nähe von Fresnois, als uns — es war gegen ein Uhr — der König mit großem Reitergefolge, darunter auch der Kanzler, von da entgegenkam. Da zu vermuten, daß der Ober nach Paris wollte, so stiegen wir aus und kehrten um. Der Reiterzug aber, bei dem sich auch Hasfeld und Abeken befanden, ging durch Donchery hindurch, und man erzählt, daß es auf einen Rundritt über das Schlachtfeld abgesehen sei. Da wir nicht wußten, wie lange der Minister dabei wegbleiben werde, blieben wir im Orte.

Um halb zwei Uhr marschirten einige Tausend Geiangne, zum Teil zu Fuß, zum Teil zu Wagen, ein General zu Pferde, sechzig bis hiebzig Offiziere anderer Chargen dabei, auf dem Wege nach Deutschland durch die Stadt. Man sah Kürassiere mit weißen Blechhelmen, blaue Husaren mit weißer Schnürung und Infanterie vom 22., 52. und 58. Regiment dabei. Die Eskorte bestand aus württembergischem Fußvolk. Um zwei Uhr folgten ihnen wieder ungefähr zweitausend Geiangene, darunter Neger in arabischer Tracht, große, breitshulterige Gestalten und wilde Gesichter mit affenartiger Bildung, desgleichen mehrere alte Troupiers mit der Rim- und der Mexiko-Medaille. Dabei soll sich der folgende tragikomische Vorfall ereignet haben. Ein daher marschirender Geiangner gewahrt auf dem Markte einen Vermundeten und erkennt in ihm seinen Bruder. »Eh, mon frère!« ruft er und will auf ihn zu. Gevatter Schwab' aus der Eskorte aber sagt: »Ach, was frieren, mich friert auch!« und stößt ihn in die Kolonne zurück. Ich bitte um Entschuldigung, wenn das ein Kalauer ist; ich habe ihn dann nur nachgezählt, nicht selbst verbrochen.

Nach drei Uhr gingen zwei eroberte Geschütze mit ihren Munitionswagen durch unsere Straße, alle noch mit französischen Pferden. An der einen Kanone stand, mit Streide geschrieben: »5. Jäger,





„eine neue rühmliche Eigenschaft: er besitzt ausnehmende Geschicklichkeit im Schweinetreiben. Er hatte sich das fetteste ausgesucht, da die am langsamsten gehen und nicht leicht entweichen. Zuletzt trug er's fort auf dem Arme wie ein Kind. Es wird den gefangnen französischen Offizieren komisch vorgekommen sein, einen preußischen General einen gemeinen Dragoner umarmen zu sehen.“

„An einer andern Stelle,“ so erzählte er weiter, „roch man plötzlich einen kräftigen Duft wie von gebratnen Zwiebeln. Ich bemerkte aber, daß er von Bazilles herüberkam, und es waren vermutlich die französischen Bauern, die von den Baiern, weil sie aus den Fenstern auf sie geschossen, niedergemacht worden und dann in ihren Häusern verbrannt waren.“ Man sprach dann von Napoleon, der am folgenden Morgen nach Deutschland, und zwar nach Wilhelmshöhe, abreisen sollte. „Es handelte sich,“ sagte der Chef, „darum, ob über Stenay und Bar le Duc oder über Belgien.“ — „Hier wäre er aber nicht mehr Gefangner,“ versetzte Solms. — „Nun, das schadete nichts,“ erwiderte der Minister, „auch wenn er da eine andre Richtung einschläge. Ich war dafür, daß er über Belgien ginge, und er schien auch geneigt dazu. Wenn er sein Wort nicht hielt, so thäte uns das keinen Schaden. Aber wir müßten bei dieser Tour erst in Brüssel anfragen und hätten unter zwei Tagen keinen Bescheid.“

Als ich wieder nach meinem Kkoven kam, hatte Krüger, der neuangekommene Kanzleidiener, meine Matratze und Decke für Abeten mit Beschlag belegt. Letzterer, der dabei stand, sagte: „Nun aber haben Sie kein Bett.“ Ich entgegnete: „Es gehört selbstverständlich Ihnen,“ und das war nicht mehr als billig; denn der alte Herr hatte die ganze weite Expedition des Königs wacker zu Pferde mitgemacht.

Ich verbrachte dann die Nacht ganz erträglich auf dem Fußboden der Hinterstube gegenüber der Küche unsers Doktors. Mein Lager, von dem erfindungsreichsten der Diener, meinem braven Theiß, konstruirt, bestand aus vier mit blauem Tuch überzognen Wagenkissen, von denen eins, gegen die Lehne eines umgestülpten Stuhles gelegt, einen bequemen Kopfsfühl abgab. Als Decken dienten meine Mündigkeit und der Regenmantel aus Kautschuk, zu denen Krüger am Morgen, wo es bitterkalt geworden war, noch eine Decke von



in bester Stimmung zu sein. Die Musik spielte, und die Leute sangen. Mehr im Einklange mit dem unbehaglichen Wetter und der verhüllten Sonne stand vermutlich die Stimmung, die unter den Insassen eines Wagenzuges herrschte, der um dieselbe Zeit das Städtchen in einer Richtung passirte, welche derjenigen der Truppen entgegengesetzt war. Als ich gegen zehn Uhr mich zur Besorgung meines Auftrags bei den Verwundeten aufgemacht hatte und bei nießelndem Regen durch den ungeheuern Kot des Marktplazes nach der Kaserne watete, drängte mich eine lange Reihe von Wagen, die von der Maasbrücke her kam und von schwarzen Totenkopfschützen eskortirt war, zur Seite. Es waren meist verdeckte Kutschen, dann Gepäck- und Küchenwagen, zuletzt eine Anzahl von Reitpferden. In einem geschlossenen Kroupee unmittelbar hinter den Husaren aber saß neben dem General Castelnau der „Gefangne von Sedan,“ der Kaiser Napoleon, auf seinem Wege über Belgien nach Wilhelmshöhe. Ihm folgte mit dem Fürsten Lynar und einigen von den französischen Offizieren, die am Tage vorher bei der Zusammenkunft des Kanzlers und des Kaisers zugegen gewesen, in einem offenen Charabanc der General der Infanterie und Generaladjutant von Bogen, der vom Könige zum Reisebegleiter des Kaisers gewählt worden. „Bogen paßt ganz vortrefflich dazu,“ hatte der Chef in der Nacht vorher zu uns gesagt, indem er wahrscheinlich an die Möglichkeit dachte, daß die Offiziere in der Umgebung des hohen Gefangnen anmaßend auftreten konnten. „Er kann sehr grob sein in höflicher Form.“

Man erfuhr einige Zeit später, daß der Umweg über Donchery eingeschlagen worden war, weil der Kaiser dringend gewünscht hatte, Sedan nicht wieder zu berühren. Bis nach der Grenze vor Bouillon, der nächsten belgischen Stadt, waren die Husaren mitgeritten. Dem Kaiser war von seiten der gefangnen französischen Soldaten, die der Zug passirt, nichts Unrechtes widerfahren. Die Offiziere dagegen hatten zuweilen unerfreuliche Bemerkungen zu hören bekommen — sie waren natürlich „Verräther,“ wie von jezt an jeder, welcher eine Schlacht verlor oder sonst gegen uns Unglück hatte. Ein besonders schmerzlicher Moment scheint für die Herren gekommen zu sein, als man an einer großen Menge in unsre Hände gefallner Feldgeschütze

vorüberfuhr. Abeken erzählte davon folgende kleine Anekdote: „Einer der Adjutanten des Kaisers — ich glaube, es war der Prinz de la Moskwa — hielt die Kanonen, weil sie preußische Bespannung hatten, für Geschütze von uns, und doch mußte ihm etwas daran auffallen. Er fragte: *Quoi, est ce que vous avez deux systèmes d'artillerie?* — *Non, monsieur, nous n'avons qu'un seul,* wurde ihm erwidert — *Mais ces canons là? — Ils ne sont pas de nôtres, monsieur.*“

---

## Sechstes Kapitel.

Von der Maas zur Marne.

Ich lasse mein Tagebuch selbst wieder eine Weile sprechen.  
„Sonabend, 3. September. Wir verließen Donchery mittags kurz vor ein Uhr. Auf dem Wege überfiel uns ein kurz dauerndes, aber ungemein heftiges Gewitter, dessen Donner in den Thälern lange widerhallten, und dem später noch ein heftiger Platzregen nachrauschte, der den Kanzler, wie dieser abends bei Tisch erzählte, in seinem offenen Wagen bis unter die Arme hinauf durchnäßte. Er hatte den Regenrock zwar angezogen, sich aber nicht darauf gesetzt. Zum Glück hatte es keine schlimmeren Folgen. Die Zeit schien gekommen, wo die Diplomatie die Weiterführung unsrer Sache wieder mehr in die Hand nehmen mußte, und wenn der Chef erkrankte, wer hätte ihn ersetzt?

Ich fuhr mit den Räten, und Graf Böhlen berichtete allerhand Einzelheiten über die Vorgänge der letzten Tage. Napoleon ist deshalb so zeitig von Sedan aufgebrochen — es muß vor oder bald nach Tagesanbruch gewesen sein —, weil er sich inmitten der wütenden Soldaten, die in der Festung Kopf an Kopf zusammengedrängt gestanden, laut getobt, Gewehre und Säbel zerbrochen haben, als die Kunde von der Kapitulation sich verbreitete, nicht sicher gefühlt hat. Zu Wimpffen hat der Minister während der ersten Besprechung in Donchery u. a. auch gesagt, er wisse recht wohl, daß die Anmaßung und Streitsucht der Franzosen und ihr Scheelsehen bei den Erfolgen der Nachbarvölker nicht von der arbeitenden und erwerbenden Bevölkerung ausgingen, sondern von den Journalisten und den Pariser: aber diese beherrschten und zwängen die öffentliche Meinung. Deshalb könnten uns die moralischen Garantien, auf die der General hingewiesen, nichts nützen, vielmehr müßten wir materielle haben, jetzt die Unschädlichkeit der Armee in Sedan, dann die großen Festungen



unmögliche, was vielleicht durch Bekannten eines unglücklichen Gönners und einer Freunde vermögliche Beistand — Jüngling gegen die Süd-Deutschen Widerstand und die Rückführung gewisser von den Franzosen während des napoleonischen Krieges aus Heidelberg entführter Mannskräfte — wohl der Hauptveranlassung mittelständischer Gedichte — zu Grunde.

Ich mußte wieder zu dem Fräulein nach Deutschland abgehen, nachdem zuerst über die Ereignisse der Sommer von 1. September. Dasselbe und ich persönlich persönlich gemacht. Insbesondere wie bei Kämpften: wir haben alles in allem über 90.000 Kothornen zu Schmelzen gemacht und über 300 Schmelze eine Menge Pferde und ungeheures anderes Kriegsmaterial verloren. In ein paar Tagen war es noch mehr ein. Denn zum 1. Januar war Richard, die nach Permann noch mit ungefähr 120.000 Mann geblieben wurde, und wieder noch mehr seine Aufnahme.

Der Ober ist wieder in Folge der Kämpfe vollständig eingestürzt. Ich nahm deshalb nicht in der Schlacht, sondern in einer nahen Seitenlinie bei einem kleinen Kämpfe, einer guten weichen Erde, der wir mit Thümen der Verlust einer „guten petite femme“ kauft mit alle Gefährten erweist und mit unerschrocken die Stürche nicht — Es heißt, daß wir mitten in der Schlacht auf einen zu und schließlich nach der Stadt Kassel weiter gehen.

Kassel, 4. September. Abends. Heute wird sich nach der Ober, als wir nach in Kassel waren, einen von mir, jedoch wie bekannt, für die folgenden Verhandlungen über eine Regierung mit Napoleon zu machen.\* Bald nachher, gegen halb zehn Uhr, fuhren die Wagen vor, und die Reise in die Rheinlande hinein begann. Zuerst durchliefen wir Hügelland, dann eine sehr gemessene Ebene, wo es viele Obstgärten gab, zuletzt ärmliche Strichen, wo selten ein Dorf zu sehen. Wir kommen an langen Truppenzügen, zuerst an Bayern, dann am 6. und 50. preussischen Regimenter, vorüber, in welchem letzteren Willrich seinen Bruder begrüßt, der die Schlacht mitgemacht hat und unverletzt geblieben ist. Ein Stück weiterhin nehmen wir,

\*) Diefelben sind in das vorige Kapitel verflochten.





Inzwischen waren Zeitungen aus der Heimat angekommen. In denselben gewahrte man, wie auch die süddeutsche Presse sich in hocheifriger Weise gegen die fremdländische Diplomatie zu verwahren beginnt, die den Frieden zwischen uns und Frankreich vermitteln will, und es war sicher ganz im Sinne des Chefs gesprochen, wenn der „Schwäbische Merkur“ in dieser Beziehung sagte: „Als die deutschen Völker zum Rheine zogen, das heimische Land zu schützen, da hieß es in den europäischen Kabinetten, man müsse die beiden Kämpfenden allein lassen, auf sich selbst beschränken, den Krieg lokalisieren. Wohlan! Wir haben den Krieg gegen die Bedroher Europas allein geführt, wir wollen auch den Friedensschluß lokalisieren, wir wollen in Paris die Bedingungen, welche das deutsche Volk vor einer Erneuerung eines solchen räuberischen Überfalls, wie es der Krieg von 1870 gewesen, schützen werden, selbst diktieren, und kein Diplomat fremder Mächte, welche die Hände in den Schoß gelegt, soll uns drein sprechen. Wer nichts geleistet, soll auch nichts vermitteln. „Dieser Artikel muß Junge kriegen,“ sagte der Chef, und er bekam Junge.

Reims, 5. September. Die Franzosen scheinen uns doch am Ende nicht alle für Barbaren und Bösewichter zu halten. Manche setzen augenscheinlich voraus, daß wir ehrliche Leute sind. So ging ich heute Morgen in Reims in ein Wäschgeschäft, um mir Hemdkragen zu kaufen. Der Kaufmann sagte mir den Preis für die Schachtel, und stellte mir, als ich ihm zwei Thaler hinlegte, einen Korb mit Kleingeld hin, damit ich mir selbst nehme, was er darauf herauszugeben hatte. Das Gewässer, welches durch Reims fließt, die Aisne, ist schön grün wie der Rhein. Nicht weit von unserm Quartier führt eine Steinbrücke darüber, über welche am ganzen Vormittag große Massen von Truppen zogen. Zuletzt kamen vier preussische Infanterieregimenter. Es waren auffallend wenig Offiziere dabei, mehrere Kompagnien wurden von jungen Leutnants oder Fähndrichen kommandirt. So namentlich beim 6. und 46. Regiment, von dessen Bataillonen eins einen erbeuteten französischen Adler mit sich führte. Dann folgten die Fünfziger und die Siebenunddreißiger. Es war glühend heiß, die Leute waren dick bedeckt mit



Einzelstaaten gehören, und ebensowenig unter mehrere geteilt, sondern als Besitz ganz Deutschlands eingerichtet werden.

Abends ist der Chef bei Tische, und wir probiren, da wir hier uns mitten zwischen den großen Champagnerfirmen des Landes befinden, verschiedene Sorten Sekt. Man erzählte, daß gestern aus einem Kaffeehause auf eine Schwadron unsrer Husaren geschossen worden ist. Der Minister sagt, dann müsse es gleich zerstört und der Besitzer vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Stieber solle ohne Verzug angewiesen werden, die Sache zu untersuchen. Der von Graf Böhlen besorgte Champagner war gut, und so wurde ihm fleißig zugesprochen, vermutlich auch meinerseits. Der Minister sagte: „Unser Doktor unterscheidet sich von andern Sachsen: er trinkt nicht bloß Kaffee.“ Ich erwiderte: „Ja, Erzellenz, und auch dadurch, daß ich aufrichtig bin und zuweilen nicht höflich sein kann“ — worüber großes Gelächter. Es heißt, daß wir zehn bis zwölf Tage hier bleiben.

Dienstag, 6. September. Früh bei Zeiten nach der Kathedrale, deren Glockenspiel mich die Nacht mehrmals mit seinem Melodiengebimmel geweckt hat. Ein großartiger Bau aus der besten Zeit der Gothik, Unserer lieben Frau geweiht. Herrliche Hauptfassade unter den beiden unvollendeten Türmen, drei reich mit Skulpturen gezierte Portale, im Innern magisches Licht von gemalten Fenstern auf dem Fußboden und an den Flanken der Säulen. Der Hochaltar im Hauptschiff, wo man die französischen Könige krönte, ist mit Goldblech bekleidet. In einer der Seitenkapellen an dem Gange, der um den Chor herumläuft, wird Messe gelesen. Davor knien neben den französischen Frauen mit ihren Rosenkränzen Mitchristen derselben in Gestalt schlesischer und polnischer Musketiere und Kürassiere. Außen um die Kirche herum viel Bettelei, die ihr Anliegen zum Teil singend vorträgt.

Von zehn bis drei Uhr ohne Umschen fleißig gearbeitet, u. a. an einem ausführlichen und einem kürzeren Artikel über die Bedingungen, unter denen Deutschland Frieden schließen kann. „Sehr vernünftig und wert, daß man darauf aufmerksam mache,“ fand der Chef einen Artikel der „Volkszeitung“ vom 31. August, der sich gegen die Einverleibung der eroberten Gebietsteile Frankreichs in Preußen erklärte,



an, und ihr Führer war der Wittmeister von Baerit, ein Sohn des Abgeordneten. Das Haus ist auf lebentliches Bitten Jacquiers, der in der Hauptsache unschuldig sein soll, nicht zerstört worden, zumal der meuchlerische Schuß nicht getroffen hat. Man hat dem Wirte einfach auferlegt, der Schwadron zweihundert oder zweihundertundfünfzig flaischen Sekt zu spenden, und er ist mit Freuden darauf eingegangen.

Beim Thee brachte, ich weiß nicht mehr, wer, das Gespräch auf die exceptionelle Stellung, die Sachsen in Betreff der militärischen Einrichtungen innerhalb des Norddeutschen Bundes eingeräumt sei. Der Kanzler wollte darauf kein zu großes Gewicht gelegt wissen. „Übrigens habe ich diese Einrichtung nicht veranlaßt,“ fügte er hinzu. „Savigny hat den Vertrag abgeschlossen; denn ich lag damals schwer krank darnieder. Noch weniger genau nehme ich mit den auswärtigen Angelegenheiten der kleinen Staaten. Mit Unrecht wird von manchen Leuten viel darauf gegeben, und Gefahr in der Beibehaltung diplomatischer Vertreter neben denen des Bundes gewittert. Wären solche Staaten sonst mächtig, so könnten sie auch ohne offizielle Repräsentanten an fremden Höfen Briefe austauschen und mündlich gegen das eine und das andre, was wir vorhaben, intriguiere. Ein Zahnarzt oder eine andre Persönlichkeit der Art könnte das besorgen.“ — — —

Mittwoch, 7. September. Früh einen Gang durch die Stadt gemacht. Sie scheint wohlhabend zu sein, und hat einige ziemlich vornehme Straßen. Die Läden sind fast ohne Ausnahme offen, und einige machen, wie mir vorkommt, recht gute Geschäfte mit unsern Offizieren und Soldaten. Auf dem Platze an unserer Gasse ist ein schönes Denkmal Ludwigs des Fünfzehnten. In der Mitte einer marktartig breiten Straße, die zu beiden Seiten Arkaden mit Kaufmannsgeschäften und Kaffeehäusern hat, steht ein Standbild des Marschalls Drouet von mäßigem Kunstwerte. Auf dem Rückwege begegne ich bei der Kathedrale wieder vielen und darunter recht originellen Bettlern. Ein kleiner Junge mit einem noch viel kleinern auf dem Rücken galoppirt neben mir her und wimmert: „Je me meurs de faim, M'sieur, je me meurs, donnez-moi un petit sou.“ Ein Mensch ohne Füße rutscht auf den Knien über das Pflaster,



hinter dem Chor erinnert lebhaft an das Grab Christi in Jerusalem. Es ist ein nach allen vier Seiten freistehendes Tempelchen unter der Kuppel der Apsis. Das Material ist weißer Marmor mit rotgeäderten Säulen, der Stil Renaissance. Seitwärts befindet sich eine Kapelle, wo über dem Altar eine kunstgeschichtliche Seltenheit, vielleicht ein Unikum, hängt: ein gekreuzigter Christus, der eine goldne Königskrone trägt und nicht nackt, sondern mit einem purpurnen Rode bekleidet ist, auf dem Goldsterne glänzen. Der Gesichtsausdruck und die Behandlung des Gewandes lassen auf hohes Altertum schließen. Auf der andern Seite, in der Sakristei, zeigt uns der Küster mehrere alte Bilder, die Stickereien sind.

Donnerstag, 8. September. Früh mit Willisch in die Besle baden gegangen bei kaltem Wind, aber hellem Wetter. Abends bei uns großes Diner, bei welchem der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, dessen Adjutant Nettelblatt, der Oberpostdirektor Stephan und die drei Amerikaner zugegen sind. — — — Man spricht u. a. von den verschiedenen Gerüchten über die Vorfälle in Bazeilles. Der Minister äußert, ein Mittkämpfen der Bauern bei der Verteidigung von Ortschaften könne nicht geduldet werden. Sie wären nicht uniformirt und deshalb, wenn sie die Flinte ungesehen wegwürfen, nicht als Kämpfer zu erkennen, die Chancen müßten aber für beide Teile gleich sein. Abeken findet das Schicksal von Bazeilles zu hart und meint, der Krieg müsse menschlicher geführt werden. Einen andern Standpunkt nimmt Sheridan ein, dem Mac Lean die Sache übersetzt hat. Er findet auch die strengste Behandlung der Bevölkerung in einem Kriege in der Ordnung, und zwar aus politischen Rücksichten. „Die richtige Strategie,“ so sagte er ungefähr, „besteht erstens darin, daß man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, soweit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, daß man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, daß sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muß den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen.“ Ein wenig herzlos, dünkt mich, aber vielleicht beachtenswert.

Freitag, 9. September. Vormittags und bis drei Uhr an allerlei Artikeln geschrieben, u. a. an einigen über die unbegreifliche





mich rufen, um mir den Auftrag zu erteilen, für die beiden hier herauskommenden französischen Blätter »Courier de la Champagne« und »Indépendant Remois« ein Communiqué des Inhalts zu machen: „Wenn die in Reims erscheinenden Blätter mit der Erklärung der Republik in Frankreich einverstanden sind und die neue Staatsgewalt dadurch anerkennen, daß sie ihre Erlasse abdrucken, so könnte man, da die Stadt von deutschen Truppen occupirt ist, schließen, daß diese Blätter ihre Meinung unter dem Einverständnisse deutscher Regierungen aussprechen. Dies ist indes nicht der Fall. Die deutschen Regierungen achten wie daheim so auch hier die Freiheit der Presse. Sie haben aber in Frankreich bis jetzt eine andre Regierung als die des Kaisers Napoleon nicht anerkannt. Sie können daher bis auf weiteres auch nur die kaiserliche Regierung als eine zu internationalen Verhandlungen berechtigte ansehen.“ — Dann (ich entnehme das Folgende meinem Tagebuche nur, um die große Herzensgüte und die einfache, natürliche Leutseligkeit unsers Chefs zu zeigen) fragte er: „Sie sahen heute Morgen schon elend aus — fehlt Ihnen was?“ — „Ein leichter Nuhranfall, Excellenz,“ sagte ich. — „Auch Fieber? Kopf?“ — „Ja, ein wenig, Excellenz.“ — „Haben Sie denn einen Arzt gefragt?“ — „Nein, ich habe mir selbst was verordnet und in der Apotheke geholt.“ — „Was denn?“ Ich sagte es ihm. „Das ist nichts,“ erwiderte er, „Sie sind wohl Autodidakt? Halten nichts von den Doktoren?“ — „Ich habe seit vielen Jahren keinen gebraucht.“ — „Nun ja, sie können einem gewöhnlich auch nicht viel helfen, machens oft nur schlimmer. Aber hier ist doch nicht zu spaßen. Schicken Sie zu Lauer, das ist ein netter Mann. Ich weiß freilich nicht, was ich ihm an Gesundheit zu danken haben werde, ehe ich nach Hause komme. Und nun legen Sie sich zwei Tage ins Bett, da ist die Sache gehoben; sonst kommen Rückfälle, und Sie können unter drei Wochen nicht wieder aufstehen. Ich leide auch oft an so was, und da auf dem Kamin, das eingewickelte Fläschchen — 30 bis 35 Tropfen auf ein Stück Zucker. Nehmen Sie's, aber geben Sie mir's hernach wieder. Und wenn ich Sie rufen lassen sollte, so sagen Sie nur, daß Sie nicht könnten. Ich komme dann zu Ihnen, wenn ich was für Sie habe — Sie können dann vielleicht im Bette schreiben.“



was ihn, wie heutzutage jeder Studirte wissen sollte, nicht gebessert hat, da er auch nach der Taufe ein blutiger, tückischer Wüterich blieb, und ebenso ungeschichtlich war, was der Prediger über Ludwig den Heiligen vorbrachte.

Später besuchte ich, wieder mit Abeken, den katholischen Gottesdienst in der Kathedrale, die heute fast ohne Unterlaß ihre Glocken und Glöckchen arbeiten läßt. Das Chor war voll von Geistlichen aller Arten und Sorten: veilchenblaue, schwarze und weiß und schwarze Kleriker, rote Kragen, violette Gewänder, schwarze Bäckchen mit weißem Saum, seidene Kleider, tuchene Kleider, leinene Kleider zogen an uns vorüber, der Erzbischof mit langer Schleppe voran, neben ihm zwei andre vornehme Priester, hinter ihm seine Bagen, die weiß und rot gekleideten Chorknaben. Als er hinausrauschte und der andächtigen Weiberschaft an der Thür des Gitters mit zwei erhobenen Fingern der rechten Hand seinen Segen spendete, bekam ich auch was davon ab.

Im Laufe des Tages war ein Herr Werle beim Chef, ein alter hagerer Mann mit wackelndem Kopfe und dem bei anständig gekleideten Franzosen, wie es es scheint, unvermeidlichen roten Bändchen im Knopfloch. Er sollte Mitglied des Corps legislatif und Besitzer oder Partner der Firma Clicquot Beuve sein, und es hieß, er wolle mit dem Minister über die Mittel reden, mit denen man der in der Stadt herrschenden Noth steuern und einen Aufstand der Armen gegen die Reichen verhüten könne. Die letzteren fürchten eine Erklärung der roten Republik durch die Arbeiter, unter denen es bedenklich gähren soll, und da Reims eine Fabrikstadt ist, die zehn bis zwölftausend Ouvriers in ihren Mauern zählt, so mag in der That Gefahr für den Fall vorhanden sein, daß unsre Soldaten die Stadt wieder verlassen. Das hätte man sich vor vier Wochen auch nicht träumen lassen: deutsche Truppen die Beschützer von Franzosen vor dem Kommunismus — fürwahr, Wunder auf Wunder! Herr Werle spricht übrigens Deutsch, ja er ist, wie man sagte, von Geburt ein Landsmann von uns, wie mehrere von den Besitzern der großen Champagnergeschäfte hier und in der Nachbarschaft. Auch sonst erschienen Leute der Stadt, der mit diesem und der mit jenem Anliegen im Bureau



ich gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark in einer Sitzung des Staatsrats gesagt — in einer langen Rede. — — — Die Hauptstelle hatte der Protokollführer weggelassen — er dachte wohl, ich hätte zu stark gefrühstückt, und es würde mir lieb sein, wenn das wegblicke — ich sorgte indessen, daß es wieder hineingesetzt wurde. Mein Gedanke war aber schwer durchzuführen. Nicht mehr als alles war dagegen: die Österreicher, die Engländer, die liberalen und nicht-liberalen Kleinstaaten, die Opposition im Landtage, einflußreiche Leute am Hofe, die Mehrzahl der Zeitungen. — — — Ja es gab damals harte Kämpfe, zu denen bessere Nerven gehörten, als ich sie hatte.“ — — — „Vor dem Frankfurter Fürstentage war's, als der König von Sachsen dagewesen, ähnlich. Da wollte unser gnädigster Herr hin, daß ginge jetzt nicht anders, wo ein gekröntes Haupt den Postillon bei ihm gemacht hätte.“ — — — „Ich war, als ich das Zimmer verließ, nervös so aufgereggt und erschöpft, daß ich kaum auf den Beinen stehen konnte und beim Zumachen der Thür der Adjutantenstube die Klinke abriß. Der Adjutant fragte mich, ob ich unwohl wäre. — Nein, jetzt ist mir wieder wohl, sagte ich.“ — — — Es war unter der ausführlichen Erzählung dieser Vorgänge spät geworden, und der Chef empfahl sich mit den Worten: „Ja, meine Herren, ein zartbesaitetes Nervensystem muß viel aushalten. Drum will ich jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht.“

Montag, den 12. September. Bis Mittag verschiedene Aufsätze gemacht. In Laon haben sich die Franzosen — vielleicht auch nur ein Einzelner — eine arge Verrätereie zu Schulden kommen lassen: sie haben gestern nach Abschluß der Kapitulation und Einmarsch unsrer Truppen die Citadelle in die Luft gesprengt, wobei gegen hundert Mann von unserm vierten Jägerbataillon getötet oder verwundet worden sind. In deutschen Blättern liest man, der Chef habe sich geäußert, in der Schlacht bei Sedan hätten die Allirten Preußens das Beste gethan. Er hat aber gesagt, sie hätten in bester Weise mitgewirkt. Den Belgiern, die einen solchen Haß gegen uns und eine so heiße Liebe zu Frankreich zur Schau tragen, könnte unter Umständen geholfen werden: es kann der dortigen öffentlichen Meinung angedeutet werden, daß selbst Arrangements mit der jetzigen fran-



und in Italien ist gleiches möglich. Die Regierungen der monarchisch regierten Staaten müssen darin eine Gefahr erblicken, welche sie auf Annäherung an einander und festen Zusammenhalt hinweist. Jeder derselben ist gleich bedroht, auch Österreich. In Wien sollte man das erkennen. Ist hier von Beust, der in seiner Mancune gegen Deutschland und Rußland mit den Polen, auch den rot republikanischen, kokettirt, nichts zu erwarten, so wird sich vielleicht der Kaiser Franz Joseph einer an sein Ohr gebrachten Aufklärung nicht verschließen. Er wird sich überzeugen lassen, daß das Interesse auch seiner Monarchie der Republik gegenüber, die sehr leicht eine sozialistische Gestalt annehmen kann, wirklich und in allem Ernste gefährdet ist. Diese Republik macht Propaganda unter den Nachbarn und würde auch in Deutschland Anhänger gewinnen, wenn man von Seiten der Fürsten den Willen des Volkes, das für große Opfer an Gut und Blut wirksame Sicherung gegen Frankreich und dauernden Frieden fordert, nicht erfüllen wollte.

Heute vor Tische hatte der Prinz Luitpold von Baiern eine Unterredung mit dem Chef, wobei ihm dieser „historische und politische Vorträge gehalten“ hat.

Dienstag, den 13. September. Heute früh bekam unser Chef ein Morgenständchen von einem Militärmusikchor der Württemberger, das ihn sehr gefreut haben wird. Aber wenn das die Herren vom Stuttgarter „Beobachter“ erfahren! Im Laufe des Vormittags ließ der Kanzler mich sechsmal rufen, und ich machte ebenso viele Artikel für die Presse, darunter zwei für die hiesigen französischen Blätter, welche auch die Tage vorher Nachrichten von uns bekommen hatten. Ferner wurden Vorkehrungen getroffen, daß General von Blumenthal mit Porträt und Biographie in den befreundeten illustrierten Blättern die ihm gebührende Stelle erhielt. „Die Zeitungen erwähnen ihn, soweit man sieht, gar nicht, obwohl er Generalstabschef des Kronprinzen ist und nächst Moltke bisher die größten Verdienste um die Leitung des Krieges hat.“ — — —

Am 14. September früh kurz vor 10 Uhr verließen wir Reims, dessen Kathedrale uns lange über die Ebene nachsah, und begaben uns nach Chateau Thierry. Wir durchschnitten dabei zunächst





teilungen des Ministers, der sich mit ihm unterhalten hatte, ein angenehmer Mann, mit dem sich über allerlei reden ließ. Chateau Thierry ist ein reizendes Städtchen, das etwas erhöht über dem Ufer der Marne unter den grünüberwachsenen Wallresten einer alten Burg liegt. Es ist größtenteils sehr weitläufig gebaut und hat viele Gärten. Nur der Kern der Stadt, eine lange Straße, die an der Kirche vorbeiläuft, und einige auf diese mündende Nebengassen zeigen dicht an einander stehende Häuser. Die alte Kirche ist dem heiligen Schuster und barmherzigen Lederdieb Crispin, französisch Crepin, geweiht, vielleicht ein Hinweis darauf, daß neben der Gerberei, die jetzt hier stark florirt, ehemals auch das Schuhmachergewerbe einen großen Teil der Einwohner nährte.

Der Chef war abends beim Diner ungewöhnlich heiter und aufgelegt. Später genoß man eine wundervolle Mondnacht auf der Gartenterrasse hinter dem Hofe.

Am nächsten Mittag wurde, nachdem wir im Hotel Rogeant gefrühstückt, nach Meaux aufgebrochen, welches ungefähr 50 Kilometer von Chateau Thierry und nur noch etwa gleichweit von Paris entfernt ist. Auf dem Wege wieder Weinberge von ungeheurer Ausdehnung stundenlang. Wir gingen über die Marne und fuhren durch kleine Gehölze und über Ausläufer der Höhen des linken Thallandes. Im Dorfe Lusancy wurde auf eine halbe Stunde Halt gemacht. Wir hatten jetzt vor dem Wagen zum Teil Pferde aus der Beute von Sedan. Je mehr wir uns Paris näherten, desto häufiger wurden, besonders in den Wäldchen und Baumalleen, die Wachtposten, die hier wieder aus preußischer Infanterie (mit gelben Achselklappen) bestanden, und desto seltner war in den Dörfern etwas von den Bewohnern zu bemerken. Fast nur die Schankwirte und die betagten Leute schienen zurückgeblieben zu sein. Mädchen und junge Frauen schien es nicht zu geben und Kinder ebensowenig. In Lusancy stand an einer Hausthür, mit Kreide geschrieben: „Bockenranke.“

Eine Strecke vor dem Städtchen Trillport fuhren wir wieder über die Marne und zwar auf einer Brücke von roten preußischen Pontons, da sowohl die schöne neue Brücke, über welche die Eisenbahn läuft, als auch die, über welche nicht weit davon die Chaussee



gekommen sei, und man zeigt mir im Hofe vor dem Hause des Chefs einen schlanken dunkelhaarigen jungen Mann. Das wäre der Besagte. Der Sprache nach schien er ein Engländer zu sein. Beim Diner sind die beiden Grafen York zu Gaste da. Sie geben uns die Erklärung, warum wir in den Dörfern so wenig Menschen angetroffen haben. Im Walde haben sie ganze Scharen von Bauersleuten gefunden, die, mit einem Teil ihrer Habe, namentlich mit dem Vieh dahingeflüchtet, sehr erfreut gewesen sind, als man sie, die durchgehends ohne Waffen, aufgefordert hat, ohne Furcht und Sorge in ihr Dorf zurückzukehren. „Wenn ich Militär wäre und zu befehlen hätte,“ sagte der Chef zu diesem Berichte, „so wüßte ich, wie ichs machte. Ich würde dann die, welche geblieben wären, mit aller irgend möglichen Schonung und Rücksicht behandeln. Die aber, welche weggelaufen sind, — deren Häuser und Möbeln würde ich als herrenloses Gut ansehen und darnach verfahren. Und wenn ich sie selber kriegte, würde ich ihnen ihre Ruhe wegnehmen und was sie sonst bei sich hätten, unter der Behauptung, sie hätten es gestohlen und sich damit in den Wald versteckt. Es wird übrigens besser werden — wenn sie nur erst gewahr geworden sind, daß die verschiedenen Saucen, mit denen wir kleine Franzosenkinder verspeisen, erlogen sind.“

Freitag, den 16. September. Früh prachtvoller, sonnenheller Morgen und tiefblauer Himmel über Bossuets Stadt. Ich überreichte früh für den König einen Brief, den James Purkinson, ein englischer Prophet, an ihn gerichtet hat, und in welchem ihm geweissagt wird, wenn er dem Blutvergießen nicht Einhalt thue, so werde ihn die Rache des Himmels für den „Mord der Dänen“ und „das Blut der Söhne Oesterreichs“ treffen, mit deren Vollzug der Kaiser Napoleon beauftragt sei. Die Ermahnung datirt vom 29. August; drei Tage später hätte sie der Telegraph verhütet. Der zudringliche Hansnarr, der sie geleistet, hätte übrigens, wie einige höher gestellte englische Hansnarren, die sich in unsre Angelegenheit mischen, etwas Besseres thun, er hätte sich erinnern können, daß England vor seiner Thüre zu fegen hat, daß wir in einem gerechten Kriege uns nur gegen die schändeste Anmaßung wehren, und daß wir noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, friedliche Dörfer



Man spricht davon, daß der König nicht nach Paris gehen, sondern die weitere Entwicklung der Dinge in Ferrières, der Besitzung Rothschilds, abwarten werde, die etwa auf halbem Wege zwischen Meaux und Paris liegen soll.

Beim Diner ist Fürst Hohenlohe als Gast zugegen. Der Chef ist ebenfalls anwesend, nachdem er vom Essen beim Könige zurückgekehrt ist. Man erfährt, daß der Mittelpunkt der Verwaltung der von unsrer Armee okkupirten französischen Provinzen, abgesehen von Elsaß und Lothringen, Reims werden, daß der Großherzog von Mecklenburg als Generalgouverneur an die Spitze der dortigen Oberbehörden treten und daß Hohenlohe unter ihm eine Stelle einnehmen soll.

Im Gespräch sagt der Chef zu seinem Better, der über Übelbefinden klagt: „Wie ich so alt wie du war (jener zählt 38 Jahre) da war ich noch ganz intakt und konnte mir alles zumuten, aber in Petersburg, da kriegte ich den ersten Anax.“

Jemand lenkte das Gespräch auf die Stadt Paris und die Franzosen neben den Elsassern, und der Chef äußerte sich ausführlich über das Thema, wobei er zuletzt zu mir spricht — wohl eine Erlaubnis oder ein Wink, seine Worte oder deren Sinn in die Zeitungen zu bringen. Die Elssasser und Deutsch-Lothringer, so sagte er, lieferten den Franzosen viele tüchtige Leute, vorzüglich für die Armee, wären aber bei ihnen gering geachtet, brächten es selten zu höhern Stellen im Staatsdienste und würden von den Parisern durch allerhand Anekdoten und Karikaturen verspottet. „Das geht übrigens,“ so fuhr er fort, „andern französischen Provinzialen auch so, wenn auch nicht so schlimm. Frankreich zerfällt gewissermaßen in zwei Nationen: Pariser und Provinziale, und diese sind die freiwilligen Heloten der andern. Es gilt jetzt der Emanzipation, der Befreiung Frankreichs von der Herrschaft der Pariser. Wer sich draußen in der Provinz fühlt, wer sich was werden zu können getraut, der siedelt nach Paris über, wird dort in die herrschende Kaste aufgenommen und herrscht dann mit. — Ob wir ihnen nicht den Straßkaiser aufnötigen? Es ist immer noch möglich; denn die Bauern wollen nicht tyrannisiert sein von Paris. Frankreich ist eine Nation von Nullen, eine Herde; sie haben Geld und Eleganz, aber keine Individuen, kein individuelles



verschüttet hat, eine Notbrücke errichtet ist, über welche einzelne Reiter einer soeben ankommenden Schwadron bairischer Kürassiere einer nach dem andern passiren können.

Auf dem Rückwege begegneten wir einer großen Wagenkolonne mit Armeevorräten, die von der Sprengung bis tief in die Stadt hineinreicht. An einer Ecke finden sich mehrere Anschläge, darunter eine meilenlange Ansprache Victor Hugos an die Deutschen, weinerlich und hochtrabend, empfindsam und pomphaft zugleich, Rührei mit dicken Phrasenrosinen drin — echt französisch. Wofür der komische Mann uns halten muß, wenn er meint, daß unsre Pommern und Ostpreußen mit ihrem gesunden Menschenverstande solch Gequassel mögen können. Ein Blusenmann, der es halb laut neben mir laß, sagte zu mir: «C'est bien fait, Monsieur, n'est ce pas?» Ich erwiderte, es thäte mir in der Seele leid, ihm sagen zu müssen, daß es kompletter Unsinn wäre. — Was er da für ein Gesicht machte!

Wir besuchen die Kirche, die ein schönes altes Gebäude mit vier Reihen gotischer Säulen ist, welches in dem Kapellengang hinter dem Chor einen in passendem Stil ausgeführten großen Anbau erhalten hat. Zur Seite des Chors, rechter Hand, wenn man durch das Hauptportal hereinkommt, befindet sich ein Marmordenkmal Bossuets, der hier Bischof war und auf der Kanzel dieser Kirche vermutlich gepredigt hat. Der berühmte Verfasser der vier Artikel der gallikanischen Kirche ist hier sitzend dargestellt.

Bei Tische fehlte der Chef, wie er denn diesen Tag bis gegen Abend nicht sichtbar war. Man hörte dann, er sei zu seinem Sohne Bill geritten, der drittehalb Meilen von Meaux bei seinem Regimente stand. Er hatte ihn wohl und munter gefunden. Dann berichtigte er seine Mittheilungen über die Mut- und Kraftproben des jungen Grafen, die oben verzeichnet sind, in einigen Punkten. Darnach war Graf Bill während der Attacke bei Mars la Tour etwa fünfzig Schritt vor dem französischen Karree mit seinem Pferde über einen vor ihm liegenden toten oder verwundeten Gaul gestürzt. „Er schoß eine Lerche,“ sagte der Chef, „rappelte sich nach einigen Augenblicken wieder auf und führte seinen Braunen im Regen zurück, da er nicht aufsteigen konnte. Er fand dann einen verwundeten Dragoner,





Indem wir diese Grundsätze auf unsern Fall, auf das Verfahren gegen den besiegten und gefangnen Kaiser der Franzosen anwenden, erlauben wir uns die Frage: Wie kämen wir dazu, den zweiten Dezember, die Sicherheitsgesetze, die Vorgänge in Mexiko — wie sehr wir alles das mißbilligen mögen — an ihm zu strafen? Nicht einmal an Rache für den jetzt von ihm herausbeschwornen Krieg erlaubt uns das Gesetz der Politik zu denken, und gestattete es den Gedanken, so wäre nicht bloß an Napoleon, sondern so ziemlich an jedem einzelnen Franzosen, etwa in der von der »Nationalzeitung« erwähnten Blücherschen Weise, Rache zu nehmen; denn ganz Frankreich hat, wie seine fünfunddreißig Millionen Einwohner die mexikanische Expedition guthießen, auch den jetzigen Krieg, und zwar mit dem höchsten Eifer, gewollt. Deutschland hat sich einfach die weitere Frage vorzulegen: was nützt uns unter so bewandten Umständen mehr, ein schlechtbehandelter oder ein gutbehandelter Napoleon? und wir denken, daß die Frage sich nicht schwer beantworten läßt.

Auch 1866 ist es nach diesen Grundsätzen gehalten worden. Könnte man in gewissen Maßregeln dieses Jahres, gewissen im Prager Frieden enthaltenen Bestimmungen Rache für vorhergegangene Beleidigungen, Strafe für die Sünden erblicken, die den Krieg von damals herbeiführten, so wären diejenigen, die unter jenen Maßregeln und Bestimmungen litten, wirklich nicht gerade die gewesen, welche am meisten die Rache herausgefordert und die schwerste Strafe verdient hätten.“

Sonntag, den 18. September. Früh Aufsätze für Berlin, Hagenau und Reims gemacht: Unter anderm handelte es sich dabei um die Favresche Phrase: »La république c'est la paix.« Der Gedankengang war dabei in der Hauptsache folgender. Frankreich hat in den letzten vierzig Jahren immer und unter allen Gestalten der Friede sein wollen und ist immer und unter allen Gestalten das strikte Gegenteil davon gewesen. Vor zwanzig Jahren wollte das Kaisertum, jetzt will die Republik der Friede sein. 1829 hieß es: die Legitimität ist der Friede, und zu gleicher Zeit kam ein russisch-französisches Bündnis zum Abschluß, welches nur durch die Revolution von 1830 gehindert wurde, seinen Zweck, einen Angriffskrieg



daß er das eiserne Kreuz auf den Vorschlag seiner Kameraden bekommen, erwiderte er, er habe es wohl bloß der Anciennetät nach. Beim Thee fragte ihn der Chef in Bezug auf den Fürsten von Hohenzollern, der bei seinem Regimente steht: „Ist er denn auch Soldat oder bloß Fürst?“ Die Antwort lautete günstig. Der Minister erwiderte: „Das ist mir lieb. Mich hat das sehr für ihn eingenommen, daß er seine Wahl zum Könige von Spanien seinem Kommandeur auf dienstlichem Wege angezeigt hat.“ — Es wurde erwähnt, daß ein bei Sedan in Gefangenschaft geratener General Ducrot zum Danke dafür, daß man ihm gegen sein Ehrenwort mehr Freiheit als andern gestattet, auf dem Wege nach Deutschland — ich glaube, es war in Pont à Mousson — schmählicherweise durchgebrannt sei. Der Chef bemerkte dazu: „Wenn man solche Schurken, die ihr Wort gegeben haben — andre, die ausreißen, sind nicht zu tadeln —, wiederkriegt, so sollte man sie hängen in ihren roten Hosen und auf das eine Bein parjure, und auf das andre infame schreiben. Inzwischen muß das in der Presse ins rechte Licht gestellt werden.“ — Als von der grausamen Kriegsführung der Franzosen die Rede war, äußerte der Minister: „Zieht man einem solchen Gallier die weiße Haut ab, so hat man einen Turko vor sich.“

Nachzutragen: Heute war der württembergische Kriegsminister von Suckow ziemlich lange drüben beim Chef, und es heißt, daß es im Schwabenlande mit der deutschen Sache recht gut stehe. Weniger erfreulich sähe es in Baiern aus, und namentlich wäre der Minister Bray so unnational, als er in Anbetracht der Umstände nur sein könnte.

Nachmittags erschien in meinem Hause ein Herr Hellwig, der sich ganz unbefangen mit seinen zwei Koffern unten bei den Schutzleuten einquartierte. Er hatte dann mit dem Chef eine Unterredung, und soll seines Zeichens Kaufmann sein und für den Grafen Pierrefonds reisen.

Montag, den 19. September. Früh besorgte ich für das Militärfabinett einen deutschen Auszug aus einem an den König gerichteten englischen Briefe. Der Verfasser, der von den Plantagenets abstammen will, ist der ehemalige Lokomotivführer Weale in Tenley, Pembrokehire. Er hat offenbar wie jener Burkison, der sich vor einigen Tagen mit seinen Prophezeiungen herandrängte, einen Sparren

im Kopfe, aber derselbe ist gutartiger Natur. Mit gottseligen Redensarten warnt er in schrecklicher Orthographie auf Grund eines Gespräches zwischen einem Irländer und einem Franzosen, welchem er zugehört haben will, vor den Fallen und Schlingen, die den Preußen in den Wäldern von Meudon, Marly und Bondy gelegt sind. Schließlich segnet er den König, sein Haus und alle seine Unterthanen.

Man hört für gewiß, daß Jules Favre heute um zwölf Uhr hier eintreffen will, um mit dem Chef zu verhandeln. Schönes Wetter hat er dazu. Gegen zehn Uhr kommt der Graf Bismarck-Bohlen vom Kanzler herunter. Es soll gleich fortgehen, nach Schloß Ferrières, vier oder fünf Stunden Wegs von hier. Über Hals und Kopf wird eingepackt. Mit Mühe verschafft mir Theiß von der Wäscherin mein Zeug wieder. Dann heißt es, Abeten und ich sollen mit einem Wagen und einem Diener noch dableiben und später nachkommen. Wir frühstückten zuletzt um elf Uhr mit dem Chef, wobei es einen köstlichen alten weißen Bordeaux gab, den die Besitzerin des Hauses, beiläufig eine Legitimistin, dem Minister verehrt hatte — wie es schien, weil wir ihr und den Ihrigen nichts zuleide gethan hatten. Die legitimistische Gesinnung der alten Dame hatte der Chef aus dem Luzerner Löwen über seinem Bette geschlossen.

---

## Stiebentes Kapitel.

**Bismarck und Favre in Haute-Maison. — Zwei Wochen im Schlosse Rothschilds.**

**F**ules Favre ließ am 19. September um zwölf Uhr mittags noch auf sich warten, und es wurde aufgebrochen. Doch ließ der Minister auf der Mairie einen Brief für jenen zurück und sagte dem Diener unsrer Vikomtessc, er möge ihn, falls er noch käme, darauf aufmerksam machen. Der Chef und die Räte waren bei dieser Tour nach dem Landfize des Pariser Goldontels zu Pferde und ritten nach einiger Zeit den Wagen voraus, von denen ich das Innere des zweiten allein einnahm. Wir fuhren erst bei der Wohnung des Königs vorbei, die sich in einem schönen schloßartigen Hause an der Promenade befand, und dann aus der Stadt hinaus nach dem Kanal auf dem linken Ufer des Flusses, bis wir auch jenen auf einer Notbrücke überschritten. Beim Dorfe Mareuil stieg der Weg etwas bergan, und wir gelangten auf eine Art Vorstufe des Höhenzuges, der auf dieser Seite den Kanal und den Strom begleitet, wo man durch wohlkultivirtes Land, Gemüsegärten, Obstbäume und Nebenpflanzungen mit blauen Trauben weiterfuhr.

Hier kam uns zwischen den Dörfern Mareuil und Montry, an einer Stelle, wo die Chaussee unter breitwipfeligen Bäumen stark bergab ging, eine zweispännige Kutsche mit zugeklappter Decke entgegen, in der drei Herren im Zivilanzuge und ein preußischer Offizier saßen. Unter den Zivilisten befand sich ein ältlicher graubärtiger Herr mit hervortretender Unterlippe. „Das ist Favre,“ sagte ich zum Kanzleidiener Krüger, der hinter mir sitzt, „wo ist der Minister?“ — Er war nicht zu sehen, aber wahrscheinlich vor uns und der langen Kolonne von Fuhrwerken, welche, zum Teil hochbeladen, uns die Aussicht versperrten. Ich ließ rascher fahren, und nach einer



des Regenten, und ebenso seine, des Bäuerleins, Ehre forderten dies gebieterisch, und dergleichen schöne Sachen mehr. Der gute dumme Bauernknabe zeigte diesem Wortschwall ein sehr einfältiges Gesicht, er verstand davon offenbar so wenig, als ob es Griechisch gewesen wäre, und machte eine Figur, daß Reudell sagte: „Wenn der uns vor Überfall behüten soll, da ist mir der Soldat dort doch viel lieber.“

Von anderer Seite erfuhr ich diesen Abend noch, daß Favre von den Herren Rink und Hell, früheren Legationssekretären Benedetti, und von dem Fürsten Biron begleitet gewesen sei, und daß man für ihn im Dorfe beim Schlosse Ferrières Quartier bestellt habe, da er sich weiter mit dem Chef zu besprechen wünsche. Reudell aber erzählte: „Als der Bundeskanzler aus dem Zimmer, wo er mit jenem verhandelt, wieder heraustrat, fragte er den Dragoner vor der Thüre, woher er wäre. — »Aus Schwäbisch-Hall.« — »Na, Sie können sich was darauf einbilden, bei der ersten Friedensverhandlung in diesem Kriege Wache gestanden zu haben.«“

Wir andern hatten mittlerweile eine Zeitlang in Chessy auf die Rückkunft des Kanzlers gewartet und waren dann, vermutlich mit dessen Erlaubnis, weitergefahren, bis wir nach ungefähr zwei Stunden Ferrières erreicht hatten. Auf dem Wege passirten wir den Rand der Zone, welche die Franzosen um Paris herum geflissentlich verwüstet hatten. Doch war die Zerstörung hier noch mäßig; nur schien die Bevölkerung der Dorfschaften, die wir berührten, von den Mobilgarden zum großen Teil verjagt worden zu sein. Nirgendß hörte man meines Wissens einen Hund, dagegen sahen wir in einigen Höfen Hühner umhergehen. An den meisten Thüren, an denen wir vorüber kamen, stand mit Kreide geschrieben: „Korporalschaft N.“ oder „1 Offizier und 2 Pferde“ oder etwas andres der Art. In den Dörfern stieß man zuweilen auf städtisch gebaute Häuser, und seitwärts lagen Villen und Schlösser mit Parks, was auf die Nähe der Großstadt deutete. Bei dem einen der Dörfer, durch die wir kamen, lagen viele Hunderte ausgetrunkner Weinflaschen im Graben und auf dem Felde neben der Straße. Ein Regiment hatte hier eine gute Quelle entdeckt und bei ihr Rast gehalten. Von Wachtposten an der Landstraße und andern Vorsichtsmaßregeln, wie man





tausend Mann, die wir jetzt etwa in Frankreich haben, draufgingen, so wäre das eben unser Einsatz beim Spiel, wenn wir nur gewannen. Aber den Stier bei den Hörnern fassen, ist leichte Strategie.“ — — — „Der 16. bei Metz war ganz in der Ordnung; denn hier mußten sie allerdings auch mit Opfern aufgehalten werden. Die Opferung der Garde am 18. war nicht nötig. Man hätte bei Saint Privat warten sollen, bis die Sachsen ihren Umgehungsmarsch vollendet hatten.“ — — —

Während des Essens hatten wir auch eine Probe von der Gastlichkeit und dem Anstandsgefühl des Herrn Baron zu bewundern, dessen Haus der König mit seiner Gegenwart beehrte, und dessen Besiß infolgedessen in jeder Weise geschont wurde. Herr von Rothschild, der hundertfache Millionär und überdies bis vor kurzem Generalkonsul Preußens in Paris gewesen, ließ uns durch seinen „Regisseur“ oder Haushofmeister pazig den Wein verweigern, dessen wir bedurften, wozu ich bemerke, daß derselbe wie jede andre Lieferung bezahlt werden sollte. Vor den Chef citirt, setzte der dreiste Mensch seine Renitenz fort, leugnete erst ganz und gar, überhaupt Wein im Hause zu haben, und gab dann zwar zu, daß er „ein paar hundert Flaschen Petit Bordeaux im Keller habe“ — in Wahrheit lagen circa 17 000 darin —, erklärte aber, uns davon nichts abtreten zu wollen. Der Minister machte ihm jedoch den Standpunkt in sehr kräftiger Rede klar, hob hervor, was das für eine unartige und filzige Art sei, mit der sein Herr die Ehre erwidere, die ihm der König dadurch erwiesen, daß er bei ihm abgestiegen sei, und fragte, als der vierschrötige Patron Miene machte, sich wieder aufzubauen, kurz und bündig, ob er wisse, was ein Strohbund sei. Jener schien das zu ahnen; denn er wurde blaß, sagte aber nichts. Es wurde ihm dann bemerkt, daß ein Strohbund ein Ding sei, auf welches halstarrige und freche Regisseure so gelegt würden, daß ihre Rückseite oben sei, und das weitere könne er sich vielleicht vorstellen. — Andern Tags hatten wir, was wir verlangt, und auch später kam meines Wissens keine Klage vor. Der Herr Baron aber erhielt für seinen Wein nicht nur den geforderten Preis, sondern, wie man hörte, obendrein Pfropfengeld, so daß er an uns noch etwas anständiges verdiente.



und Koon zugegen waren. Das gab, nachdem einige Briefe nach Berlin, Reims und Hagenau geschrieben waren, ein paar Stunden Zeit, mich mit der neuen Wohnstätte bekannt zu machen. Ich benutzte dies zu einer Besichtigung des Schlosses, soweit es uns zugänglich war, sowie zu einem Streifzuge durch seine Umgebung, die in einem nach Süden hin gelegenen Park, einem im Norden sich anschließenden Blumengarten, einem etwa vierhundert Schritt westlich vom Schlosse befindlichen Komplex von Ställen und Wirtschaftsgebäuden, denen gegenüber, jenseits der Fahrstraße, eine ausgedehnte Gärtnerei mit Obstpflanzungen, Gemüsebeeten und langgestreckten prächtigen Gewächshäusern liegt, sowie in einem noch vom Parke eingeschlossenen Schweizerhäuschen besteht, welches zur Wohnung für Dienstleute und zugleich zum Waschlödle dient.

Über das Schloß will ich kurz sein. Es ist der Form nach ein Viereck, das zwei Stockwerke und an jeder der vier Ecken einen dreistöckigen Turm mit stumpf zulaufender Bedachung hat. Der Stil ist ein Gemisch aus verschiedenen Schulen der Renaissance, bei denen es zu keiner rechten Gesamtwirkung kommt und das Ganze namentlich nicht so groß aussieht, als es in Wirklichkeit ist. Am besten nimmt sich noch die südliche Front mit ihrer mit stattlichen Vasen geschmückten Freitreppe aus, die zu einer Terrasse führt, auf welcher Orangen- und Granatbäume in Kübeln stehen. Der Haupteingang ist auf der Nordseite, wo man zunächst in ein Vestibül mit Büsten römischer Kaiser gelangt, die ganz hübsch sind, von denen aber nicht wohl zu begreifen ist, was sie im Hause des Krösus der modernen Judenheit zu suchen haben. Von hier führt ein etwas gedrücktes Treppenhaus, dessen Wände mit Marmor bekleidet sind, in den Hauptsaal des Gebäudes, um den eine von vergoldeten jonischen Säulen getragene Galerie herumläuft. Die Wand über derselben schmücken Gobelins. Unter den Gemälden des mit allerlei Prunk ausgestatteten Saales befindet sich ein Reiterbild von Velasquez. Auch sonst haftet der Blick unter den prächtigen Sachen auf dem und jenem, was zugleich schön ist. Im großen und ganzen aber macht der Raum den Eindruck, als ob der Besitzer weniger an Schönheit und Behagen, als daran gedacht hätte, recht Teueres zusammen zu stellen.



Sie scheint eine von seinen Nebengottheiten neben Adonai zu sein. Auf dem Gipfel der Anhöhe postirt, von rötlichem Thon angefertigt, stellt sie eine Dame vor, die einen Speiß in der Hand und eine Mauerkrone auf dem Kopfe hat und ungefähr anderthalbmal so groß als gewöhnliche Damen ist. Auf dem Piedestal steht — vermutlich, damit man dem preußischen Generalkonsul nicht Unrecht widerfahren lasse und auf den Verdacht gerate, er habe seinem Park eine Borussia einverleibt — mit großen Buchstaben AVSTRIA. Ich hatte den Gedanken: Es wird wohl ein Denkmal der Dankbarkeit sein, der Baron wird an Österreichs Finanznöten viel verdient haben. Ein Besucher voll unregelter Hochgefühle hatte, jene Bezeichnung und Warnung vor Mißverständnis übersehend, der Dame mit Bleistift aufs Hemd geschrieben: „Heil Dir, Germania, Deine Kinder sind einig!“ Ein Vetter des Kladderadatsch aber hatte darunter bemerkt: „Det war doch früher nich. Ein Berliner Kind“ — eine Glosse, die ihm schnöderweise auch bei einem zweiten dithyrambischen Gefühlsausbruche eingefallen war, mit dem ein anderer Begeisterter den Schild der thönernen Mamsell bekifelact hatte, und der lautete: „Deine Kinder sind auf ewig vereint, Du große Göttin Deutschland!“

Im Schweizerhause herrschte oben in den Stuben eine greuliche Wirtschaft. Die Thüren waren aufgebrochen, die Sachen der hier wohnenden Dienstleute herumgestreut, auf dem Boden lagen Wäschestücke, Weiberröcke, Papier und Bücher — darunter die „Liaisons dangereuses,“ eine allerliebste Lektüre für Wäscherinnen und Mägde! — im wirren Durcheinander umher.

Von unsern Entdeckungsreisen zurückgekehrt, erfuhren wir, daß der anfangs so anmaßliche Regisseur uns nach näherer Betrachtung nicht mehr als ganz und gar unwillkommene Gäste zu betrachten vermochte. Er fürchtete sich ungemein vor den „francvoleurs,“ wie die Franc tireurs jetzt vielfach von den Besitzenden auf dem Lande bezeichnet wurden, und diese Furcht hatte ihn unsrer Anwesenheit neben ihrer verdrießlichen Seite auch eine freundliche abgewinnen lassen. Er hatte gegen einen von uns gemeint, daß jene Herren, die mit den Mobilen und den Chasseurs d'Afrique um die Wette überall in der Nachbarschaft geplündert und Verwüstungen angerichtet,



der Mitteilung entziehen. Ich sage das ein für allemal und lediglich zu dem Zwecke, damit nicht zuweilen der Verdacht entstehe, ich habe den Feldzug mehr als vergnügter Phäaſte als in dem Bewußtſein mitgemacht, als rechtschaffner „Soldat von der Feder“ dienen zu ſollen.

Mittelbar wird jezt folgende Stelle aus meinem Tagebuche ſein:

„Die kaiſerliche Emigration in London hat ſich ein Organ zur Vertretung ihrer Interellen, «La Situation», geſchaffen. Die von uns im Oſten Frankreichs gegründeten Blätter werden ihr Publium mit dem Inhalt unter Angabe der Quelle bekannt machen, aber ſo, daß wir unſre Meinung nicht mit der von jenem identifiziren, d. h., es wird damit nicht beabſichtigt, auf Wiedereinſetzung des Kaiſers durch uns vorzubereiten: es gilt nur, Unſicherheit und Uneinigkeit unter den uns ohne Ausnahme feindlichen franzöſiſchen Parteien zu erhalten, wozu auch die Beibehaltung der kaiſerlichen Embleme und Ausfertigungsformulare dienen wird. Napoleon iſt uns ſonſt gleichgültig, die Republik uns einerlei, das Chaos in Frankreich uns bis auf weiteres nützlich. Die Zukunft der Franzoſen geht uns nichts an, ſie mögen ſelbſt dafür ſorgen, daß ſie ſich günſtig für ſie geſtaltet. Für uns hat ſie nur inſofern Bedeutung, als unſer Intereſſe dabei im Spiele iſt, welches in der Politik überhaupt der Zeitſtern ſein muß.“

Als der Chef ausgegangen iſt, und ſeine Aufgaben beſorgt ſind, wieder Ausſlug in den Park, wo die Jaſanen auch heute noch keine blaſſe Ahnung davon zu haben ſcheinen, daß es hienieden Jägerſleute und Schrotſlinten giebt, die ihnen nicht wohlwollen. Bei Tiſche iſt Graf Walderſee aus dem benachbarten Vagny zugegen, wo die zweite Staffel des großen Hauptquartiers untergebracht iſt. Er erzählt, daß der Ring von Truppen, der ſich ſeit einigen Tagen um Paris herumzieht, ſich nunmehr geſchloſſen hat, und daß der Kronprinz ſich in Verſailles befindet. Offiziere, die in Babel an der Seine gefangen geweſen, haben berichtet, die Mobilgarde ſei den regulären Soldaten ſehr abgeneigt und werſe ihnen vor, ſich bei dem lezten Geſecht ſelig benommen zu haben, ja man habe ſchon auf einander geſchoſſen. In drei Steinbrüchen ferner habe man geſlüchtete Bauern gefunden. In einem Walde ſoll man auf Mobilgardiften oder Franc tireurs





oder Verdrehungen und Übertreibungen des Sachverhalts liefern. So hat in den letzten Tagen der Herzog von Fitz James ein Schaudergemälde von unsern Greuelthaten in Bazilles geleistet, bei welchem er nur echte Farben verwendet haben will, und so lamentirt ein Herr L., der den bei Sedan gefangen genommenen und gemißhandelten französischen Offizier spielt, in kläglichen Tönen über die unmenschlichen Preußen. Man könnte das vielleicht auf sich beruhen lassen. Aber ein Herzog imponirt auch den uns günstiger Gestimmten überm Kanal, und bei dreister Verleumdung bleibt immer etwas hängen. Daher geht heute eine Widerlegung dieser schmähhlichen Nachreden an die uns wohlwollenden Londoner Zeitungen ab. Sie lautet:

„Wie in jedem Kriege, so sind auch in diesem eine große Anzahl von Dörfern niedergebrannt, meist infolge von Artilleriefeuer, deutschem wie französischem. Dabei sind Weiber und Kinder, die sich in Keller geflüchtet und sich nicht rechtzeitig gerettet, in den Flammen umgekommen. Das gilt auch von Bazilles, welches mit Gewehrfeuer genommen und mehrmals wieder genommen wurde. Der Herzog von Fitz James ist Augenzeuge lediglich in Betreff der Ruinen des Dorfes, die er nach der Schlacht gesehen hat, wie sie tausend andre mit Bedauern gesehen haben. Alles Übrige in seinem Bericht stammt aus Erzählungen unglücklicher und erbitterter Leute. In einem Lande, wo schon die Regierung eine unerhörte systematische Fertigkeit im Lügen entwickelt, ist kaum anzunehmen, daß zornige Bauern auf der Brandstätte ihrer Häuser große Neigung zu wahrheitsgemäßem Zeugnis über ihre Feinde haben werden. Durch amtliche Meldung ist festgestellt, daß die Einwohner von Bazilles, nicht etwa in Uniform, sondern in Blusen und Hemdsärmeln, aus den Fenstern auf die verwundeten und unverwundeten deutschen Truppen in den Straßen geschossen und die Verwundeten zu ganzen Zimmern voll in den Häusern ermordet haben. Auf gleiche Weise ist konstatirt worden, daß Weiber, mit Messern und Flinten bewaffnet, sich der größten Grausamkeiten gegen todwunde Soldaten schuldig gemacht, daß andre Frauen, gewiß nicht in Nationalgardenuniform, sich in Gemeinschaft mit den männlichen Einwohnern ladend und selbst schießend an dem Gefechte beteiligt haben, und daß sie dabei gleich







legender ist als die Abtretung. 2. Man schließt dort oder will schließen, daß Straßburg sich so lange gegen uns wehre, beweise die Anhänglichkeit der Einwohner an Frankreich. Aber die Festung Straßburg wird von französischen Truppen, nicht von der deutschen Bürgerschaft verteidigt, die hartnäckige Verteidigung ist also kein Ausfluß deutscher Treue.

Als wir eben bei der Suppe sitzen, kommt einer von der Hofdienerschaft und meldet, daß der Kronprinz sich für Diner und Nachtquartier habe ansagen lassen, womit er — der Sekretär, Furier oder was er sonst ist — das Verlangen verbindet, ihm für die fünf Herren in der Begleitung Seiner Königlichen Hoheit das Bureau und den großen Salon oben neben der Wohnstube des Kanzlers einzuräumen. Der Chef antwortet: „Das Bureau, nein, das geht nicht, wegen der Geschäfte.“ Dann stellt er das Zimmer, wo er sich wäscht, zur Verfügung, will auch Blumenthal oder Eulenburg in sein Schlafgemach nehmen. Den Salon aber brauche er zum Empfange der französischen Unterhändler und wenn Fürsten zu ihm kämen. Der Quartiermacher zog mit einem langen Gesichte ab. Er hatte natürlich ein unbedingtes Ja für selbstverständlich gehalten.

Beim Essen war Graf Lehndorff zugegen, und es gab eine lebhafteste Unterhaltung. Als von der Bestechung des alten Frik vor den Linden mit schwarz-rot-gelben Fahnen die Rede war, mißbilligte der Minister, daß Wurmb die Aufrührung des Streites über die Farben zugelassen habe. — — — „Für mich,“ sagte er, „ist die Sache abgemacht, seit die norddeutsche Fahne einmal angenommen ist. Sonst ist mir das Farbenspiel ganz einerlei. Meinethalben grün und gelb und Tanzvergnügen, oder auch die Fahne von Mecklenburg-Strelitz. Nur will der preußische Troupier nichts von schwarz-rot-gelb wissen“ — was ihm, wenn man an die Berliner Märztage und an das Erkennungszeichen der Gegner im Mainfeldzuge von 1866 erinnert, von Billigdenkenden nicht übel genommen werden wird.

Der Chef sprach hierauf davon, daß der Friede noch fern sei, und fügte hinzu: „Wenn sie nach Orleans gehen, so folgen wir ihnen nach, und wenn sie noch weiter gehen, bis ans Meer.“ Er las



fuhr er fort: „Haute Maison bei — wie heißt es doch gleich? — Montry, erste, dann in Ferrières denselben Abend zweite, dann andern Mittag dritte Besprechung, aber sowohl wegen Waffenstillstand als wegen Frieden ohne jeden Erfolg. Auch von seiten andrer französischer Parteien sind Unterhandlungen mit uns eingeleitet worden,“ worüber er sodann einige Andeutungen gab, aus denen zu schließen war, daß er damit die Kaiserin Eugenie gemeint hatte.

Der Chef lobt den auf dem Tisch stehenden Rotwein aus dem Schloßkeller, von dem er dann ein Glas trinkt. Er schilt darauf wieder auf das ungebührliche Benehmen Rothschilds und meint, der alte Baron hätte mehr Lebensart besessen. Ich spreche von dem Fasanengewimmel im Parke. Ob man da nicht eine Jagd anstellen werde? — „Hm,“ versetzte er, „es ist zwar verboten, im Parke zu schießen; was will man aber machen, wenn ich hinaus gehe und ein paar hole? Arretiren is nich; denn da haben sie niemand, der den Frieden besorgt.“ — Er kommt später auf Jagd überhaupt zu reden. — „Wenn ich jetzt mit dem Könige in Lekslingen jage, so ist's der alte Wald unsrer Familie. Burgstall ist uns abgedrückt worden — vor dreihundert Jahren — rein der Jagd wegen. Es gab damals dort wohl noch einmal so viel Wald als jetzt. Zu der Zeit war es nicht viel wert, mit Ausnahme der Jagd. Heutzutage ist es Millionen wert.“ — — — „Die Entschädigung war unbedeutend — nicht der vierte Teil des Wertes, und jetzt ist's fast ganz zu Wasser geworden,“ u. s. w.

Ein anderer Gegenstand brachte ihn auf Schützengeschicklichkeit, und er berichtete, wie er als junger Mann ein so gutes Pistol gehabt, daß er damit Papierblätter auf hundert Schritt getroffen und den Enten auf dem Teiche die Köpfe abgeschossen habe. —

Wieder ein andres von ihm oft behandeltes Thema ließ ihn bemerken: „Wenn ich tüchtig arbeiten soll, so muß ich gut gefüttert werden. Ich kann keinen ordentlichen Frieden schließen, wenn man mir nicht ordentlich zu essen und zu trinken giebt. Das gehört zu meinem Gewerbe.“

Die Unterhaltung lenkte — ich weiß nicht mehr, wie — auf die alten Sprachen ab. „Als ich Primaner war,“ sagte er, „da





vertrat, Österreich allein geraucht. Rochow hätte es als leidenschaftlicher Raucher gewiß auch gern gethan, getraute sich aber nicht. Als ich nun hinkam, gelüstete michs ebenfalls nach einer Zigarre, und da ich nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den andern Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereigniß. Für diesmal rauchten nun bloß Österreich und Preußen. Aber die andern Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Auch nach Berlin muß man geschrieben haben; denn es erfolgte eine Anfrage vom Hochseligen, der selber nicht rauchte und die Sache vermutlich nicht nach seinem Geschmacke fand. Die erforderte nun reifliche Überlegung an den kleinen Höfen, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenkh, der bairische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Mostiz hatte gewiß auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubniß von seinem Minister. Als er indes das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, muß er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee — sich mit Rechberg verständigt haben; denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren nur noch der Württemberger und der Darmstädter übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch, und so langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Zigarre heraus — ich sehe ihn noch, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding, Rouleur Roggenstroh — und rauchte sie mit mürrischer Entschlossenheit als Brandopfer für das Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, zur Rivalität nicht groß genug zu sein.“

Freitag, den 23. September. Heute Morgen herrliches, nach elf Uhr sehr heißes Wetter. Bevor der Chef aufgestanden, Ausflug in den Park. In einem Gehege links vom Bache ein starkes Rudel weidender Rehe. Weiter draußen eine prachtvolle Volière, in deren geräumigen Drahtkäfigen eine Menge ausländischer Vögel,



auf die Brunkfaden oben im großen Saale zu sprechen, die er sich erst jetzt angesehen hatte, und unter denen sich, wie man hörte, auch ein Thron oder Tisch befand, welcher einem französischen Marschall oder General in China — oder wars in Kichinchina — unversehens an den Fingern hängen geblieben und dann von ihm an unsern Herrn Baron verkauft worden war — eine Merkwürdigkeit, die ich bei unserm Besuch des Zimmers unbilligerweise nicht beachtet hatte. Das Urtheil des Chefs über diese Luxusentwicklung lautete ungefähr wie das vor ein paar Tagen notirte. „Alles recht teuer, aber wenig schön und und noch weniger behaglich.“ Er fuhr dann fort: „So ein ausgebauter, fertiger Besitzum wie das hier könnte mir keine Befriedigung gewähren. Es wäre von andern gemacht, nicht von mir. Es ist zwar manches daran recht schön, aber es fehlt die Freude des Neuschaffens, des Umgestaltens. Auch ist es ganz was anderes, wenn ich fragen muß: sollst du fünf- oder zehntausend Thaler auf diese oder jene Verbesserung verwenden? als wenn man nicht auf die Mittel zu sehen hat. Immer genug und mehr als genug haben, ist langweilig zuletzt.“ Wir aßen heute Fasanen (ungetrüffelt), und der Regisseur bethätigte in Betreff des Weines, daß die Erleuchtung und Besserung seines innern Menschen guten Fortgang genommen hatte. Ferner meldete der Oberproviandmeister des mobilen Auswärtigen Amtes, den dasselbe in Graf Bismarck-Bohlen verehrte, daß ein Berliner Wohlthäter dem Chef eine Liebesgabe von vier Flaschen Curaçao gewidmet habe, von dem dann eine Probe gereicht wurde. „Der Steinhäger aber wird alle,“ schloß der Graf seinen Bericht. — Der Kanzler fragte: „Kennst Du (Name unverständlich)?“ — „Ja.“ — „Nun dann telegraphire ihm doch: Alter Nordhäuser ganz unentbehrlich im Hauptquartier. Zwei Krufen sogleich.“ Später waren Gutsverhältnisse, namentlich pommerische, das Thema des Tischgesprächs, wobei der Minister im Hinblick auf die frühern und die jetzigen Zustände der Herrschaft Schmoldin der Rücksichtnahme der Guts Herrn auf die kleinen Leute warm das Wort redete. — — —

Abends wurde wieder einmal in einem Aufsatze unsrer guten Freunde, der französischen Ultramontanen gedacht, die wie im Frieden



Eltern, eheliche Treue und Wohlthätigkeit werden ihnen nachgerühmt.“ —

Montag, den 26. September. Früh in verschiedener Gedankenfolge für die Presse das Thema behandelt: man behauptet, es könne nicht gestattet sein, Paris mit seinen Sammlungen, Kunstbauten und Denkmälern zu beschießen, es sei das ein Verbrechen gegen die Zivilisation. Warum nicht gar? Paris ist eine Festung; daß man darin Kunstschätze aufgehäuft, prächtige Paläste errichtet und anderes Schöne geschaffen hat, alterirt diesen Charakter nicht. Eine Festung ist ein Kriegsapparat, der ohne Rücksicht auf das, was sonst mit ihm verbunden ist, unschädlich gemacht werden muß. Wenn die Franzosen ihre Monumente, ihre Bücher- und Gemäldesammlungen durch Krieg nicht gefährdet wissen wollten, so durften sie dieselben nur nicht mit Fortifikationen umgeben. Übrigens haben sie sich keinen Augenblick besonnen, Rom zu bombardiren, wo sich doch ganz andre Monumente, solche von unerseßlichem Werte befanden. — Dann Artikel über die Kriegslust der französischen Linken vor der Kriegserklärung zur Benutzung für unsere Blätter im Elsaß abgesandt.

Am Diner nahm heute der Leibarzt des Königs Dr. Lauer teil. Das Gespräch drehte sich eine Zeit lang um allerlei Kulinarisches und Gastronomisches. Man erfuhr dabei, daß das Lieblingsobst des Kanzlers die Kirschen sind, und daß er nächst ihnen „auf die blaue Bauernpflaume große Stücke hält.“ Die vier Karpfen, welche einen der Gänge bildeten, brachten den Chef auf seine Stellung zur Welt der eßbaren Fische, über die er sich eingehend ausließ. Unter den Flußfischen giebt er den Maränen, nicht mit den Muränen zu verwechseln, und den Forellen den Vorzug, von welchen letztern er in den Gewässern bei Barzin sehr schöne hat. Von den großen Forellen, die in Frankfurt am Main bei Gastereien eine Rolle spielen, denkt er gering. Sonst mag er die Seefische lieber, und unter diesen zieht er den Dorsch allen andern vor. „Doch ist auch eine gut geräucherte Flunder nicht übel, und selbst den ganz gemeinen Hering möchte ich, wenn er frisch ist, nicht verachtet wissen.“ Man geht zu dem Kapitel Austern über, wobei der Minister sagt: „Ich habe mir um die Bewohner von Aachen



wünscht Zeitungen zu sehen und es soll ihm das Wichtigste angestrichen werden. Der Chef hat ihm die Norddeutsche Allgemeine Zeitung vorgeschlagen, und ich soll das Anstreichen besorgen und die Blätter dann zum Minister hinausschicken.

Abends noch mehrmals zum Chef hinaufgerufen, um Aufträge zu empfangen, erfahre ich. u. a., daß „der Bericht Favres über seine Unterredungen mit dem Kanzler zwar das Bestreben, wahrheitsgetreu zu sein, bekundet, aber nicht ganz genau ist, was unter den obwaltenden Umständen und bei drei Besprechungen nicht Wunder nehmen kann.“ Namentlich tritt darin die Waffenstillstandsfrage zurück, während sie doch im Vordergrunde gestanden hat. Von Soissons ist nicht die Rede gewesen, sondern von Saargemünd. Favre war zu einer erheblichen Geldentschädigung bereit. Die Waffenstillstandsfrage bewegte sich zwischen der Alternative: Erstens Einräumung eines Teils der Befestigungen von Paris, und zwar eines die Stadt beherrschenden Punktes, an uns und dafür Freigebung des Verkehrs der Pariser mit der Außenwelt; zweitens Verzicht auf jene Einräumung, aber Übergabe von Straßburg und Toul. Das letztere beanspruchten wir, weil es in den Händen der Franzosen uns die Zufuhr unserer Bedürfnisse erschwert. Über die Abtretung von Gebiet bei einem Friedensschlusse sprach sich der Bundeskanzler zunächst dahin aus, daß er sich über die Grenzen derselben erst erklären könne, wenn sie im Prinzip angenommen sei. Dann, als Favre wenigstens eine Andeutung über unsere Forderungen in dieser Hinsicht verlangte, wurde ihm bemerkt, daß wir Straßburg, den „Schlüssel zu unserm Hause,“ und die Departements Ober- und Niederrhein, desgleichen Metz und einen Teil des Mosel-Departements zu unserer Sicherstellung für die Zukunft bedürften. Der Waffenstillstand sollte zum Zweck der Befragung der französischen Volksvertretung abgeschlossen werden.

Nach dem Essen kommt eine große Nachricht an: Rom von den Italienern besetzt, der Papst und die Diplomaten im Vatikan zurückgeblieben.

Dienstag, den 27. September. Bölsing zeigt mir im Auftrage des Chefs die von diesem umgeschriebene und kürzer und fester gemachte Antwort auf Favres Brief. Sie bejaht ad 1: vorherige





anzunehmen, daß Andeutungen in der Presse, in denen sie als denkbar erscheint, nur eine Pression auf die provisorische Regierung in Paris im Auge haben.

Beim Diner sind Fürst Radziwill und Knobelsdorf vom Generalstabe anwesend. Als von der Stelle in Favres Bericht über seine Verhandlungen mit dem Chef die Rede ist, wo er geweint haben will, meint der Minister: „Es ist wahr, er sah so aus, und ich versuchte ihn einigermaßen zu trösten. Wie ich mir ihn aber genauer betrachtete — ich glaube ganz bestimmt, daß er nicht eine Thräne herausgebracht hatte. Er dachte vermutlich mit Schauspielerei auf mich zu wirken, wie die Pariser Advokaten auf ihr Publikum. Ich bin fest überzeugt, daß er auch weiß geschminkt war — besonders das zweite Mal. An diesem Morgen sah er viel grauer aus, um den Angegriffenen und Tiefleidenden vorzustellen. — Es ist auch möglich, daß es ihm wirklich nahe geht, aber er ist kein Politiker, er sollte wissen, daß Gefühlsausbrüche nicht in die Politik gehören.“ Nach einem Weilchen fuhr der Minister fort: „Als ich was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, wie mir einmal — wie heißt er gleich? — der große Kürschner unter den Linden — Salbach sagte. Ich ging mit meiner Frau hin, um nach einem Pelze zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. Sie scherzen wohl? versetzte ich. Nein, erwiderte er, ins Geschäft nie.“

Später wurde ihm der amerikanische General Burnside gemeldet. Er antwortete, jetzt wäre er bei Tische, der Herr General möge die Gefälligkeit haben, wiederzukommen. — „In einer oder zwei Stunden?“ — „Ach, meinetwegen in einer halben.“ Dann fragte er mich: „Sie, Doktor Busch, was war der eigentlich?“ Ich sagte ihm, ein sehr achtbarer General im Bürgerkriege, nach Grant und Sherman, wenn man von den Konföderirten abjäh, der bedeutendste.

Man sprach dann von der Einnahme Roms und dem Papste im Vatikan, und der Chef äußerte über den letztern u. a.: „Ja, Souverän muß er bleiben. Nur fragt sich, wie. Man würde mehr für ihn thun können, wenn die Ultramontanen nicht überall



telegraphirt, daß die Mobilgarden stark desertiren, und daß man schon eine Anzahl derselben dafür fusilirt, als Krüger, während wir beim Thee sitzen, die Meldung bringt, daß Straßburg über ist. Reudell fragt, woher er das wisse. — Eben sei Bronsart beim Chef erschienen, um es zu verkündigen, und dann sagt uns Straußnick, daß auch Podbielski mit der Nachricht gekommen. Bronsart tritt später selbst in das Bureau, um zu erzählen, daß ein Telegramm, welches die Kapitulation melde, eingelaufen sei, und setzt hinzu, der Kanzler habe geäußert, wenn er jünger wäre, so tränke er auf die gute Botschaft eine Flasche Sekt, so aber müßte er bleiben lassen; denn sonst könnte er nicht schlafen.

Mittwoch, den 28. September. Der König hatte alles Jagen und Schießen im Park untersagen lassen. Heute früh fuhr er zu einer großen Truppenbesichtigung in die Rantonnements bei Paris. Um zwölf Uhr wollte ich mich zu einer Anfrage beim Minister melden lassen. Im Vorzimmer sagte man mir aber, er sei nicht zu Hause. — „Wohl ausgeritten?“ — „Nein, die Herren sind ein bißchen Fasanen schießen. Engel sollte nachkommen.“ — „Haben sie denn Gewehre mitgenommen?“ — „Nein, die hat Podbielski vorausgeschickt.“ Der Chef war schon um zwei Uhr wieder da, er, Moltke und Podbielski hatten nicht im Park, sondern in den Wäldern im Norden und Nordosten desselben gejagt, aber, wie es hieß, wenig Glück dabei gehabt. Abeken war wieder wohler und erschien sogar im Bureau, aber noch nicht wieder beim Essen.

Während der Minister fort war, frühstückte ein ällicher Franzose in grauem Rock und grauem Butterglockenhute, mit schneeweißen Haaren, starkgebogener Nase und grauem Schnurr- und Kinnbarte mit uns. Es war, wie man später erfuhr, der nach dem Kriege in den Zeitungen vielbesprochene Reynier, der um das Ende des September — wie es schien, halb und halb auf eigne Hand — zwischen der Kaiserin Eugenie und Bazaine den Vermittler spielte und jetzt bei dem Kanzler eine Audienz haben wollte. Auch Burnside fragte diesen Tag telegraphisch an, ob er demselben wieder seine Aufwartung machen könne und zu welcher Stunde. Er schien ebenfalls als Vertrauensperson zu kommen und vermitteln zu wollen. Ich



wirkt. Bei uns hat jeder seine eigne Meinung. Aber wenn sie einmal in großer Zahl dieselbe Meinung haben, ist viel mit den Deutschen anzufangen. Wenn sie sie alle hätten, wären sie allmächtig.“ — „Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln todschießen läßt [er meinte damit wohl, ohne an Lohn und Ehre für seine Standhaftigkeit auf den ihm zugewiesenen Posten zu denken, ohne Furcht und ohne Hoffnung], haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserm Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht.“ — „Glauben Sie, Excellenz, daß sie darüber nachdenken?“ fragte Fürstenstein. — „Nachdenken — nein, es ist ein Gefühl, eine Stimmung, ein Instinkt meiner wegen. Wenn sie nachdenken, kommen sie darüber hinweg. Dann reden sie sichs aus.“ — — — „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höhern Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise, — das Seine thun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht.“ — — — „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug.“ — — — „Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen\*). Wenn

---

\*) Man vergleiche hiermit die Rede, die Herr von Bismarck am 15. Juni 1847 im Vereinigten Landtage hielt. Es heißt darin: „Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staates so alt sei, wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, auf religiöser Grundlage sich bewegen muß. Für mich sind die Worte »von Gottes Gnaden«, welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die Fürsten das Reptor, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn



schlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. — — — Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, und ich gehe auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfnis, diesen Glauben zu bekennen.“ — Ratt meinte, aber die Alten, die Griechen hätten doch auch Selbstverleugnung und Hingebung gezeigt, sie hätten Vaterlandsliebe besessen und Großes gethan mit ihr. Er sei überzeugt, daß viele Leute jetzt gleiches thäten aus Staatsgefühl, aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. — Der Chef erwiderte, die Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König sei bei uns eben nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, „unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube.“ — — — „Wie gerne ginge ich. Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur.“ — — — „Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Barzin ausreißt und seinen Hafer baut.“ — — —

Nach dem Essen war der Großherzog von Weimar oben beim Bundeskanzler, dann Meynier und zuletzt Burnside mit seinem Begleiter vom vorhergehenden Tage.

Donnerstag, den 29. September. Früh Artikel gemacht über die Thorheit deutscher Zeitungen, vor der Beanspruchung von Mex und Umgegend deshalb zu warnen, weil man dort französisch spreche, sowie über Ducrots mit nichts zu entschuldigendes Entwischen auf dem Transport nach Deutschland. Der zweite Aufsatz geht auch nach England.

In den Zeitungen findet sich ein Bericht über die Stimmung in Baiern, der aus zuverlässiger Quelle geschöpft zu sein scheint, und dessen Inhalt wir uns darum in seinen wesentlichen Punkten notiren wollen. Die hier mitgetheilten Nachrichten sind größtentheils gut, nur einige davon könnte man sich besser wünschen. Der deutsche Gedanke hat durch den Krieg augenscheinlich an Stärke und Ver-





werden. Die Ultramontanen sind noch die Alten, obgleich sie ihre Gedanken nicht laut werden lassen. Zum Glück haben sie alles Vertrauen auf Österreich verloren, sodaß es ihnen an einer Stütze mangelt, während anderseits die Baiern, welche im Felde stehen, eine ganz andre Meinung von den Preußen gewonnen haben, als sie vor dem Kriege hatten. Dieselben sind des höchsten Lobes voll über die Kameraden aus dem Norden, und zwar nicht bloß wegen deren militärischen Eigenschaften und Leistungen, sondern auch wegen ihrer Bereitwilligkeit, mit ihren Vorräten auszuweichen, wenn sie damit früher oder reichlicher versehen worden als die Baiern. Mehr als einer hat nach Hause geschrieben, daß ihre Geistlichen sie in Bezug auf die Preußen angelogen. Es sei nicht wahr, daß diese alle lutherisch seien. Viele seien Katholiken, und man habe sogar Feldpatres bei ihnen gesehen. Da die Offiziere ähnlich denken, so wird die zurückkehrende Armee eine wirksame Propaganda gegen den Ultramontanismus und wohl auch gegen den extremen Partikularismus abgeben. Daß die Nationalgesinnten in Baiern sich mehr wie je fühlen, ist begreiflich. Sie würden auch thun, was sie vermöchten. Nur haben sie in der zweiten Kammer nicht die Mehrheit und in der ersten kaum zwei oder drei Gesinnungsgeossen.

Bei Tische, wo Graf Bork, Besitzer großer Güter in Pommern, in Militäruniform gekleidet, und der Fährndrich von Arnim-Neuchâtel, Kürassier, Neffe des Chefs, mit uns essen, giebt es wenig, was des Merkens und Aufzeichnens wert wäre. Man spricht vom Großherzog von Weimar und ähnlichem. — — — Dann erzählt der Minister, man habe ihn gefragt, wie man es mit den in Straßburg zu Gefangenen gemachten Mobilgarden halten solle. „Doch wohl nach Hause schicken? — meinte man. — Bewahre Gott, nach Oberschlesien, sagte ich.“

Freitag, den 30. September. Wieder einen Brief von Bamberger in Baden erhalten, der fortfährt, sein Talent und seinen Einfluß in der Presse im Sinne des Kanzlers geltend zu machen. Ihn in der Antwort gebeten, gegen den Unfug aufzutreten, daß deutsche Journalisten schon jetzt, wo wir noch im Kriege und krumm aus dem Größten fertig, schon mit Eifer der Mäßigung das Wort reden. Die Herren



ganz kleinen behalten wollen, den er wegen seiner Schwerfälligkeit dringend bedürfe. Aber selbst mit dem seien sie ihm den Tag über fortgefahren, und als er sich darüber beschwert, habe man ihm lachend gesagt, ja, das wäre so im Kriege..

Das giebt jemand Anlaß zu der Äußerung, daß der kleine Mann verhältnismäßig mehr zu leiden habe als die Vornehmen und Reichen. Der Chef bemerkt dazu, indem er an die Äußerung erinnert, die Sheridan in Reims gethan, das könne nichts schaden; denn es gäbe mehr kleine Leute als Wohlhabende, und wir hätten den Zweck des Krieges, welcher ein vorteilhafter Friede sei, im Auge zu behalten. Je mehr Franzosen es schlecht ginge, desto mehr würden sich nach dem Frieden sehnen, gleichviel, welche Bedingungen wir stellten. „Und ihre heimtückischen Franktireurs,“ fuhr er fort, „die jetzt friedlich in ihren Blusen dastehen, die Hände bis an die Ellbogen in den Taschen, und im nächsten Moment, wenn unsre Soldaten vorbei sind, die Flinten aus dem Straßengraben nehmen und auf sie feuern — es wird noch dahin kommen, daß wir jeden männlichen Einwohner totschießen. Es wäre das eigentlich nicht schlimmer als in der Schlacht, wo sie einander auf zweitausend Schritt umbringen und sich folglich auch nicht von Angesicht kennen.“

Die Rede wendete sich dann nach Rußland und kam über die dortige kommunistische Landverteilung bei den Dorfgemeinden und über die kleinen Adelsfamilien, „die ihre Ersparnisse in Bauernkäufen angelegt und die Zinsen davon in Gestalt von Obrok aus den Leuten herausgepreßt,“ auf den unglaublichen Reichtum mancher alten Bojarengeschlechter. Der Chef führte mehrere Beispiele an und erzählte ausführlich von den Tussupows, deren Vermögen, obwohl mehrmals zur Strafe für Verschwörungen halb konfisziert, noch immer weit größer als das der meisten deutschen Fürsten sei und „es, ohne die Sache zu merken, ertragen habe, daß zwei Leibeigene, Vater und Sohn, die nach einander als Verwalter fungirt, ihm während ihrer Dienstzeit drei Millionen abgezapft hätten.“ Der Palast des Fürsten in Petersburg enthalte ein großes Theater, einen Ballsaal im Stile des weißen Saals im Berliner Schlosse und prächtige Räume, in denen drei- bis vierhundert Personen bequem speisen könnten. „Der



dann schicken Sie dem Baron Rothschild die sechs bei der nächsten Bestellung wieder zu, berechnen Sie sie ihm aber zu fünfzehn Gulden, weil sie dann älter geworden sind.“

Dienstag, den 4. Oktober. Heute Vormittag wieder nicht zum Chef gerufen. Nach dem Frühstück treffen Legationsrat Bucher und Sekretär Wiehr, Chiffreur, bei uns ein. Ersterer wird, — mir unverständlich — von Bohlen als „das Karnickel, das angefangen hat“, begrüßt, und Reudell sagt später ähnliches. Er, Bucher, scheint als Ersatz für Abeken herbeizitiert worden zu sein, der nach Hause gehen sollte, sich aber wieder erholt hat und nur noch zu Fastendiät genötigt ist. Niemand hätte seine Stelle besser ausgefüllt als B., der unzweifelhaft der kenntnißreichste, verständnißvollste und unbefangenste unter allen den höhern Arbeitern ist, die den Chef umgeben und seine Gedanken expediren. Die Herren sind mit der Eisenbahn bis Manteuil gefahren, haben in La Ferté, wo die Sprengung noch nicht beseitigt ist, übernachtet und essen abends mit uns. Dabei kommt der Kanzler wieder auf Moltke zu sprechen, und wie der neulich tapfer bei der Sherryunsch-Bowle ausgehalten und vergnügter wie je gewesen. Jemand bemerkt, der General sehe wirklich jetzt recht wohl aus. „Ja,“ sagt der Chef, „auch ich habe mich lange nicht so gut befunden als jetzt. Das macht der Krieg — und besonders bei ihm. Es ist sein Gewerbe. Ich erinnere mich, wie er, als die spanische Frage brennend wurde, gleich zehn Jahre jünger aussah. Dann, wie ich ihm sagte, der Hohenzoller habe verzichtet, wurde er sofort ganz alt und müde. Und als die Franzosen sich damit nicht zufrieden gaben, war Molt auf einmal wieder frisch und jung.“ — — —

Während wir speisten, bekam der Minister einen Brief von Bancroft, dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, den er mich der Gesellschaft ins Deutsche übersetzen ließ, und in dem der Amerikaner sich glücklich pries, in einer Zeit zu leben, in welcher es Männer wie den König Wilhelm und unsern Grafen gebe. Vorher, als ich ins Speisezimmer gekommen, während erst der Chef und die beiden als Gäste anwesenden Dragoneroffiziere darin waren, hatte er mich letzteren erst als „Doktor Busch, Sachse,“ vorgestellt und

dann, mit seinem freundlichsten Blick auf mich herabsehend, hinzugefügt: „Büschlein.“ — — —

Unsre Sekretäre schwärmten schon seit einiger Zeit für eine Uniform. Heute wurde dies während des Desserts durch Bölsing laut, und siehe da, ein gutes Wort fand eine gute Statt. „Warum nicht?“ sagte der Chef. „Man braucht mir nur eine kleine Eingabe zu machen, dann will ich schon beim König arrangiren.“ Es war diesen Abend viel Freude in Israels Gezelten.

Morgen soll es schon bei Zeiten weiter gehen, da wir eine starke Tour vor uns haben: unser nächstes Nachtquartier wird Versailles sein.

---

## Achtes Kapitel.

Die Reise nach Versailles. — Das Haus der Madame Tefé. — Unser dortiges Leben im allgemeinen.

**M**ir verließen Ferrières am 5. Oktober morgens gegen sieben Uhr. Zuerst fuhren wir meist auf Dorfwegen, die aber vortrefflich imstande waren, durch einen großen Wald, durch verschiedene ansehnliche, dem Anschein nach völlig von ihren Bewohnern verlassene und nur mit deutschem Militär belegte Dörfer, an Parks und Schlössern vorüber. Alles sah ungemein reich und fett aus — fett wie der Fromage de Brie, in dessen Geburtsgegend wir uns jetzt, glaube ich, befanden. In den Ortschaften trafen wir erst württembergische, dann preussische Einquartierung. Nach zehn Uhr waren wir am obern Rande des Thales der Seine angelangt, wo es auf einem neugebauten schrecklich steilen Wege durch einen Weinberg nach dem niedrigen Ufergelände des Flusses hinabging, sodaß alles ausstieg und die Wagen nur durch geschicktes Laviren vor dem Umwerfen und Zerbrechen bewahrt werden konnten. Dann fuhren wir durch das reizende Städtchen Villeneuve Saint George, in dessen Villen eine greuelvolle Verwüstung herrschte. In mehreren derselben, die ich besuchte, während die Pferde von ihren Strapazen ausruhten, waren die Spiegel zer schlagen, die Polstermöbel zerbrochen oder aufgeschlitzt, Wäsche und Papiere umhergestreut u. s. w. Die Weiterreise brachte uns zunächst über einen Kanal oder Nebenfluß hinaus auf's freie Feld und dann auf eine Pontonbrücke, die über die Seine führte, und an deren Anfang große schwarz-weiße Flaggen wehten. Der Strom zeigte klares grünes Wasser, in dem man die vielen Algen auf dem Grunde deutlich sah, und seine Breite schien etwa der des Elbspiegels bei Pirna gleichzukommen. Am andern Ufer begegnete uns der Kronprinz mit Gefolge, der dem Könige entgegen





erheben sich über einer Wasserleitung oder einem Viadukt in Rauchfäulen, die aus Fabrikshornsteinen aufsteigen, die bläulichen Umrisse eines großen Kuppelbaues. — Das Pantheon! Hurrah, wir sind vor Paris! Es kann kaum mehr als anderthalb Meilen von hier bis dahin sein.

Bald nachher kamen wir auf die große gepflasterte Kaiserstraße an einer Stelle, wo ein bairisches Pifet an einer dieselbe kreuzenden und nach Paris hineinführenden Chaussee Wache hielt. Links weite Ebne, rechts die Fortsetzung der waldigen Hügelfette. Eine weiße Stadt auf halber Höhe des Abhanges: Villejuif oder Sceaux? Dann unten noch durch zwei Dörfer, wo die Einwohner nicht geflüchtet sind und uns zahlreich erwarten. Endlich durch ein Gitterthor mit vergoldeten Spitzen, durch eine breite Gasse, durch andre belebte Straßen, quer über eine schnurgerade Allee mit alten Bäumen, durch eine kurze Straße mit dreistöckigen Häusern, eleganten Läden, einem Café und über eine zweite Allee in eine sich senkende Nebengasse hinab — wir sind in Versailles und vor dem für uns ausgewählten Quartiere.

Am 6. Oktober, dem Tage nach unserm Eintreffen in der alten Königsstadt Frankreichs, äußerte Reudell gegen mich, drei Wochen könne unser Aufenthalt hier wohl dauern, und diese Meinung kam mir ganz glaubwürdig vor; denn man war durch den bisherigen Verlauf des Krieges an rasche Erfolge gewöhnt. Wir blieben aber, wie man weiß, und wie der Minister nach einer im nächsten Kapitel folgenden Notiz geahnt haben muß, fünf ganze Monate, und da sich überdies in dem Hause, wo wir Unterkunft gefunden, wie ebenfalls satfam bekannt, sehr wichtige Dinge abspielten, so wird eine ausführliche Beschreibung desselben vermutlich willkommen sein.

Das Haus, welches der Bundeskanzler bewohnte, gehörte einer Madame Jessé, der Witwe eines wohlhabenden Tuchfabrikanten, die mit ihren beiden Söhnen kurz vor unsrer Ankunft nach der Picardie oder der Sologne geflüchtet war und zu Hütern ihres Eigentums nur ihren Gärtner und dessen Frau zurückgelassen hatte. Es steht auf der Rue de Provence, welche die Avenue de Saint Cloud kurz vor deren oberem Ende mit dem tiefer gelegnen Boulevard de la



großen Flügeln, welches sich in den Daumen biß — vielleicht ein Konterfei des Hausgeistes der Madame Tessé, die sich später, wie zu berichten sein wird, als ein nichts weniger als liebenswürdiges Frauenzimmer erwies — grinsend den Verhandlungen zusah, die zu den Verträgen mit den süddeutschen Staaten, zur Proklamirung des deutschen Kaisers und Reiches und später zur Übergabe von Paris und zur Feststellung der Friedenspräliminarien führten — Verträgen, die sämtlich in diesem Salon unterzeichnet wurden, ein weltgeschichtliches Zimmer also. Auf dem andern Spiegeltischchen lag am Tage nach unserm Einzuge ein Rärtchen von Frankreich, auf dem die Fortschritte der französischen Armee durch eingesteckte Nadeln mit bunten Köpfen verzeichnet waren. „Vermutlich von Madame,“ sagte der Chef, als ich mirs betrachtete. „Aber sehen Sie, bloß bis Wörth.“

Das Billardzimmer wurde zum Bureau für die Räte, den expedirenden Sekretär und die Chiffreurs eingerichtet. Ein Teil des Wintergartens nahm, als im Januar starker Frost eintrat, das Kommando auf, welches die Wachtposten vor dem Eingange stellte und zuerst aus Linieninfanterie, dann aus grünen Jägern bestand. In der Bibliothek machten sichs Ordonnanzen, Kanzleidiener, hin und wieder ein dickbäuchiger lederner Depeschensack, der auch Nicht-offizielles, z. B. unsre Winterkleider, zu befördern die Gefälligkeit hatte, und einige Tage hindurch ein großer Haufen französischer Briefe bequem, welcher die Fracht eines von unsern Soldaten abgefangenen Luftballons gebildet hatte.

Geht man die Haupttreppe hinauf, so gelangt man zunächst wieder auf einen Vorfaal, der durch eine viereckige Öffnung in seiner Decke und ein über derselben im Dache angebrachtes flaches Fenster eine Art Halblicht erhält. Zwei Thüren führen von hier in die Gemächer, welche der Minister inne hatte, zwei Stübchen, von denen keins tiefer als zehn und breiter als sieben Schritte ist. Das eine, dessen Fenster die rechte Seite der Hauptfront des Hauses nach dem Garten hin einnehmen, bildete sein Arbeitszimmer und zugleich sein Schlafgemach und war nur notdürftig möblirt. Rechts an der Wand, den Fenstern gegenüber und nicht weit von der Thür, sein Bett und weiterhin, in einer Art Alkoven, ein Wasch-



schwarzen Kleide, einem andern, das einen Herrn in der Tracht der zwanziger Jahre darstellte, einem Stahlstich nach Rafaels Madonna della Sedia, einer Photographie, darauf ein alter Herr und eine bejahrte Dame, einer Landschaft, endlich einem Steindruckbilde, dessen Inschrift besagte, daß Gustav Jессé in der und der Kirche an dem und dem Tage im Juni 1860 zum erstenmale zur Kommunion gegangen. Gustav war der älteste Sohn des Hauses, die Dame in Schwarz vermutlich dessen Mama in ihren bessern Jahren, das andre Porträt schien der Papa Gustavs, und die beiden alten Leute schienen die Großeltern desselben zu sein.

In dem Zimmer, dessen Thür sich links von der zur Stube des Kanzlers führenden öffnet, wohnte Graf Bismarck-Bohlen, ebenfalls nach dem Parke und Garten hinaus, ihm gegenüber mit der Aussicht auf die Straße Abeken. Neben der Hintertreppe hatte Sekretär Bölsing ein Stübchen inne, während ich in der zweiten Etage über Bohlen's Zimmer untergebracht war.

Ich hatte hier ein gutes Bett, zwei Stühle, einen für mich, den andern für etwaigen Besuch, einen Waschtisch, eine geräumige Kommode und einen Tisch, an dem sich ganz behaglich arbeitete, obgleich er von keinem Tischler geschaffen, sondern von unserm hilfsreichen und immer Rat wissenden Theiß improvisirt war und eigentlich nur aus zwei Böcken bestand, auf denen ein ausgehobner Fensterladen ruhte. Für den Kunstfreund in mir hatte Herr Jессé senior, nach Bericht der Gärtnersfrau ein leidenschaftlicher Maler und Zeichner, durch einige seiner artistischen Leistungen, einen Diskuswerfer und zwei Landschaften in Kreidezeichnung gesorgt, die rechts und links von dem Spiegel über dem Kaminsims hingen und die Hand eines nicht ungeschickten Dilettanten befundeten. Der Naturfreund fand in dem erst herbstlichen, dann in Winterschnee und silbernem Reif prangenden Park recht artige Befriedigung seiner Wünsche. Gegen den Hauskobold, den Alp und andre nächtliche Ungetüme schützte der geweihte Buchsbaumzweig, der an der Wand hinter meinem Bette befestigt war. Zur Erwärmung des Gemachs diente ein Kamin, der zwar mit Marmor bekleidet war, dessen Heizkraft aber, als es kalt wurde —  
er hatten zuweilen 12 Grad unter Null —, zu wünschen übrig ließ.



unterblieb die Sache, vielleicht, weil er selbst das Bedürfnis nach einer solchen Änderung nicht stark empfand, vielleicht auch, weil er die Stille liebte, die in der verhältnismäßig einsamen Rue de Provence herrschte.

Diese Stille und Ruhe war jedoch am Tage nicht so idyllischer Art, wie manche Zeitungskorrespondenten sie damals schilderten. Ich denke dabei nicht an die Trommeln und Pfeifen ab- und heranziehender Bataillone, die man täglich auch bei uns hörte, und ebenso wenig an den Lärm, den die Ausfälle verursachten, welche zweimal von den Parisern in der Richtung nach uns hin unternommen wurden, ja nicht einmal an die heizigsten Tage des Bombardements, an das man sich gewöhnte wie der Müller an das Klappern und Rauschen seiner Räder. Ich meine vorzüglich die vielen Besuche der mannichfaltigsten Art, die der Kanzler in diesen ereignisvollen Monaten empfing, und unter denen sich auch unwillkommene befanden. Manche Stunde glich unser Haus einem Taubenschlage, so viele Bekannte und Fremde gingen ein und aus. Von Paris aus kamen erst nicht-offizielle Horcher und Postenträger, später in Favre und Thiers offizielle Unterhändler, zuweilen mit mehr oder minder zahlreichen Begleitern. Aus dem Hôtel des Reservoirs erschienen Fürstlichkeiten. Wiederholt war der Kronprinz, einmal auch der König da. Auch die Kirche war unter den Besuchern durch hohe Würdenträger, Erzbischöfe und andre Prälaten, vertreten. Berlin schickte Reichstags-Deputationen, einzelne Parteiführer, Bankiers und höhere Beamte, von Baiern und aus andern süddeutschen Staaten stellten sich Minister zum Abschluß von Verträgen ein. Die amerikanischen Generale, Mitglieder der fremden Diplomatie in Paris, darunter auch ein schwarzer Gentleman, Sendboten der imperialistischen Partei, wünschten den vielbeschäftigten Staatsmann oben in der kleinen Stube zu sprechen, und daß auch die dreiste Neugier der englischen Reporters sich an ihn heranzudrängen versuchte, versteht sich wohl von selbst. Dabei Feldjäger mit gefüllten oder auf Füllung wartenden Depeschensäcken, Kanzleidiener mit Telegrammen, Ordonnanzen mit Nachrichten vom Generalstabe und über dem Allen Arbeiten, die ebenso schwierig als wichtig, vollauf, Erwägen, Schaffen, Auskunftsuchen bei Hemmungen,





wochenlang in Versailles war, den Herzog von Ratibor, den Fürsten Putbus, von Bennigsen, Simson, Bamberger, von Friedenthal und von Blankenburg, dann die bairischen Minister Graf Bray und von Luz, die württembergischen von Wächter und Wittnacht, von Roggenbach, den Fürsten Radziwill, endlich Edo Russell, den spätern englischen Botschafter beim deutschen Reiche. Die Unterhaltung war, wenn der Chef zugegen, immer lebhaft und mannichfaltig, oft lehrreich in Betreff seiner Weise, die Menschen und Dinge aufzufassen oder in Betreff gewisser Episoden und Auftritte seines vergangnen Lebens. Die materiellen Genüsse lieferte zum Teil die Heimat in Gestalt von Liebesgaben, die in fester und flüssiger Gestalt zuweilen in Überfülle einliefen, sodaß die Speisekammer sie kaum faßte. Zu den edelsten gehörte eine Sendung Flaschen vom besten Pfälzer Wein — wenn ich mich recht erinnere, Deidesheimer Kirchenstück und Forster Hoffstück, die Jordan, oder wars Buhl? gespendet — und eine riesige Forellenpastete von Friedrich Schulze, dem Wirte des Leipziger Gartens in Berlin, dessen patriotischer Wohlthätigkeitsinn uns zugleich reichlich mit trefflichem Biere versorgte. Zu den rührendsten zähle ich ein Gericht Champignons, welche Soldaten in einer Höhle oder einem Keller bei der Stadt gefunden und dem Kanzler gewidmet hatten. Wertvoller noch und poetischer war ein Strauß Rosen, welchen andre Soldaten im feindlichen Feuer für ihn gepflückt hatten.

Bedient wurden wir in der Hauptsache von unsern Kanzleidienern. Was weiblichen Händen überlassen werden mußte, wurde von einer gemieteten Aufwärterin und der Gärtnersfrau besorgt. Letztere erwies sich als eine feuerflammende französische Patriotin, welche die „Prussiens“ von ganzem Herzen haßte und Paris auch dann noch für uneinnehmbar hielt, als Favre bereits unterschrieben hatte. Bazaine, Favre, Thiers waren ihr „Verräter“, vom Exkaiser sprach sie nur als von einem »cochon«, welches man, wenn es sich in Frankreich wieder betreten ließe, auf das Schaffot schicken werde. Dabei blitzten die schwarzen Augen der kleinen, magern, heftischen Frau so schrecklich und grausam, daß man sich von Rechtswegen hätte fürchten sollen.



bronzenen Dämon im Salon. Die Jessé bot dieses an sich ziemlich wertlose Möbel dem Kanzler in der Voraussetzung, es werde ihm als Zeuge und Zeitmesser bei wichtigen Verhandlungen von Wert sein, zu einem exorbitanten Preise an. Ich glaube, sie verlangte fünftausend Franken dafür. Sie erreichte aber ihre Absicht, damit ein gutes Geschäft zu machen, nicht, da das Anerbieten der habgierigen und für die rücksichtsvolle Behandlung ihres Hauses durchaus nicht dankbaren Frau abgelehnt wurde. „Ich erinnere mich,“ so erzählte der Minister später in Berlin, „daß ich dabei die Bemerkung machte, das koboldartige Bildchen an der Uhr, welches eine Grimasse schnitt, könnte ihr als Familienporträt ein liebes Besitztum sein, und eines solchen wollte ich sie nicht berauben.“

---



Verfassung anerkannte Recht der Person und des Eigentums der Staatsbürger hinwegzugreifen, wird dies klarmachen. Zum Zweck einer Erfolg verheißenden Verteidigung kann, ohne daß vorher die Entschädigung vereinbart ist, Privateigentum zerstört, können Häuser niedergebrannt, Bäume gefällt, kann in die Wohnungen eingedrungen, der Straßenverkehr gehemmt und jedes andre Beförderungsmittel (Schiffe und Wagen z. B.), ohne daß die Einwilligung des Besitzers zuvor eingeholt zu werden braucht, mit Beschlag belegt oder vernichtet werden, und das gilt vom Inlande gerade so wie vom Auslande. In dieselbe Kategorie von Rechten des im Kriege befindlichen Staates gehört auch die Entfernung von Personen, welche dem Feinde moralisch oder materiell Vorschub leisten oder auch nur den Verdacht erwecken, daß dies ihrerseits geschieht.

Diese Grundsätze sind unbestritten, so weit sie sich auf den unmittelbaren Schauplatz des Krieges beziehen. Der Gedanke, in dem sie wurzeln, wird aber von der Örtlichkeit nicht beeinflusst. Die Staatsgewalt hat die von dem Zwecke des Krieges ihr zugewiesenen Rechte und Pflichten ohne Rücksicht auf die räumliche Entfernung der betreffenden Hindernisse von der Stelle, wo mit den Waffen gekämpft wird, auszuüben. Sie ist verpflichtet, auch Vorkommnisse im Inlande, welche die Erreichung des Friedens erschweren, unmöglich zu machen. Wir führen jetzt Krieg, um Bedingungen zu erfüllen, die dem Feinde künftige Angriffe verbieten sollen, der Feind sträubt sich, auf diese Bedingungen einzugehen, und er wird in diesem Widerstande durch Kundgebungen Deutscher, welche diese Bedingungen für unnötig und ungerecht erklären, wesentlich ermutigt und bestärkt. Das Braunschweiger Arbeitermanifest und die Königsberger Resolution sind von der französischen Presse bestens benutzt worden und haben offenbar die Republikaner, die jetzt in Paris am Ruder stehen, in der Meinung befestigt, daß sie die Lage richtig auffassen, wenn sie unsre Bedingungen zurückweisen; denn diese französischen Republikaner bemessen den Einfluß ihrer deutschen Gesinnungsgenossen auf die Politik der deutschen Regierungen nach ihren eignen Erfahrungen und Erlebnissen. Der Eindruck, den jene Demonstrationen in Braunschweig und Königsberg gemacht haben, hat



Berlin meinen Pelz schicken — oder besser beide, den Schuppenpelz und den leichten, dünnen.“ — — — Das Gespräch drehte sich dann um das Leben, das mit den Fürstlichkeiten der verschiedenen Hauptquartiere in das Hôtel des Réservoirs eingezogen war, und um die Frage, ob die Kosten für ihre Verpflegung vom König, von ihnen selbst oder von der Stadt bestritten würden. — — —

Im „Daily Telegraph“ hat „ein Engländer im Hauptquartier zu Meaux“ berichtet, der Chef habe am Schlusse seiner Besprechung mit Mallet geäußert: „Was ich und der König am meisten besorgen, das ist die Einwirkung einer französischen Republik auf Deutschland. Es ist uns gar wohl bekannt, welchen Einfluß das Republikanertum in Amerika auf Deutschland gehabt hat, und wenn die Franzosen uns mit einer republikanischen Propaganda bekämpfen, so werden sie uns damit mehr Schaden zufügen als mit ihren Waffen. Der Minister hat an den Rand dieses Referats geschrieben: „Alberne Lüge.“

Freitag, den 7. Oktober. Diesen Morgen bald nach Tagesanbruch hörte ich mehrere Schüsse aus grobem Geschütz, welches nicht viel weiter als eine halbe Meile von hier zu stehen schien. Später konnte ich nach Berlin melden, daß unsre Verluste im letzten Treffen nicht, wie französischer Schwindel behauptet, viel stärker, sondern weit geringer als die der Franzosen gewesen sind. Diese sollten etwa 400, wir 500 Tote und Verwundete gehabt haben, in Wahrheit ließen jene allein vor der Front der 12. Division 450, und im ganzen etwa 800 Mann auf dem Platze, während wir 85 Tote hatten.

Der griechische Gesandte in Paris ist, wie Hatzfeld beim Frühstück berichtet, mit einer „Familie“ von vierundzwanzig oder fünf- undzwanzig Personen zu uns herausgekommen, um sich zur Delegation der Regierung der nationalen Verteidigung in Tours zu begeben. Der Knabe desselben hat zu dem Grafen gesagt, es gefalle ihm in Paris gar nicht, und auf die Frage, warum nicht, geantwortet, weil er da so wenig Fleisch zu essen kriege.

Folgende Gedanken für die Presse ausgeführt: Wir führen nicht Krieg, um die Okkupation Frankreichs zu verewigen, sondern um den Frieden unter den von uns gestellten Bedingungen zu erlangen.





kam ferner auf den Zusammentritt einer konstituierenden französischen Versammlung in Versailles zu sprechen, und es wurde die Möglichkeit bezweifelt. Es gäbe hier keinen Saal, dessen Größe genüge, da das Schloß mit Verwundeten belegt sei. Die Versammlung von 1789 sei als Ganzes wohl zuerst in einer Kirche zusammengekommen, sonst habe man nach den drei Ständen an verschiedenen Orten getagt. Zuletzt wären die Herren allerdings im Ballsaal vereinigt gewesen; der existire aber nicht mehr.\*) Dann sprach der Minister vom Schlosse mit seinem Parke, wobei er die schöne Orangerie an der Terasse mit den beiden mächtigen Freitreppen lobte, die links vom Plaze hinter dem Palais hinabführt. Er meinte indes: „Was sind diese Bäume in Kübeln doch gegen die Orangenhaine in Italien!“ — — —

Zuletzt brachte jemand das Thema der Toleranz aufs Tapet, und der Kanzler äußerte sich zunächst wie in Saint Abold. Er erklärte sich in sehr entschiedenen Worten für Duldsamkeit in Glaubenssachen. „Aber,“ so fuhr er fort, „die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant. Sie verfolgen die, welche gläubig sind, zwar nicht mit Scheiterhaufen — denn das geht nicht — aber mit Spott und Hohn in der Presse, und im Volke, soweit es zu den Nichtgläubigen gehört, ist man darin nicht weiter als früher. Ich möchte nicht sehen, mit welchem Vergnügen man hier dabei sein würde, wenn der Pastor Rnaß gehenkt würde.“ Man erwähnte, daß auch der alte Protestantismus nichts von Duldung gehalten habe, und Bucher machte darauf aufmerksam, daß nach Buckle die Hugenotten eifrige Reaktionäre gewesen, und daß dies von den damaligen Reformirten überhaupt gelte. — „Nicht gerade Reaktionäre,“ erwiderte der Chef, „aber kleine Tyrannen; jeder Pastor war ein kleiner Papst.“ Er führte Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so.“ Ich erlaubte mir an seine Behandlung Karlstadts und der Münzerschen sowie an die Wittenberger Theologen nach ihm und den Kanzler Krell zu erinnern. Bucher erzählte, daß die

\*) Ein Irrtum, s. u. Doch faßt diese Lokalität keine sehr große Versammlung.



Auch gilt es bei unsern Gutsbesitzern für unanständig, selbst in solchen Nothfällen die Leute am Sonntag arbeiten zu lassen.“ Ich erwähnte, daß fromme Leute in Amerika des Sonntags nicht einmal kochen ließen, in Newyork sei ich da einmal zu Tische gebeten worden, und es habe nur kalte Speisen gegeben. „Ja,“ versetzte der Chef, „in Frankfurt, als ich noch freier war, haben wir Sonntags auch immer ganz einfach gegessen, und ich habe niemals anspannen lassen, der Leute halber.“ Ich gestattete mir noch die Bemerkung, daß in Leipzig den Sonntag hindurch alle Geschäfte mit Ausnahme der Bäcker- und mancher Zigarrenläden geschlossen wären. „Ja, so sollte es auch sein,“ sagte er, „doch wollte ich niemand zwingen. Ich könnte es auf dem Lande vielleicht so thun, daß ich nichts von ihm kaufe — er müßte denn alles besonders gut haben, wo ich nicht weiß, ob ich mich dazu überwände. Dafür aber müßte gesorgt werden, daß lärmende Geschäfte, z. B. Schmieden, des Sonntags in der Nähe von Kirchen nicht arbeiten.“ — — —

Abends wurde ich zu ihm gerufen. „Da schreibt mir Th., es stände in der Norddeutschen ein schrecklicher Artikel gegen die Katholiken. Ist der von Ihnen?“ — „Ich weiß nicht welcher, Erzellenz, ich habe in der letzten Zeit mehrmals auf das Treiben der Ultramontanen aufmerksam gemacht.“ — Er suchte und fand den Ausschnitt, dann las er ihn etwa zur Hälfte laut und sagte: „Hm, das ist aber alles ganz wahr und richtig. — Ja, er ist ganz gut. Aber der gute Th. ist völlig in Savignys Stricken. Er ist außer sich, daß wir Papstens nicht gerettet haben.“

Sonabend, den 8. Oktober. Früh, bevor der Minister aufsteht, mache ich einen Gang nach dem Schlosse der Bourbonen, über dessen Mittelbau die weiß und schwarze Preußenfahne und daneben die mit dem roten Kreuze weht. Ich finde, daß die marmornen französischen Helden im Hofe vor demselben genauer betrachtet doch zum Teil recht mäßige Leistungen sind. Bayard und Duguesclin, Turenne, Colbert, Sully und Tourville sind darunter. Die Seehelden nehmen Stellungen wie Kulissenreißer ein, und man besorgt, daß sie dabei von ihren Postamenten fallen und auf dem Pflaster Schaden nehmen können. Viel schöner ist der bronzene Louis Quatorze,



überfallen und zer Sprengt zu werden; sie soll dabei 60 Pferde verloren haben.

Wir waren heute dreizehn Personen bei Tische, darunter Dr. Lauer. Gestern Abend spät kam noch ein Offizier mit einer Depesche, wegen welcher ich den Chef, der im Garten spazieren ging, hereinholte. Heute erfuhr man, daß es ein Brief aus Paris gewesen, in welchem die dort verbliebenen fremden Diplomaten das Recht in Anspruch nehmen, durch unsre Linien zu korrespondiren und Korrespondenzen sich senden zu lassen. Der Kanzler scheint nach dem, was er über die Sache sagte, dieses Recht nicht anerkennen zu wollen. Er hat neulich dem Maire von Versailles tröstliche Versicherungen gegeben, und die der Stadt auferlegte Kontribution von 400 000 Franken soll ihr erlassen werden.

Montag, den 10. Oktober. Früh zwischen sieben und acht Uhr waren wieder etwa ein Duzend Schüsse aus schwerem Geschütz zu vernehmen, und Willisch wollte zu derselben Zeit auch Gewehrfeuer gehört haben. Früh wurde ich zweimal zum Chef gerufen. — Er ging später zum Kronprinzen, bei dem er zum Frühstück blieb. Beim Essen wurde zunächst von der Unterredung des Königs mit Napoleon im Schloßchen Bellevue bei Sedan gesprochen, über welche Russel in der „Times“ ausführlich berichtet hatte, während sie doch eine Unterredung unter vier Augen gewesen war, und selbst der Kanzler von ihr nur insofern wußte, als der König ihm die Versicherung gegeben hatte, es sei dabei kein Wort von Politik gesprochen worden. — Dann brachte jemand, ich weiß nicht, wie und woher, die Unterhaltung auf gefährliche und schwindelerregende Touren, und der Minister erzählte verschiedene in dieses Kapitel gehörige Wagstücke.

„Da crinnere ich mich,“ sagte er, „ich war einmal mit einer Gesellschaft, unter der sich auch die Orloffs befanden, im südlichen Frankreich beim Point du Gard. Es ist das eine alte Wasserleitung aus römischer Zeit, die in mehreren Etagen über ein Thal weggeht. Da sagte die Fürstin Orloff, eine lebhafteste Frau, wir wollten oben darüber gehn. Das war ein sehr schmaler Gang neben der Rinne, nur etwa anderthalb Fuß breit, dann die tief eingeschnittene Rinne und auf der andern Seite wieder eine Mauer mit Platten darauf. —



Frau hinweg. An einer Stelle war das Erdreich theils hinabgerutscht, theils unsicher. Ich sagte: «Ich werde vorausgehen, mich an den Sträuchern an der Wand zur Seite festhalten und untersuchen. Wenn ich feststehe, kommst du nach.» Ich untersuchte eben die bedenkliche Stelle, da kommt sie an der Wand hinter mir durch und umfaßt mich. Ich erschrak fürchterlich, aber zum Glücke hielt der Strauch und wir kamen auf sichern Boden. — Mich kann nichts mehr ärgern, als wenn man mich erschreckt.“

Abends ließ der Chef mich auf sein Zimmer rufen, um mir einen Auftrag in Betreff Garibaldis zu erteilen, der nach telegraphischer Meldung in Tours angekommen war und der französischen Republik seine Dienste gegen uns angeboten hatte. Dann fuhr der Kanzler fort: „Aber sagen Sie einmal, warum sind Sie nur in dem, was Sie schreiben, mitunter so massiv? Ich weiß zwar nicht den Wortlaut des Telegramms wegen —. Aber auch das, was Sie neulich über die Ultramontanen sagten, war sehr stark in den Ausdrücken. — Die Sachsen gelten doch sonst für höfliche Leute, und wenn Sie der Hoffschriststeller des Auswärtigen Amts sein wollen, so sollten Sie nicht so hagebüchen sein.“ Ich erlaubte mir, zu erwidern, ich könne auch artig sein und glaube mich auf die feine Malice zu verstehen. — „Nun, dann seien Sie fein, aber ohne Malice, schreiben Sie diplomatisch: selbst bei Kriegserklärungen ist man ja höflich,“ entgegnete er.

Halb zehn Uhr war Burnside mit seinem Begleiter wieder da und blieb bis halb elf beim Kanzler, der mir dann wieder einen Auftrag gab. Später sah man ihn in der hellen Mondscheinnacht bis zur Geisterstunde im Garten auf- und abwandeln, während aus der Gegend von Paris her Kanonendonner und einmal auch ein dumpfer Knall wie von einer Explosion herüberschallte.

Dienstag, den 11. Oktober. Früh heißt es über die Explosion von voriger Nacht, man habe (unsrerseits?) zwei Brücken gesprengt. — Nicht bloß in England, auch daheim empfinden Privatleute den Beruf, sich durch ihren Rat an der Herbeiführung des Friedens zu beteiligen. Diesen Morgen ging im Bureau ein beschwerter Brief aus Flehde in Norderditmarschen ein, in welchem ein Her-





erst um zehn Uhr heim, worauf er noch eine Unterredung mit Burnside hat.

Mittwoch, den 12. Oktober. Dunstiger, verdrießlicher Tag. Früh zwei Briefe eines englischen Husarengenerals für den König überseht und ausgezogen, in denen uns empfohlen wird, mit Benutzung der Brücke von Sévres die Seine einzudämmen und durch Aufstauung derselben Paris zu überschwemmen. Dann einen Auszug aus dem Bericht eines deutschen Johanniters angefertigt, der sich im allgemeinen sehr anerkennend über die Behandlung unsrer Verwundeten in Bouillon seitens der belgischen Bevölkerung äußert. Endlich wieder einen Aufsatz über die feindselige Stellung geschrieben, die der Ultramontanismus uns gegenüber in diesem Kriege einnimmt. Als ich ihn dem Chef vorlege, äußert er: „Sie schreiben mir immer noch nicht höflich genug. Sie sagten mir doch, Sie wären Meister in der feinen Malice, hier aber ist mehr Malice als Feinheit. Machen Sie's umgekehrt. Sie müssen politisch schreiben, und in der Politik ist der Zweck nicht Beleidigung.“

Abends weiß sich ein Herr, der ein spanischer Diplomat sein soll und aus Paris herausgekommen ist, nun aber wie andre Herren nicht wieder hineindarf, beim Kanzler Eingang zu verschaffen. Er bleibt eine Zeit lang bei ihm. Einigen von uns ist er verdächtig vorgekommen. — Während wir Thee trinken, stellt sich Burnside ein. Er will fort von hier, nach Brüssel, um seine Frau, die jetzt in Genf ist, dort unterzubringen. — — — Wie man von ihm hört, ist auch Sheridan abgereist, und zwar nach der Schweiz und Italien. Es giebt wohl für die Amerikaner hier nichts mehr zu vermitteln. Der General wünscht dem Chef noch diesen Abend seinen Besuch zu machen. Ich rede ihm das aus, indem ich ihm vorstelle, daß der Kanzler ihn bei seiner Vorliebe für die Amerikaner zwar, wenn er sich melden ließe, empfangen würde, daß man aber an die ihm knapp zugemessene Zeit denken sollte. Es fehlten ihm so schon zur Bewältigung seiner Geschäfte fünf bis sechs Stunden täglich, so daß er gezwungen sei, bis in die Nacht hinein aufzubleiben und selbst Besprechungen mit gekrönten Häuptern möglichst abzukürzen. — —

Donnerstag, den 13. Oktober. Sehr heller, aber stürmischer



zurückzurufen und seinem Ruhme die Krone aufzusetzen durch einen Friedensschluß auf Grund des Erfazes der Kriegskosten und der Schleifungen der Festungen „Eh! que ne peut-on les renverser toutes et anéantir tous les canons!!!“ u. s. w.

Beim Frühstück wurde uns von Hatzfeldt ein Husarenleutnant von Uslar vorgestellt, der von den Vorposten kam und erzählte, daß die Pariser Forts da, wo er steht, jedesmal, wenn sich ein Kopf oder ein einzelner Reiter von den Unfern sehen läßt, sofort ein halb Duzend ihrer eisernen Zuckelhüte herüberschleudern, aber fast nie damit Schaden anrichten. Sie scheinen also wenigstens an Munition noch keinen Mangel zu leiden.

Um ein Uhr Regen. Später war ich im Schloßchen Petit-Trianon. Auf den Baumwipfeln rechts von der dahin führenden großen Allee saßen Hunderte von Misteln. Wir besahen uns die Wohnzimmer der Königin Marie Antoinette, verschiedene Bilder, die sie als Kind mit ihren Geschwistern und als Königin darstellen, ein Porträt ihres Gemahls, alte Kofkomoöbel, deren sie sich bedient, ihr Schlafgemach mit ihrem Bett; auch andres Gerät und Gefäß unterbreitete die Gewissenhaftigkeit des französischen Führers mit freundlicher Erklärung unsrer Betrachtung.

Abends wurde ich fünfmal zum Minister geholt, sodaß es vollauf zu thun gab. — — —

Freitag, den 14. Oktober. Bis Mittag fleißig gewesen für die Post. Später nach London und Brüssel telegraphirt wegen Ducrots unwahren Behauptungen in der „Liberté.“ Desgleichen gemeldet, daß General Boyer, der erste Adjutant Bazaines, aus Metz als Unterhändler in Versailles eingetroffen. Der Chef scheint indes mit ihm noch nichts Ernstes vornehmen zu wollen. Er sagte im Bureau: „Was haben wir heute für einen?“ — „Den 14., Exzellenz.“ — „So, da war Hochkirch und Jena. Da muß man keine Geschäfte abschließen.“ Auch wird zu beachten sein, daß wir heute Freitag haben.

Während des Diners bemerkte der Chef, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen, lächelnd: „Ich habe einen Lieblingsgedanken in bezug auf den Friedensschluß. Das ist, ein internationales Gericht



daß die Pariser Presse fast täglich eine neue Schändlichkeit anriet,\*) daß in der letzten Zeit wieder verschiedene Greuelthaten der Freischärlerbanden bekannt geworden waren, und daß es ein Sprichwort giebt: „Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus“ — die Schonung der verräterischen Franc tireurs „sträfliche Trägheit im Erschießen.“ — „Das ist Landesverrat.“ — „Unsre Leute sind fix beim Schießen, aber nicht beim Erschießen. Man sollte alle Dörfer, wo Verrat vorkommt, sofort ausbrennen und alle männlichen Einwohner hängen.“ — — — Graf Bismarck-Böhlen erzählt darauf, daß man das Dorf Hably, wo vor etwa acht Tagen die schleswigschen

---

\*) Nicht das Schlimmste davon war folgendes. Im „Petit Journal“ vom 14. September perorirte Thomas Grimm (s. Anm. <sup>1)</sup>), nachdem er geklagt, die Preußen verstünden sich auf methodisches Plündern und regelrechtes Verwüsten, überall, in Nancy, in Bar le Duc, in Reims, Chalons und Troyes, hätten sie eine Einöde hinter sich zurückgelassen; sie ermordeten die Männer, um die Weiber, sie schossen die Väter nieder, um die Töchter entehren zu können, in nachstehenden Tiraden: „Auf, ihr Arbeiter, ihr Bauern, ihr Bürger, heraus! Mögen die Franc tireurs sich bewaffnen, organisiren, verständigen. Mögen sie zu Scharen, zu einzelnen Gliedern zusammentreten, um den Feind zu ermüden und zu erschöpfen. Mögen sie sich gleich denen, die wilden Tieren auf der Spur sind, am Saume des Waldes, in Gräben, an den Hecken entlang auf die Lauer legen, mögen die schmalsten Pfade und die dunkelsten Winkel ihnen zur Sammlung dienen. Alle Mittel sind hier gut; denn es ist ein heiliger Krieg. Die Flinte, das Messer, die Sichel und der Knüttel sind erlaubte Waffen gegen den Feind, der uns in die Hände fällt. Stellen wir Wolfsfallen gegen ihn auf, stürzen wir ihn in Brunnen, werfen wir ihn auf den Grund von Bisternen, verbrennen wir ihn in den Wäldern, ersäufen wir ihn in den Flüssen, zünden wir die Hütte an, wo er schläft. Alles, was töten kann, gleichviel wie, heraus damit! Auf die Lauer! Bereit, loszuschlagen!“

Der „Combat“, das Organ des Bürgers Felix Phat, will Unterschriften für eine „Ehrenflinte“ sammeln, die dem überreicht werden soll, der den König von Preußen durch Mordmord aus dem Wege schafft.

<sup>1)</sup> Der auch sonst überkluge Kritiker der Nationalzeitung will, daß dieser Herr bei mir Timothée Grimm heiße. Ich kann ihm aber den Gefallen nicht erweisen; denn unter dem betreffenden Artikel im „Petit Journal“ steht deutlich gedruckt Thomas Grimm, und wäre das ein nom de guerre, so würde ich nicht verpflichtet sein, die Namen zu kennen, unter denen Pariser Zeitungsskribenten dritten Ranges zu schreiben belieben.



Aussages, doch mit dem Zusatz, mit diesen allgemeinen Ausführungen sollte kein Urteil über die Opportunität des besondern hier vorliegenden Falles abgegeben werden.

Gegen halb drei Uhr stellte sich Boyer wieder beim Chef ein. Draußen vor dem Gitterthor erwarteten ihn viele Leute, die, als er um vier Uhr wieder wegfuhr, Mützen und Hüte abnahmen und „Vive la France!“ riefen, was ihnen der Minister, als es bei Tische erzählt wurde, „nicht verdienen konnte.“ Ich hatte inzwischen eine Tour durch den Schloßpark gemacht und war dabei an einer der Marmorbasen folgendem poetischen Gefühlserguß eines über die Einmütigkeit der Deutschen mißvergnügten Galliers begegnet:

„Badois, Saxons, Bavaois,  
Dupes d'un Bismarck plein d'astuce,  
Vous le faits bucher tous trois  
Pour le Roi de Prusse.

J'ai grand besoin, mes chers amis,  
De mourir empereur d'Allemagne,  
Que vos manes en graissant la campagne  
Mais que mes voeux sont accomplis.“\*)

Dieselbe Leistung befand sich auf einer Marmorbank in der Nähe, wie denn die Sitte, Wände, Bänke und Postamente mit Bleistift oder Kreide zu bekratzeln hier viele Freunde gefunden zu haben scheint. Mehr als an zehn Mauern in der Stadt las ich in den letzten Tagen: „A bas les Prussiens!“ und Schlimmeres.

Nach vier Uhr ließ sich ein schlanker, wohlgekleideter Negler beim Minister melden. Auf seiner Karte stand: „General Brice, Gesandter der Republik Haiti.“ Der Chef bedauerte, ihn wegen dringender Geschäfte nicht empfangen zu können (Moltke und Roon waren wieder oben), was er wünsche, möge er schriftlich vortragen. Um fünf Uhr kam auch der Kronprinz zur Beratung des Kanzlers mit den Generalen. Übrigens schien man zwischen hier und Meß noch verschiedner Meinung zu sein. — — — Auch von andrer Seite wirken Ursachen erschwerend auf die Entwicklung dessen ein.

---

\*) Ich schrieb die Verse mit allen Fehlern und Dunkelheiten ab.





ändern Gründen nicht recht vorwärts, wegen der steten Tergiversationen Baiern und Württembergs, und weil man nicht genau weiß, wie der König Ludwig denkt. Aus denselben Gründen wird sie, wenn wir einmal damit zustande kommen, das eine und das andre vermissen lassen.“

Heute Morgen begegnete ich auf der Avenue de St. Cloud dem in Majorsuniform daherkommenden Bock, der mir sagte, daß Soissons gefallen sei und daß das Bombardement von Paris am 28. beginnen werde. Der Belagerungsparc wäre größtenteils schon da, und in drei Tagen hoffte man (das ist wohl er) sie zusammenzuschießen. Der dicke Herr denkt, daß wir spätestens zum ersten Dezember wieder in Berlin sein werden. Er berichtete auch, daß der Fürstentkongreß in Versailles ernstlich in Aussicht genommen worden, und daß man Trianon für den König von Baiern in Stand setze.

Man erfährt, daß in Paris Uneinigkeit herrscht, die Roten unter Blanqui und Flourens wollen die blauen Republikaner nicht am Ruder sehen, sie greifen sie mit Gewalt in ihren Blättern an, und am 9. hat vor dem Stadthause die Menge „Vive la Commune“ geschrien. Wie man hört, hat Seebach, der, glaube ich, einmal sächsischer Gesandter in Paris war, und der mit Lesflö und Trochu befreundet ist, die Absicht, dem Kanzler seine Beihilfe zu einer Verständigung mit den Parisern anzutragen. — — —

Beim Kaffee spielte Reudell dem Minister auf dem Pianino des Salons sanfte Phantasien vor. Ich dachte dabei an David vor König Saul, wobei mir jedoch der Gedanke an eine Nachfolgerchaft sehr viel ferner blieb als andern guten Leuten. R. sagte mir nachher auf meine Frage, ob der Chef Sinn für Musik habe, ja wohl, obgleich er nicht selbst spiele. „Sie werden auch bemerkt haben,“ setzte er hinzu, „daß er leise mitsingt. Es ist das gut für seine Nerven, die heute sehr angegriffen sind.“

Abends erschien der Nuntius Ghigi mit einem ebenfalls geistlich gekleideten Begleiter. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Kanzler und will morgen weiter nach Tours. Von Gesandten sind jetzt, wie es heißt, nur noch der belgische, der holländische, der portu-  
— — — — — schweizerische, derjenige der Vereinigten Staaten und



Abends heißt es, wir möchten unsere Koffer packen, und für den Fall, daß die Nacht alarmirt wird, sollen die Kagen sich vor dem Quartier des Königs in der Präfektur zum Zuge ordnen. Man erwartet schon seit gestern einen Ausfall.

Dienstag, den 18. Oktober. Die Nacht über nichts passiert. Früh prächtiges Herbstwetter. Widerlegung der französischen Berichte, nach denen unsere Truppen Orleans bombardirt haben sollen, abgelaßen. Heute ist Geburtstag des Kronprinzen, dem der Ober und die Räte um zwölf Uhr gratuliren. Man schickt uns eine Nummer des „Kraj“ ein, in welcher behauptet wird, der Minister habe unlängst mit einem galizischen Edelmann ein Gespräch gehabt, in welchem er den Polen geraten, sich von Oesterreich abzuwenden. Ich erfahre auf Befragen, daß dies unwahr, er hat seit langer Zeit mit keinem Galizier, ja überhaupt mit keinem Polen gesprochen. — — — In der Presse dementirt. Der Ober frühstückt heute einmal mit uns und bemerkt dabei (wir wollen auch solche kleine Züge nicht unverzeichnet lassen), „daß er gern harte Eier mag, daß er gegenwärtig aber nur noch drei auf sich nehmen kann, während er früher auf elf gebracht.“ Bohlen will einmal fünfzehn Kiebißeier vertilgt haben. „Ich schäme mich zu sagen, was ich hierin geleistet habe,“ versetzte sein Vetter. Derselbe empfiehlt schließlich Delbrück, der demnächst wieder nach Berlin geht, sich für die Reise mit harten Eiern zu versorgen, was dieser als mit seiner Geschmackrichtung unverträglich ablehnt. Der Ober liest dann einige von den besonders erbaulichen geheimen Briefen an den Kaiser Napoleon vor, welche die provisorische Regierung veröffentlicht hat, und giebt Kommentare dazu, die auch auf Berliner Persönlichkeiten Streiflichter werfen. — — —

Später gedachte er der Notiz im „Kraj“ und in Verbindung hiermit der Polen überhaupt. Er verweilte dabei längere Zeit bei den siegreichen Kämpfen des großen Kurfürsten im Osten und bei dessen Verbindung mit Karl dem Zehnten von Schweden, die ihm große Vorteile verheißen habe. Schade nur, daß sein Verhältniß zu ihm gehindert habe, diese Vorteile zu verfolgen und genießen. Er habe sonst gute Aussichten gehabt, seine westlichen Polen auszudehnen. Als Delbrück darauf



„Danke, Excellenz,“ erwiderte ich, „danke sehr. — Das heißt, ja, wenn ich einen oder ein paar von denen haben könnte, die Sie getragen haben — ein Andenken, das wäre was andres. Sonst mag ich keinen.“ Man stelle sich die Mienen Abekens und Reubells bei solchem Frevel vor, und nun gar die Gesichter der Sekretäre. Abends kommt L. mit einem etwas konfuseu Herrn Hoff, der den „Nouvelliste“ bis Nummer 4 mitredigirt hat, es dann aber aufgegeben haben will, weil er „die Pariser schonender behandelt haben möchte,“ und erklärt von unserm Anerbieten gern Gebrauch machen zu wollen. Morgen schon wird er einen Brief bringen, in dem es heißt:

„Die »Chefs der nationalen Verteidigung« in Paris wollen die Wähler nicht einberufen. Warum nicht? Herr Jules Favre und seine Kollegen verdanken ihre Stellung jener Art von »patriotischer« Wut, die sich einestheils der Pariser Bevölkerung nach dem Unglückstage von Sedan bemächtigte. Sie unterlagen dem allgemeinen Gesetz für politische Gewalten, daß, wie man weiß, der lateinische Geschichtsschreiber in die Worte zusammengefaßt hat: »Eine Regierung beruht auf dem Prinzip, aus dem sie entsprungen ist.« Vom ersten Tage an sind die Mitglieder der Pariser Regierung genötigt gewesen, sich in Betreff der Bedingungen des Friedens auf das Gebiet des Unmöglichen zu begeben. Heute, nachdem sie die Zerstörung um sich ausgesäet, mit allen Mitteln die Aufregung von Paris und seinen Verteidigern bewirkt und innen wie außen die Revolution in furchtbarster Weise bewaffnet haben, ist es ihnen weniger wie jemals möglich, aus dem verhängnisvollen Kreise hervorzutreten, in den sie sich selbst eingeschlossen haben. Andererseits scheint die öffentliche Meinung in der Provinz, vor allem auf dem platten Lande, sich auf diesen heroischen Standpunkt nicht emporgeschwungen zu haben. Sie empfindet am schwersten die Übel des Krieges, sie beginnt an dem Erfolg eines längern Widerstandes zu zweifeln, sie fürchtet das Fortschreiten der sozialen Zerrüttung, sie sieht die Thatfachen und hört nicht mehr auf die Phrasen. Schon haben mehrere Blätter der Presse in der Provinz den Mut, den Ruf nach Frieden laut werden zu lassen. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Mehrheit der französischen Wähler mit Herrn Gambetta der Meinung sein wird,



lantem militärischer Ausrüstungsgegenstände, und die Einziehung seines Geschäfts beschlossen, indem er sich des Verbrechens des Hochverrats schuldig gemacht habe.“ — Weiter sagt der Brief: „Während die Journale behaupten, es stünde in den nächsten Tagen ein furchtbarer Sturmangriff preussischer Massen bevor, versichern Freunde des Generals Trochu, er habe die Gewißheit erlangt, daß der Feind darauf verzichtet habe, einen Sturm auf Paris zu versuchen, und man habe in Versailles den Plan adoptirt, die Stadt durch Hunger zu bezwingen. Die preussische Armee hält, in dichte Massen abgeteilt, starke Stellungen an verschiedenen Punkten rings um Paris besetzt. Ihre sehr zahlreiche Kavallerie dient zur Verbindung dieser Stellungen mit einander und zur Verhinderung von Zufuhren und Zuzügen aus der Provinz. Die Pariser Bevölkerung, vermehrt durch die arme und mittellose Bewohnerschaft der Banlieue, wird bald Hunger leiden und, ehe acht Tage ins Land gehen, der Regierung unübersteigliche Schwierigkeiten bereiten, von denen der Feind Nutzen ziehen wird.“ — „Je dreister die terroristische Partei auftritt, desto schwächer zeigt sich die Regierung, nicht lange wird es dauern, so wird sie über Bord geworfen und von allen diesen wilden Tieren verschlungen sein, wenn sie nicht bald energische Entschlüsse faßt. Die Führer der terroristischen Partei sind entschlossen, die Generale Trochu und Lesclapart, den Admiral Fourichon und die Herren Jules Favre, Thiers, Jules Simon und Kratry bei Seite zu schaffen, da sie im Verdachte stehen, Royalisten zu sein. Wenn der General Trochu nicht bald kräftig einschreitet, so wird die Schreckensherrschaft in Paris seine Stelle einnehmen.“

Die deutsche liberale Presse vermag sich über die Verhaftung Jacobys immer noch nicht zu beruhigen, dem Chef aber scheint viel daran zu liegen, daß man über seine Auffassung des Falles nicht im Unklaren bleibe, und daß man sich ihr anschließe. Die heute eingetroffene „Weser-Zeitung“ vom 16. d. M. enthält folgenden Artikel:

„Der Bundeskanzler hat die Verhaftung des Dr. Jacoby und des Kaufmanns Herbig als gerechtfertigt anerkannt, zugleich aber erklärt, daß sie gesetzwidrig sei. Die Belehrung, welche er über diese Angelegenheit durch Vermittlung des Oberpräsidenten von Horn dem





nicht zieht, ausdrücklich darauf hinleiten zu wollen. Er zählt eine Reihe von höchst unangenehmen Operationen auf, zu denen die Staatsgewalt auf dem Kriegsschauplatz berechtigt ist, als Verbrennen von Häusern, Wegnahme von Privateigentum, Unschädlichmachung bloß verdächtiger Personen u. s. w., und er fügt hinzu, daß der diesen Ausnahmerechten zu Grunde liegende Rechtsgedanke von der Örtlichkeit unabhängig sei, »unabhängig von der räumlichen Entfernung, in welcher die augenfälligeren unter den Kriegshandlungen vor sich gehen.« Das ist deutlich genug.

Nun müssen wir sagen: wenn Graf Bismarcks Theorie die richtige ist, so sehen wir nicht ein, zu welchem Zwecke man dann ein besonderes Gesetz über den Kriegszustand hat, und wozu man die Anwendung dieses Gesetzes in den Ostseeprovinzen, in Hannover und in den Hansestädten proklamirte. Hat die Militärgewalt schon von selbst während des Krieges »unabhängig von der Örtlichkeit« eine über den Gesetzen stehende Befugnis zu allen im Interesse der Kriegführung ihr dienlich erscheinenden Maßregeln, so hat es offenbar keinen Sinn, ein Gesetz zu proklamiren, welches die Befugnis unter gewissen Beschränkungen ihr erst beilegen soll. Wir können uns daher auch nicht überzeugen, daß nach norddeutschem oder preußischem Staatsrechte eine solche alles absorbirende Machtvollkommenheit der Militärgewalt durch den bloßen Ausbruch eines Krieges geschaffen wird.

Unseres Erachtens sind zwei Fälle zu unterscheiden, je nachdem es sich um den Schauplatz wirklicher Feindseligkeiten oder um Gebietsteile außerhalb des Kriegsbereichs handelt. Im erstern Falle erlischt das gemeine Recht, und das Kriegrecht pur et simple, wie der Bundeskanzler es uns sehr anschaulich auslegt, tritt in Kraft. Im andern Falle behält die Militärgewalt entweder ihre gewöhnlichen Befugnisse oder, falls der Kriegszustand proklamirt wird, bekleidet sie sich mit denjenigen Ausnahmerechten, welche das Gesetz über den Kriegszustand ihr für diesen Fall beilegt. Und dieser letztere Fall trifft zur Zeit für Ostpreußen zu. Wenn die Internirung des Dr. Jacoby nach dem Gesetze über den Kriegszustand nicht zulässig war, so war sie überhaupt nicht zulässig, und daran ändert nichts der Einwurf, daß die Manifestation Jacobys den Fran-



lag damals noch nicht vor. Die Frage war eine offene, und es ist kein Geheimnis, daß damals noch sehr konservative Leute in Berlin heftig gegen die Annexion jener »gefährlichen Elemente« eiferten.

Summa: wir müssen dabei bleiben, daß dem Dr. Jacoby Unrecht geschehen ist, und wenn wir davon auch gerade keine schauerlichen Folgen befürchten, so bedauern wir doch diese Episode einer höchst glorreichen Geschichte um so ernstlicher, je glorreicher die Geschichte selbst ist.“

Die Antwort darauf, mir vom Chef diktirt, der *Weser-Zeitung* zugesandt und von ihr abgedruckt, lautete:

„Die »*Weser-Zeitung*« vom 16. d. M. enthält an ihrer Spitze einen Artikel, der sich über die Belehrung ausspricht, welche der Bundeskanzler durch den Oberpräsidenten von Horn dem Königsberger Magistrat in der Jacobyschen Angelegenheit hat zugehen lassen. Gestatten Sie über jene Kritik ein paar Worte zur Verständigung. Die »*Weser-Zeitung*« trifft damit zwei verschiedene Dinge. Die Ausführung des Bundeskanzlers in jener Mitteilung an den Oberpräsidenten ist eine rein theoretische über die Möglichkeit, daß bei ausgebrochenem Kriege im Interesse der Kriegsführung die militärische Staatsgewalt Handlungen begehe, welche im Frieden unter allen Umständen unzulässig sein würden. Es ist darin ungefähr dasselbe gesagt, was die Meinung der »*Weser-Zeitung*« sein muß, wenn sie bemerkt: »Wir können uns sehr wohl Fälle denken, wo wir herzlich gern für die etwas illegale Internirung eines nichtsnutzigen Störers des heiligen Krieges nicht allein Indemnität, sondern auch Dank votiren würden.« Eben das ist auch die rechtliche Ansicht des Bundeskanzlers, und wenn man dieselbe als absolut unzulässig bezeichnet, so ist es ganz unmöglich, bei einer Invasion des norddeutschen Gebietes auf inländischem Boden eine Schlacht zu liefern, es sei denn, daß es gelingt, eine ausgedehnte und gänzlich unbewohnte Haide als Schlachtfeld ausfindig zu machen und festzuhalten, und selbst dann würde dem Eigentümer des Grundstücks Rechtsverletzung wohl nachweislich bleiben.

Entweder die kriegsführende Gewalt ist ungeachtet des ausgebrochenen Krieges an die Formen der Verfassung oder der Gesetze



Abhilfe nur von seiten der militärischen Vorgesetzten derjenigen, über welche sie sich beklagen, verlangen. Wir dürften daher annehmen, daß der Bundeskanzler sich gar nicht in der Lage gefühlt hat, über die Opportunität eines einzelnen Falles, beispielsweise des Jacoby'schen, amtlich seine Meinung zu sagen, sondern daß derselbe nur seine Ansicht über die theoretische Frage ausgesprochen hat, ob während des Krieges und im Interesse der Kriegführung die Verhaftung einzelner Personen, deren Thätigkeit nach dem Ermessen der Militärgewalt der eignen Kriegführung schädlich, dem Feinde nützlich ist, vorübergehend gestattet sei.

In dieser Allgemeinheit gestellt, wird die Frage von praktischen Politikern und Soldaten schwerlich verneint werden können, wenn sie auch theoretisch und juristisch gleich allen Materien des Kriegesrechts ihre vielfachen Bedenken hat. Die konkrete Frage aber, ob dieses Kriegesrecht der Staatsgewalt, wenn sie es besitzt, gerade gegen Jacoby zur Anwendung zu bringen war, liegt ebenso außerhalb der ministeriellen Kompetenz, wie etwa die Frage, ob es notwendig oder zweckmäßig, bei einer im Inlande gelieferten Schlacht ein bestimmtes Dorf in Brand zu stecken oder fünfzig Meilen vom Schlachtfelde einen Privatmann zu interniren, von welchem man Begünstigung des Feindes befürchtet, ohne daß er dessen juristisch überführt werden könnte. In welcher Weise ein militärischer Befehlshaber für eine etwa nach Meinung der Beteiligten irrtümliche, übereilte oder ungerechte Lösung dieser Frage verantwortlich gemacht werden kann, liegt außerhalb der gegenwärtigen Besprechung, in welcher wir nur darzuthun bemüht waren, daß die staatsrechtlichen Attributionen der Minister ihnen eine unmittelbar eingreifende Autorität über solche Fälle nicht gewähren."

Freitag, den 21. Oktober. Diesen Morgen nach acht Uhr hörte man Schießen aus grobem Geschütz, welches lebhafter als sonst war und länger als gewöhnlich anhielt. Man ließ sich dadurch nicht stören. Verschiedene Artikel wurden fertig, darunter einer über den Abzug des Nuntius und der übrigen Diplomaten aus Paris. Beim Mittagsessen wollte Reudell wissen, die Franzosen hätten die Porzellanbenachbarten Sèvres zusammengeschossen. Hatzfeldt erzählte,





















Der „Nouvelliste“ wird täglich in zwei Exemplaren an mehrere Ecken der Stadt angeschlagen, und wenn die Leute, die ihn da in Gruppen lesen, beim Vorübergehen von Deutschen auch Kritiken wie „Mensonge!“ oder „Impossible!“ verlauten lassen, so lesen sie ihn doch. Heute hat einer auf das Exemplar in der Nähe der Präfektur „blague“ geschrieben, aber Stiebers Geister oder andre Wächter der Wahrheit hatten ihn — es war ein Handwerksgefell — dabei ertappt, und es heißt, daß er nach Deutschland abgeführt werden soll.

In Bougival hat, wie man beim Frühstück erzählt, bei dem neulichen Ausfall ein Seitenstück zu der Tragödie von Bazeilles gespielt. Als unsre Vorposten das Dorf verließen, haben mehrere Einwohner desselben gemeint, die deutschen Truppen an dieser Stelle dächten sämtlich das Feld zu räumen. Sie haben es darauf für ihre patriotische Pflicht gehalten, mit Windbüchsen auf eine Abteilung Soldaten zu schießen, welche die Fahne des 46. Regiments umgaben. Aber die Strafe folgte diesem verräterischen Gebahren auf dem Fuße. Unsre Leute stürzten sich in die Häuser, aus denen die Schüsse gefallen waren, und verhafteten 19 Bauern, die den andern Tag vor ein Kriegsgericht gestellt wurden. Gestern hat man, wie es heißt, die Schuldigen unter ihnen erschossen. Die Gemeinde mußte eine außerordentliche Kontribution von fünfzigtausend Franken zahlen. Die Häuser, aus denen geschossen worden, sind niedergebrannt worden, und sämtliche Einwohner sollen veranlaßt worden sein, das Dorf zu räumen.

Mittwoch, den 26. Oktober. Früh Granvilles Depesche für den König übersetzt und später einen Auszug für die Presse daraus gemacht. Denselben mit der Bemerkung begleitet, daß wir den Franzosen bereits zweimal, durch Favre und am 9. Oktober durch Burnside, einen Waffenstillstand zu günstigen Bedingungen angeboten, daß sie ihn aber nicht gewollt, weil wir ihn gewollt hätten. Dann nach London telegraphirt, daß Thiers freies Geleit zur Reise in unser Hauptquartier und Erlaubnis, von da nach Paris zu gehen, erhalten. Ferner, daß der Graf von Chambord mit dem Grafen von Paris in Coppet eine Zusammenkunft gehabt.

Nachmittags, als der Chef ausgeritten mit Bl., einem Eng-













## Zehntes Kapitel.

Thiers und die ersten Waffenstillstandsverhandlungen in Versailles.

Als ich am 30. Oktober früh einen Gang über die Avenue de Saint Cloud machte, begegnete ich Bennigsen, der an diesem Tage mit Blankenburg die Heimreise antreten wollte. Er äußerte auf meine Frage, wie weit man daheim mit der deutschen Einigung gekommen sei, es stünde gut damit, in Baiern werde eigentlich nur noch an der besondern Stellung des Militärs festgehalten, die Stimmung der Mehrzahl des Volkes sei, wie sie zu wünschen gewesen. Als ich wieder nach Hause kam — etwas nach zehn Uhr — hörte ich von Engel, daß Thiers kurz vorher dagewesen, aber gleich wieder gegangen sei. Man sagte später, er sei von Tours gekommen und habe sich nur ein Chauffonduit zum Passiren unsrer Linien geholt; denn er wolle nach Paris hinein. Während des Frühstückes erzählte Hatzfeldt, der mit ihm im Hotel des Reservoirs dejeuner und ihn dann in den Wagen gebracht hatte, welcher ihn in Begleitung des Leutnants von Winterfeldt zu den französischen Vorposten bringen sollte, daß Thiers „immer noch der geistreiche, amüsante alte Herr wie früher, aber windelweich“ sei. Er hatte ihn bei uns im Hause zuerst entdeckt und ihm gesagt, daß der Chef eben aufstünde. Dann hatte er ihn unten in den Salon geführt und den Minister von seiner Ankunft benachrichtigt, der sich rasch zurecht gemacht habe und bald nachher heruntergekommen sei. Sie hatten sich aber nur ein paar Minuten mit einander unterhalten, und zwar unter vier Augen; dann hatte der Chef Hatzfeldt gerufen und ihm den Auftrag gegeben, die nötigen Vorbereitungen zur Beförderung des Besuchs nach Paris zu treffen. Später hatte er ihm mitgeteilt, daß Thiers ihm gleich nach der Begrüßung gesagt, er sei nicht gekommen, um mit ihm zu









es eigentlich nicht gestattet sei, sich mit einem Wagen hier zu zeigen. Sie wiesen uns hierauf den Weg nach Baucresson, welches wir dann auf tief ausgefahrener Straße erreichten, und von wo wir durch schönen Buchenwald über Glatigny nach Hause gelangten. Wir hatten zwar das Fort nicht gesehen, aber einen Teil des Schauplatzes der Kämpfe am 21. Oktober.

Bei Tische sprach der Chef wieder ausführlich von der Möglichkeit, daß der deutsche Reichstag in Versailles und das französische Corps legislatif gleichzeitig in Kassel tagen könnte. Delbrück bemerkte, daß der Ständesaal hier für eine so große Versammlung nicht Raum genug bieten würde. — „Je nun,“ entgegnete der Kanzler, „da könnte ja der Senat wo anders beraten, in Marburg oder Friblar oder in einer ähnlichen Stadt.“

Montag, den 31. Oktober machte ich früh einige Artikel, darunter eine Empfehlung des Gedankens, ein internationales Gericht zur Aburteilung derer einzusetzen, die zum Kriege gegen uns gedrängt, und einen Hinweis auf den französischen Bataillonskommandanten Mus Hermieux, der wie Ducrot ehrenwortbrüchig aus dem Lazarett entsprungen war und nun steckbrieflich verfolgt wurde. Um zwölf Uhr erschien Gauthier wieder und hatte eine lange Besprechung mit dem Chef. Beim Frühstück erzählte man, daß tags vorher das Dorf Le Bourget im Osten von Paris, das am 28. in die Hände der Franzosen gefallen, von uns wieder erstürmt worden sei. Es sollte ein scharfes Gefecht gewesen sein, und wir hatten dabei über tausend Mann von den Rothosen zu Gefangenen gemacht, aber auch selbst etwa dreihundert Tote und Verwundete, darunter dreißig Offiziere, auf dem Plage gelassen. Graf Waldersees Bruder sollte unter den Gefallenen sein. Man sprach dann von Thiers, und Hatzfeldt und Delbrück wetteten gegen Reudell und Bismarck-Bohlen, daß derselbe bis spätestens zum nächsten Tage nachts zwölf Uhr wieder in Versailles eintreffen werde. Die beiden andern Herren glaubten, man werde ihn französischerseits nicht wieder herauslassen. Hatzfeldt behielt Recht und gewann die Wette. Beim Thee konnte er berichten, daß er heute in den ersten Abendstunden, als er im Hotel des Reservoirs jemand aufgesucht, erst durch Zufall erfahren, daß der







daß wir dann nicht darauf bedacht sein würden, uns an dem mißwollenden Nachbar in Südosten für das, was er uns im Westen aus der Hand winden half, bei erster Gelegenheit schadlos zu halten? Glaubt er, daß wir unkluger Weise die Abrechnung mit diesem immer wieder sich als Feind enthüllenden Nachbar hinauschieben würden, bis sein französischer Schützling so weit wieder zu Kräften gelangt wäre, um ihm zum Danke für den jetzt geleisteten Liebedienst gegen Deutschland als wertvoller Bundesgenosse an die Seite zu treten?"

Dienstag, den 1. November wurde in der Morgendämmerung wieder mit einiger Lebhaftigkeit aus grobem Geschütz geschossen. Um elf Uhr machte mir der Abgeordnete Bamberger seinen Besuch, der von Nanteuil zwei ganze Tage bis Versailles gereist war. Beim Frühstück wurde das Gesecht von Le Bourget besprochen, wobei man erzählte, daß die Franzosen dabei verräterisch gethan, als wollten sie sich ergeben, dann aber, als unsre Offiziere arglos sich ihnen genähert, sie niedergeschossen hätten. Als dann der 1200 Gefangnen gedacht wurde, die uns dabei in die Hände gefallen waren, und jemand bemerkte, sie seien zum Teile Franktireurs, sagte der Chef: „Gefangne! Daß sie Franktireurs noch immer zu Gefangnen machen. Sie hätten sie der Reihe nach fusiliren sollen.“

Beim Diner saß neben Delbrück eine rote Johanniteruniform mit schwarzem Vollbart und stark orientalischen Zügen, ein Graf Oriola. Zener war diesen Nachmittag mit Bucher auf dem Aquadukt von Marly gewesen, wo sie bei abendlicher Beleuchtung eine schöne Aussicht auf das neulich von uns vergeblich gesuchte Fort und einen Teil von Paris gehabt hatten. Die Fürstlichkeiten des Hotel des Reservoirs, der Weimaraner, der Roburger u. s. w. waren ebenfalls draußen gewesen. — — — Darauf gedachte jemand des Fundes Friesens und des Erlasses des Kriegsministers oder des Stadtkommandanten, nach welchem alle Wertsachen, welche man in den von ihren Bewohnern verlassnen Häusern finde, öffentlich bekannt gemacht und nach einiger Zeit, wenn sie von ihren Besitzern nicht reklamirt worden, zum Besten der Kriegskasse konfisziert werden sollten. Der Minister erklärte dies für ganz in der Ordnung, dann









Abstimmung für beispiellos erklären wollen. Ein Amerikaner teilt uns mit, daß bei dem letzten Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko ein Waffenstillstand abgeschlossen worden ist, der den Zweck hatte, den Bewohnern des letztgenannten Landes Zeit zu lassen, sich eine neue Regierung zu geben, die mit den Vereinigten Staaten Frieden schließen könnte, und daß dabei diejenigen Provinzen, deren Abtretung von letzteren verlangt wurde, zu der Wahl nicht zugelassen worden sind. Es ist dies der einzige Präcedenzfall, der zu der jetzigen Lage paßt, er paßt aber auch vollständig.

Donnerstag, den 3. November. Früh schönes, klares Wetter. Von sieben Uhr an schon brüllten die eisernen Löwen auf dem Mont Valérien wieder ganz gewaltig in die umliegenden Waldthäler hinein. Ich mache Auszüge aus der „Morning Post“ vom 28. und 29. Oktober für den König. Es sind zwei Artikel über die Kaiserin Eugenie, die von Persigny oder dem Prinzen Napoleon herrühren sollen. Die Behauptung dieser Artikel, daß von uns bei den Verhandlungen mit den Abgeordneten der Kaiserin bloß Straßburg und ein schmaler Landstreifen der Saargegend mit etwa einer Viertelmillion Einwohner beansprucht worden sei, beruht, wie der Chef mir sagt, auf einem Mißverständnis. — Ich werde beauftragt, zu telegraphiren, daß der Kanzler Herrn Thiers infolge der gestrigen Beratung einen fünfundzwanzigtägigen Waffenstillstand auf der Basis des militärischen Statusquo angeboten habe. Thiers kommt um zwölf Uhr wieder und verhandelt mit dem Chef bis halb drei Uhr. Die Ansprüche der Franzosen sind exorbitant. Es heißt beim Frühstück, daß sie außer einem achtundzwanzigtägigen Waffenstillstand zur Vornahme der Wahlen, zur Prüfung derselben und zur Entscheidung der auf diese Weise zu wählenden Nationalversammlung in Betreff der provisorischen Regierung nichts geringeres als das Recht, Paris und alle andern noch in ihrer Gewalt befindlichen und von uns belagerten Festungen zu verproviantiren, sowie Freiheit der Wahlen auch in den von uns für die Zukunft beanspruchten östlichen Departements verlangen. Verproviantirung und militärischer Statusquo reimen sich aber doch nach gewöhnlicher Logik nicht mit einander.



bisher; wenigstens würde Jacoby nicht wiedergewählt werden. Graf Bismarck-Böhlen hatte sich eine andre Meinung gebildet: er hoffte keine Änderung. Der Kanzler sagte: „Die Berliner müssen immer Opposition machen und ihren eignen Kopf haben. Sie haben ihre Tugenden — viele und sehr achtbare, sie schlagen sich gut, halten sich aber nicht für gescheit genug, wenn sie nicht alles besser wissen als die Regierung.“ Es wäre das jedoch, fuhr er fort, nicht allein ihr Fehler. Große Städte hätten das alle an sich, und manche wären sogar schlimmer als Berlin. Sie wären überhaupt unpraktischer als das platte Land, welches mehr mit dem Leben, direkter mit der Natur verkehre und sich auf diese Weise ein natürlicheres, der tatsächlichen Entwicklung angepaßtes, mit dem, was möglich, rechnendes Urtheil bilde und bewahre. „Wo so viele Menschen dicht beisammen sind, hören die Individualitäten leicht auf,“ sagte er weiter, „sie verfließen ineinander. Es entstehen aus der Luft, aus Hörensagen, Nachsagen allerlei Meinungen, die wenig oder gar nicht auf Thatfachen begründet sind, die sich aber durch Zeitungen, Volksversammlungen, Unterhaltungen beim Bier verbreiten und dann festsetzen — unausrottbar. Es ist eine zweite, falsche Natur neben der ersten, ein Massenglaube, Massenaberglaube.“ — „Man redet sich ein, was nicht ist, hält es für Pflicht und Schuldigkeit, dabei zu bleiben, begeistert sich für Bornirtheiten, Absurditäten.“ — „Das ist in allen großen Städten so, in London, wo die Godneys auch eine ganz andre Klasse sind als die übrigen Engländer, in Kopenhagen, in Newyork und vor allem in Paris. Die sind mit ihrem politischen Aberglauben ein ganz besonderes Volk in Frankreich, besangen und beschränkt in Vorstellungen, die geheiligtes Herkommen sind, aber näher beesehen nichts als Phrasen und Flausen.“ Wie schön hier doch das charakterisirt ist, was einer unsrer Hofdemokraten und Modedepoeten die „Volksseele“ genannt wissen wollte!

Von Thiers erzählt der Minister nur, daß er an ihn bald nach Beginn ihrer heutigen Besprechung plötzlich die Frage gerichtet habe, ob er noch mit den zur Fortsetzung der Unterhandlungen nötigen Vollmachten versehen sei. „Er sah mich erstaunt an,“ fuhr er fort, „und ich sagte ihm darauf, daß von unsern Vorposten die Meldung



Früh war ich mit der Nachricht geweckt worden, daß ein von Norden kommender Luftballon über die Stadt fliege. Da der Wind günstig, so folgte ihm nachmittags ein zweiter. Jener war weiß, dieser hatte die Farben der französischen Trikolore. Bei Tische war Bamberger zugegen. Der Chef sagte hier u. a.: „Wie ich sehe, geben Zeitungen mir die Schuld, wenn noch nicht bombardirt wird; ich wolle vor Paris nicht Ernst gemacht wissen, wolle keine Beschießung der Stadt. Unsinn! Zuletzt werden sie mich noch anklagen, daß ich unsre Verluste während der Zernirung verschuldet habe, die allerdings schon nicht unbedeutend sind. Denn wir haben hier bei den kleinen Gefechten mehr Leute verloren, als wahrscheinlich ein großer Sturm gekostet hätte. Ich habe den gleich gewollt und stets.“ — — — Es war dann die Rede davon, daß Offiziere vom Generalstabe früher geäußert, die zwei oder drei Forts, welche man zum ersten Angriffsobjekt erschen, werde man etwa in sechsunddreißig Stunden überwältigen können. — Darauf wurde wieder von der Herberufung des Reichstags gesprochen, und der Chef bemerkte, daß dem vielleicht das Zollparlament folgen werde. — Sonst war von den Tischgesprächen dieses Abends noch von Interesse, daß Bohlen erzählte, ein Beamter in Versailles — ich glaube, er sagte, ein Staatsanwalt — sei darüber betroffen worden, mit Paris in brieflicher Verbindung zu stehen. Auf welchem Wege, wisse man noch nicht; vielleicht durch einen geheimen Ausgang der Katakomben, die sich unter der Seine hin bis auf das diesseitige Ufer erstrecken sollten.

L. berichtet abends, daß Bamberger, bis zum Ausbruch des Krieges preußischer Konsul in Paris, bestimmt sei, die Redaktion des „Moniteur“ zu übernehmen, und giebt mir eine Charakteristik des Herrn. — — — Etwa um neun Uhr heißt es im Bureau, daß Thiers wieder draußen auf dem Borsaal sei. Ich sehe ihn noch einmal, bevor er zum Chef in den Salon geht, wo er bis nach elf Uhr verweilt. Man sagt, er wolle morgen wieder nach Paris abreisen. Während ihrer Unterhaltung trifft ein Telegramm ein, welches meldet, daß Beust einlenkt, indem er ungefähr erklärt hat, wenn Rußland die Ansprüche Preußens Frankreich gegenüber bean-



vorher beim Könige gespeist hatte. Indem er sich von Engel ein Glas Kornbranntwein einschenken ließ, erinnerte er sich an ein hübsches Diktum. Neulich — wenn ich nicht irre, wars in Ferrières — hatte ein General in Betreff der Getränke der Menschen den Grundsatz ausgesprochen: „Für Kinder Rotwein, für Männer Sekt, für Generale Schnaps.“ — Er äußerte dann, wie schon oft, daß ihn gewisse vornehme Persönlichkeiten zu sehr mit allerlei Fragen und sonstigen Anliegen in Anspruch nehmen. — — — In diesem Augenblicke wurde ihm eine Depesche hereingebracht, welche meldete, daß Favre und die andern Regenten in Paris sich wieder einmal auf's hohe Pferd gesetzt und proklamirt hatten, von einer Gebietsabtretung könne auch jetzt nicht die Rede sein, einzige Aufgabe sei die Verteidigung des Vaterlandes. Der Chef bemerkte: „Nun, da wäre man ja von weiteren Verhandlungen mit Thiers dispensirt.“ — „Ja,“ erwiderte Delbrück, „bei solch einem hartnäckigen Blödsinn kann davon eigentlich nicht mehr die Rede sein.“ — Nach einer Weile äußerte der Minister zu Abeken, daß Prinz Adalbert an den Kaiser (von Rußland?) zu schreiben vorhabe und ihn mit „mon cousin“ anzureden gedächte, daß dieß aber wohl nicht ginge. Taglioni wollte wissen, der Kaiser habe den Prinzen brieflich so genannt. — „Dann darf er ihn, glaube ich, nicht wieder so nennen,“ entgegnete der Chef, „sondern etwa mon oncle. Viele deutsche Fürsten, auch solche, die nicht mit ihm verwandt sind, reden den König mit: »Mein Oheim« an.“ Zuletzt befahl er, wegen der üblichen Form in Berlin telegraphisch nachzufragen.

Jemand erzählte, daß im Schlosse Beauregard vortrefflicher Wein entdeckt und für die Truppen konfisziert worden sei. Bucher bemerkte dazu, daß diese reizende Besizung vom Kaiser Napoleon für Miß Howard eingerichtet worden sei. Ein anderer sagte, ja, indes gehöre sie jetzt einer Herzogin oder Gräfin Bauffremont. „Das erinnert mich an Thiers,“ versetzte der Minister. „Der hat wahrscheinlich noch die Absicht, was Geschichtliches zu schreiben. Er zieht unsre Unterhandlung immer und immer wieder dadurch in die Länge, daß er Alotria einmischt. — Er erzählt, was er da und dort gethan oder geraten habe, fragt, wie sich das und jenes ver-





Ich unterbreche hier die Chronik des Tagebuchs, um einige Erläuterungen zu dem einzuschalten, was im obigen über Napoleon und Belgien im Jahre 1866 gesagt wurde.

\*            \*  
\* .

Daß Frankreich Belgien in jener Zeit erwerben wollte, wenn auch auf einem andern, weniger Entschlossenheit erfordernden Wege als dem oben bezeichneten, ist bekannt. Ein unwiderleglicher Beweis dafür war der hierauf bezügliche Vertragsentwurf, den Benedetti dem Bundeskanzler überlassen hatte, und der kurz nach Ausbruch des Krieges vom Auswärtigen Amte veröffentlicht wurde. Benedetti versuchte in seinem Buche: „*Ma Mission en Prusse*“ die Sache dennoch abzuleugnen. Er sagte da auf S. 197:

„Man erinnert sich, daß ich am 5. August (1866) dem Herrn von Bismarck den Vorschlag eines Vertrages in Bezug auf Mainz und das linke Ufer des Oberrheins vorgelegt hatte, und ich brauche nicht zu sagen, daß Herr Rouher sich am 6. im zweiten Absatz seines Briefes auf diese Mitteilung bezieht. Aber was sie ebenfalls zeigt, und was entgegen den Behauptungen des Herrn von Bismarck festzustellen wichtig ist, ist die Thatsache, daß in Paris niemand davon geträumt hat, Belgien zum Zahlungsmittel in Betreff der für Frankreich notwendigen und ihm nach den eignen Worten des preussischen Gesandten gebührenden Zugeständnisse zu machen.“

Dem Grafen Benedetti war es, als er dies schrieb, unbekannt, daß den deutschen Truppen während des Krieges gewisse geheime Papiere in die Hände gefallen waren, die ihn widerlegten. Das Auswärtige Amt aber zögerte nicht, diese Verteidigungswaffe gegen ihn zu gebrauchen. Es erwiederte am 20. Oktober 1871 auf jene Ableugnung ungefähr Nachstehendes:

Er (Benedetti) sucht damit und in den darauf folgenden Auseinandersetzungen zwei verschiedene Phasen der dilatorischen Verhandlungen, welche der preussische Ministerpräsident mehrere Jahre hindurch mit ihm geführt hat, zu vermischen. Die Forderung der Abtretung deutschen Gebiets, einschließlich Mainz, welche er am 5. und 7. August 1866 an den Ministerpräsidenten richtete, zieht er



wird, daß wir die Ufer des Rheins bis und mit Einschluß von Mainz in Anspruch nehmen. Zu diesem Zwecke habe ich ihm diesen Morgen eine Abschrift Ihres Vorschlags zugesandt und ihm den besondern Brief dazu geschrieben, von dem Sie hier eine Abschrift beigezschlossen finden. Ich werde morgen versuchen, ihn zu sehen, und ich werde Sie von der Stimmung in Kenntniß setzen, in der ich ihn gefunden habe.“

Dieser schriftlichen Mitteilung folgte dann eine Unterredung, die Benedetti in seiner Schrift allerdings kurz erwähnt, aber so, daß er möglichst vermeidet, selbst erzählend aufzutreten. Andernfalls würde er nicht haben verschweigen können, daß er die Forderung seines Ministers in der Ordnung fand und warm befürwortete. Auf die Bemerkung des Ministerpräsidenten, daß diese Forderung den Krieg bedeute, und daß Benedetti gut thun werde, sich nach Paris zu verfügen, um diesen Krieg zu verhüten, erwiederte er, daß er nach Paris gehen werde, aber nicht umhin könne, dem Kaiser aus eigener Überzeugung das Verharren bei seinem Verlangen anzuempfehlen, weil er glaube, daß die Dynastie gefährdet sei, wenn die öffentliche Meinung in Frankreich nicht durch ein derartiges Zugeständnis Deutschlands beschwichtigt werde. Die letzte Äußerung des preussischen Ministerpräsidenten, die er auf die Reise nach Paris mitnahm, lautete etwa folgendermaßen:

„Lenken Sie den Blick Sr. Majestät des Kaisers darauf, daß ein solcher Krieg unter gewissen Umständen ein Krieg mit revolutionären Schlägen werden kann, und daß Angesichts revolutionärer Gefahren die deutschen Dynastien den Beweis liefern dürften, fester begründet zu sein als diejenige des Kaisers Napoleon.“

Auf diese Unterredung folgte am 12. August ein einlenkender Brief des Kaisers, durch den der Vorhang über den Anspruch auf Abtretung deutschen Gebietes fiel. Schon vier Tage nachher aber begann der zweite Akt des Schauspiels, Belgien betreffend. In einem Briefe vom 16. August, der dem Grafen Benedetti durch einen Herrn Chauby aus Paris überbracht wurde, und der „le résumé le plus succinct et le plus précis possible“ seiner Instruktionen enthielt, heißt es:



seiten Preußens stipulirt — da haben Sie die Grundlagen des ins Auge zu fassenden Vertrags.“

Auf diese Instruktion aus Paris hat Benedetti am 23. August aus Berlin in einem durchweg von seiner Hand geschriebenen Briefe geantwortet, mittelst dessen er den Vertragsentwurf, mit dem er beauftragt worden, einreichte. Auch dieser Entwurf ist von seiner Hand. Er befindet sich, versehen mit den autographen Randbemerkungen, durch welche er in Paris abgeändert worden, im Besitze des Auswärtigen Amtes in Berlin, und so, wie er durch jene Bemerkungen umgestaltet worden ist, stimmt er erst mit dem Exemplar überein, welches Benedetti dem preussischen Ministerpräsidenten überreicht und welches dieser im Sommer 1870 veröffentlicht hat.

Der Eingang des Benedettischen Briefs vom 23. August 1866 lautet:

„Ich habe Ihr Schreiben erhalten, und ich passe mich nach besten Kräften den Absichten an, welche es entwickelt. Ich schicke Ihnen die Redaktion im Anschluß. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, warum Landau und Saarbrücken darin keine Erwähnung gefunden haben, ich bin überzeugt, daß, wenn wir darauf bestünden, wir auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen würden, und so habe ich mich darin auf Luxemburg und auf Belgien beschränkt.“

An einer andern Stelle heißt es:

„Es bleibt dabei, daß ich Ihnen einen ersten Entwurf schicke, den wir umgestalten werden, wenn es nötig ist.“ Wieder anderswo sagt der Brief:

„Sie bemerken, daß wir statt zweier Verträge nur einen einzigen entworfen haben. Ich habe, als ich an die Redaktion ging, anerkennen müssen, daß es schwierig gewesen sein würde, in Betreff Luxemburgs Bestimmungen zu kombiniren, die man veröffentlichen könnte. Ich könnte indes den Vorschlag machen, dem Artikel IV, der Belgien betrifft, den Charakter und die Form eines Zusatzartikels geheimer Natur zu geben, indem man ihn an das Ende setzte: aber meinen Sie nicht, daß der Artikel V so wenig bekannt werden sollte wie die Kontrahenten?“

Die Antwort auf diesen Brief des Grafen Benedetti liegt dem









erzählte, daß „Johanna“ (seine Gemahlin) an ihn geschrieben, und las eine Stelle aus ihrem Briefe vor, in der es ungefähr hieß: Ich fürchte, daß Ihr in Frankreich keine Bibel findet, und so werde ich Dir nächstens das Psalmbuch schicken, damit Du darin die Prophezeiung gegen die Franzosen lesen kannst: Ich sage Dir, die Gottlosen sollen ausgerottet werden. Desgleichen hat Graf Herbert, der jetzt geheilt ist, „einen verzweifelden Brief“ an seinen Papa gerichtet, weil er zu einer Depotschwadron versetzt worden ist. „Er sagt,“ so bemerkte der Minister, „nun hätte er von dem ganzen Kriege nichts gehabt, als daß er vierzehn Tage mitgeritten wäre und dann drei Monate auf dem Rücken gelegen hätte. Ich wollte sehen, ob sich da was thun ließe, und heute begegnete ich dem Kriegsminister. Der aber riet mir mit Thränen in den Augen ab — er hätte auch in dem Gang der Dinge eingegriffen und darüber seinen Sohn verloren.“ — Er fragte dann plötzlich Abeken: „Was rezitirten Sie denn heute so begeistert draußen im Garten, Herr Geheimrat? Ich konnte nicht herauskriegen, in welcher Sprache es war.“ — „O, es war deutsch, Excellenz, Goethe. Es war Wanderers Sturmlied, mein Lieblingsgedicht,“ worauf er mit Gefühl und Schwung ein Stück davon zum besten gab.

Darauf war die Rede von dem neulichen Treffen bei Le Bourget, und der Chef fand es nicht in der Ordnung, daß der General von Budritzki dabei in die Reihen der vorstürmenden Soldaten eingetreten sein und die Fahne ergriffen haben sollte. „Der General,“ sagte er, „gehört nicht unter die Truppen, sondern dahinter, wo er sie gehörig übersehen und durch seine Adjutanten dirigiren kann. Das hier war nichts als eine Nachahmung Schwerins vom Wilhelmsplatz, Dekorationsstück mehr Hittl.“ — Zuletzt sprach man davon, daß Frankreich in Gefahr sei, zu zerfallen. Im Süden namentlich scheint es die „Ligue de Midi,“ deren Präsident Esquiros ist, auf eine Los-trennung von dem durch Paris regierten Lande abgesehen zu haben. Man geht hier mit dem Plan einer Zwangsanleihe bei den Reichen um, und es heißt, daß Mikroslawsky nach Marseille berufen werden soll, um die Bataillone der Roten, die hier das Heft in der Hand haben, zu einer Armee zu organisiren.

















und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werde nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken.“ — — — Er entwickelte diese Gedanken in interessantester, hier aber nicht mitteilbarer Weise noch weiter.

Dann kam man auf andere Dinge. Hatzfeldt erwähnte, daß die Koburger Hoheit vom Pferde gefallen. — „Glücklicherweise ohne Schaden zu leiden,“ fügte Abeken, der soeben hinzugekommen war, mit froher Miene eilig hinzu. Der Chef aber wurde dadurch veranlaßt, von ähnlichen Unglücksfällen zu erzählen, die ihm selbst widerfahren waren.

„Ich glaube,“ so bemerkte er, „daß es nicht reicht, wenn ich sage, daß ich wohl fünfzigmal vom Pferde gestürzt bin. Vom Pferde fallen ist nichts, aber mit dem Pferde, so daß es auf einem liegt, das ist schlimm. Zuletzt noch in Barzin, wo ich drei Rippen brach. Da dachte ich: jetzt ist's aus. Es war nicht so viel Gefahr, wie es schien, aber es that doch ganz erschrecklich weh.“ — „Früher aber, da hatte ich einen merkwürdigen Zufall, der zeigt, wie das Denken des Menschen doch von seinem körperlichen Gehirn abhängt. Ich war mit meinem Bruder eines Abends auf dem Heimwege, und wir ritten, was die Pferde laufen wollten. Da hört mein Bruder, der etwas voraus ist, auf einmal einen fürchterlichen Knall. Es war mein Kopf, der auf die Chaussee aufschlug. Mein Pferd hatte vor der Laterne eines uns entgegenkommenden Wagens gescheut und war mit mir rückwärts überschlagen und auch auf den Kopf gefallen. Ich verlor die Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, da hatt' ich sie nur halb wieder. Das heißt, ein Teil meines Denkvermögens war ganz gut und klar, die andre Hälfte war weg. Ich untersuchte mein Pferd und fand, daß der Sattel gebrochen war. Da rief ich den Reitknecht und ließ mir sein Pferd geben und ritt nach Hause. Als mich da die Hunde anbellten — zur Begrüßung — hielt ich sie für fremde Hunde, ärgerte mich und schalt auf sie. Dann sagte ich, der Reitknecht sei mit dem Pferde gestürzt, man solle ihn doch mit einer Währe holen, und war sehr böse, als sie das auf einen Wink







sitionen „als eine Kriegsmaßregel, die mit den Feindseligkeiten selbst suspendirt werden müsse,“ unterbrochen werden. Die besetzten Plätze ferner würden für die Dauer des Waffenstillstandes nach der Stärke ihrer Bevölkerung und Besatzung verproviantirt werden dürfen. Paris sollte zu diesem Zweck durch vier bestimmte Bahnhöfe an Vieh und verschiedenen andern Lebensbedürfnissen Folgendes erhalten: 34 000 Ochsen, 80 000 Schafe, 8000 Schweine, 5000 Kälber, 100 000 Zentner Pöckelfleisch, das notwendige Futter für jene Tiere mit 8 Millionen Zentnern Heu oder Stroh, dann 200 000 Zentner Mehl, 30 000 Zentner trockene Gemüse, 100 000 Tonnen Kohlen, 500 000 Kubikmeter Brennholz, wobei die Bevölkerung von Paris mit Hinzurechnung von 400 000 Verteidigern und den Bewohnern der Bannmeile zu 2 700 000 bis 2 800 000 Seelen angenommen worden war.

Diese Forderungen der Franzosen waren unannehmbar. Wäre man deutscherseits darauf eingegangen, so würde man die größere und bessere Hälfte der Vorteile aus den Händen gegeben haben die man in den letztverfloßenen sieben Wochen mit großen Opfern und Anstrengungen gewonnen, so würde man, mit andern Worten, sich im wesentlichen in die Lage zurückversetzt haben, in der man sich am 19. September, als dem Tage, wo unsre Truppen die Einschließung von Paris vollendeten, befand. Wir sollten Paris verproviantiren lassen, welches jetzt schon Mangel litt und bald vor der Nothwendigkeit, Hunger zu leiden oder sich zu ergeben, stehen mußte. Wir sollten auf unsre Operationen verzichten, die wir gerade jetzt, nachdem durch den Fall von Metz die Armee des Prinzen Friedrich Karl uns zur Verfügung wiedergegeben war, weiter ausdehnen und mit größerem Nachdruck ausführen konnten. Wir sollten die Rekrutirungen und Formationen, durch welche die französische Republik sich wieder eine Feldarmee zu schaffen suchte, ruhig gestatten, während unsre Armee keiner Rekrutirung bedurfte. Während wir versprechen sollten, Paris und die übrigen französischen Festungen mit Lebensmitteln versehen zu lassen, sollten wir unsre Truppen ohne die in Feindesland gebotenen Requisitionen ernähren. Alle diese Forderungen sollten wir zugestehen, ohne daß uns die Gegner irgend ein militärisches









ein Hirschgeweih, welches so gemacht war, daß man die Höhlung, in die etwa drei Viertel von einer Flasche ging, nicht an die Lippen setzen konnte, während man doch nichts verschütten sollte. Ich nahm es und trank es aus, obwohl es sehr kalter Champagner war, und meine weiße Weste zeigte nicht einen verschütteten Tropfen. Die Gesellschaft machte große Augen, ich aber sagte: »Noch einen.« Der König aber, den es offenbar ärgerte, daß ich so gut gemacht hatte, rief: »Nein, das geschieht nicht,« und so mußte es unterbleiben.“ — „Früher waren solche Kunststücke notwendiges Erfordernis zum diplomatischen Gewerbe. Da tranken sie die Schwachen unter den Tisch, fragten sie aus nach allerlei Dingen, die sie wissen wollten, und ließen sie in Sachen willigen, zu welchen sie keine Vollmacht hatten. Sie mußten auch gleich unterschreiben, und wenn sie dann nüchtern wurden, wußten sie nicht, wie sie dazu gekommen waren.“

Weiter bemerkte der Minister, ich weiß nicht mehr, wodurch veranlaßt, alle Familien stürben aus, die in Pommern zu Grafen gemacht wurden. „Das Land erträgt es nicht,“ fügte er hinzu. „Ich weiß wohl zehn oder zwölf Familien zu nennen, denen es so gegangen ist.“ Er nannte einige. Dann fuhr er fort: „Und so wehrte ich mich anfangs sehr dagegen. Zuletzt ließ ich's geschehen, aber ich habe jetzt noch meine Befürchtungen.“

Als der Braten auf den Tisch kam, fragte der Chef: „Ist das du cheval?“ Einer der Anwesenden antwortete, nein, es wäre Rind. Er sagte: „Es ist doch eigen, daß man kein Pferdefleisch ißt, wenn man nicht muß, wie die in Paris drinnen, die nun bald nichts anderes mehr haben werden. Es kommt wohl davon, daß uns das Pferd näher steht wie andere Tiere. Man ist als Reiter gewissermaßen Eins mit ihm. (»Ich hatt' einen Kameraden — als wärs ein Stück von mir.«) Es ist uns auch an Verstand am nächsten. Mit dem Hunde ist's ebenso. Du chien soll ganz gut schmecken, und doch essen wir es nicht.“ Einer der Herren äußerte sich abfällig, ein anderer lobend über den Geschmack von Hundebraten. Dann nahm der Chef seinen Faden wieder auf, indem er sagte: „Je ähnlicher uns etwas ist, desto weniger mögen wir es. Es muß sehr ekelhaft sein, Affen zu essen, wo die Hände wie menschliche







Gelingen nötig hatte. Bismarck als Kanzler des neuen Nordbundes, Roon als Kriegsminister, Moltke als Chef des Generalstabes standen, jeder in seinem Kreise, den geheimen Plänen und dem Ehrgeize des stolzen Despoten zur Seite, welcher Preußen regiert. Moltke in Person und Offiziere des Generalstabes der preußischen Armee durchstreiften einen Teil Frankreichs, um sich an Ort und Stelle von der Genauigkeit der Notizen zu überzeugen, welche der preußischen Regierung eingeschickt worden waren. Sie nahmen Pläne der französischen Festungen, topographische Pläne auf, machten sich Notizen über die Modelle, die für das neue Bewaffnungssystem bestimmt waren. (Es werden einige unglaubliche Beispiele dieser Aufkundschaftung der starken und schwachen Seiten Frankreichs mitgeteilt.) Auf Bismarcks und Roons Anregung verbreitete sich eine Wolke von Spionen, hierarchisch gegliedert, reichlich bezahlt, die einen verkleidete Offiziere, die andern dem bürgerlichen Stande angehörig, über ganz Frankreich und berichtete mit Genauigkeit alles, was ihr fleißiges Nachforschen beobachtete. Hohe Beamte des Departements des Krieges und des Innern wurden mit fabelhaften Summen gewonnen, die Einzelheiten zu liefern, welche die preußische Armee kennen zu lernen ein Interesse hatte. Die Legion von Verrätern, welche sich in die Armee Frankreichs eingeschlichen hatte, ist allein daran schuld, wenn Preußen imstande war, mit seinen Truppen so leicht zu manövriren und mit erdrückenden Massen bloße Korps der französischen Armee zu überfallen. Diese heimliche Verrätereie ist während des Feldzugs von 1870 nach und nach an den Tag gekommen; die französische Regierung hat Beweise dafür in Fülle.“

Kann man unverschämter und zugleich abgeschmackter lügen? Und was für ein Publikum muß das sein, bei dem man dabei auf Glauben rechnet?

Beim Frühstück wurde erzählt, daß Orleans von unsern Truppen wieder geräumt worden sei, und daß die Baiern unter von der Tann dort nur 16 000, die Franzosen aber 40 000 Mann stark seien. „Schad't nichts,“ rief Böhlen. „Übermorgen ist der Prinz Friedrich Karl heran, und dann wird der Gallier gehauen.“

Der Chef aß heute nicht mit uns. Den ganzen Tag über









sich dann in den Salon begeben. Man hört, daß der Cönjier der Großherzog von Baden ist. Nach etwa zehn Minuten ist der Minister wieder bei uns. — — — Man kam auf Arnim-Boitzenburg zu sprechen, den frühern Minister, von dem der Cbei sagte, daß er in Aachen sein Vorgesetzter gewesen, und den er als „liebenswürdig, geistreich, aber zu keinem stetigen Handeln und energischen Auftreten geneigt,“ charakterisirte. „Wie ein Gummiball, der aufhüpft und wieder aufhüpft und so fort, aber immer schwächer, und zuletzt ist's gar nichts mehr. Erst hatte er eine Meinung, dann schwächte er sie durch Selbstwiderlegung, dann kam ihm wieder ein Einwurf gegen die Widerlegung, bis schließlich gar nichts übrig blieb und nichts in der Sache geschah.“ — Delbrück lobte den Schwiegersohn als unterrichtet und geistreich, meinte aber, er sei teilnahmslos und ohne Streben. — „Ja,“ bestätigte der Cbei, „er hat keinen Nadeln- und Nadeln- im Aste.“ Dann fügte er hinzu: „Übrigens ist er ein guter Kopf, aber seine Berichte, heute so, morgen so, oft an demselben Tage zwei grundverschiedene Ansichten, — es ist kein Verlaß darauf“ — Von dem Mangel an Ehrgeiz bei Arnim nahm jemand Veranlassung, das Gespräch auf das Gebiet der Orden und Titel zu bringen, wobei Abeken als Kenner und Liebhaber solcher Delikatessen lebhaft mitsprach, während er vorher zusammengedrückt und mit niedergeschlagenen Augen dageessen und bisweilen einen verstoßnen Blick auf den Minister geworfen hatte. — — — Der Cbei erzählte, daß seine erste Decoration die Rettungsmedaille gewesen, die er dafür bekommen, daß er einen Diener aus dem Wasser gezogen habe. „Exzellenz, fuhr er fort, „wurde ich erst auf dem Schloßhofe in Königsberg, 1861. In Frankfurt war ich wohl, aber keine preussische, sondern eine Bundesexzellenz. Die deutschen Fürsten hatten nämlich beschlossen, daß jeder Bundesgesandte Exzellenz sein sollte. Ich habe mich übrigens nicht besonders darnach bemüht und hernach auch nicht allzuviel darauf gegeben — ich war ohne das ein vornehmer Mann.“

Nach Tische Artikel für L. gemacht und andre zum Abdruck angestrichen.

Sonntag, den 13. November. Der Minister blieb heute

ungewöhnlich. Er schien nicht mehr den vorigen Abend her. Nachdem die verschiedenen Vorstellungen erledigt waren, ging ich mit dem Herrn General zu H. mit seinem Premierleutnant in einen Garten und zwar in einer Stelle, wo der Herr General den Herrn Premierleutnant gesucht. wirklich zu sehen. Ich sah ihn aber nicht und den Berg hinauf nach dem Hause der Generalin und zurück. Ich mußte dabei eine kleine Strecke des Hofes vermeiden und einen Umweg machen, so daß ich den Herrn General nicht schon in dieser Richtung gesehen habe.

Es sieht hier unter dem Schutze des Waldes sehr trügerisch aus. Kleine Bäume und Büsche mit Gewehrpyramiden, neu gezimmerte Premierleutnants und große Gendarmen gehalten zwischen den Stämmen des Waldes stehen kleine weiße Zelte. überall allertierter Art. Ich war bei einem hübschen mit Grün bemalten Häuschen, zu dem eine Brücke von Seilerladen und andern Bretterwerk über den Schmutz führt. Den Premierleutnant Hr., der mich zu H. bringt. Dieser hat mit zwei Offizieren, von denen der jüngere neulich in Cheong die Rolle der Candantinerin mit so viel Glanzigkeit gab, und einem Militärarzt ein Quartier inne, in das er sich vor drei Monaten schwerlich hineingeträumt haben wird. Die Herren wohnen in einem Hause der Kaiserin und sind in einem Stübchen rechts vom Eingang neben beim Essen, wobei es — wie seit Wochen, sagt H. — von animalischen Speisen nichts als Hammel fleisch giebt. Vor dem Hause stehen die Gewehrpyramiden der 6. Kompanie des 46. Regiments, daneben liegen auf ausgehobnen Thüren und Balousien, des Kotes wegen, die Tornister der Leute. Die Thüren, aus denen man auch hier einen Steg über den Schlamm konstruirt hat, sind zum Teil vergoldet. Drin im großen Saale ist voll von polnischen Krieglern, die auf Strohschütten herumliegen und einen ganz erschrecklichen Taback rauchen. Premierleutnant H. warnt mich vor dem Sopha in der Stube. Ungezieser! Er hat heute an sich selbst eine betrübende Entdeckung gemacht. Sonst ist bis auf den ewigen und unabänderlichen Hammel hier anzuhalten,

obwohl die Gegend nicht recht geheuer ist. Der Mont Valérien schießt nämlich über den Bergrücken, wo der Kiosk Eugeniens steht, hinweg und bis Louveciennes, und es ist ein Wunder, daß die Franzosen dem Hause noch keine Granate zugeandt haben. Während wir bei der Flasche sitzen, wird vom Fort zweimal geseuert. Nach dem Essen führt uns H. nach dem Observatorium dieses Außenpostens, einem Platze zwischen Maronenbäumen, wo man den bösen „Valdrian“ jenseits des waldigen Abhanges mit bloßen Augen so deutlich sieht, daß sich die Fenster der großen Gebäude zählen lassen. Über Paris steigt eine schwarze Rauchwolke auf — ein Brand? Man empfiehlt uns Vorsicht. Wir sollen uns möglichst hinter den Baumstämmen halten und an einer offenen Stelle im Graben weiter gehen, den man aufgeworfen hat. Wir erfahren, daß unsere äußersten Vorposten unten am Saume des Waldes stehen, also ungefähr achthundert Schritt von unserm Standorte; ein Stück weiter herauf zieht sich eine zweite Kette von Schildwachen hin. Der Kiosk sehnt sich sehr nach dem Beginn des Bombardements, begreift dessen Verzögerung nicht und will munkeln gehört haben, daß der Einfluß von Damen — „Schürzen,“ drückte sich der Betreffende aus — dabei mitspiele. Kiosk, ich fürchte, Du bist nicht auf falscher Spur.

Nach einer Stunde ging ich wieder, nachdem man mich, der Dämmerung halber, die mich auf dem Wege überfallen konnte, mit dem heutigen Paßworte ausgerüstet hatte. Es lautete: „Fressbeutel, Berlin,“ während es gestern oder vorgestern „Erbswurst, Paris“ geheißen hatte. Mahrhafte Einfälle! Auf dem Wege nach dem Dorfe hinunter überholte ich einen Musketier, der einen gefangenen Zuaven eskortirte. Ich legte die Meile von hier bis auf die Rue de Provence in wenig mehr als einer Stunde zurück.

Der Chef aß heute nur die Suppe und etwas Ragout mit uns und ging dann in Generalsuniform mit Helm und mehreren Orden fort, um beim Könige zu speisen. — — — Abends wollte er noch die unwahre Nachricht eines süddeutschen Blattes, Graf Arnim sei vor seiner Abreise nach Rom im Hauptquartier zu Besuch gewesen, mittheilen. — — —

Ich notirte mir vorgestern eine Probe der Art, wie die Fran-



der die der Tod angedroht werden sollte. Es blieben — da sie sich irrten und sagten, das müsse bleiben, das gehöre zum Kriegsgebrauch, u. s. w. da blieben immer noch ein halb Duzend, die zu viel waren. Und jetzt bleibt alles auf dem Papier. Wenn die Soldaten nicht auf der Stelle todschießen oder hängen, der ist schief. Das ist ein Verbrechen gegen unsre eignen Leute."

Er erzählt als sicher, will es von P. haben — daß der König von Koburg bei Bleibtreu ein großes Gemälde bestellt, auf dem er während der Schlacht bei Wörth mitten unter die kämpfenden in Pulverdampf gehüllten Truppen sprengt und von ihnen, als wäre er der Sieger, akklamirt wird. Wenn das wahr, kommt das Bild wahrscheinlich neben das von Ederförde zu hängen. Und warum nicht? Es sieht gut aus. Poetische Lizenz, weshalb nicht auch malerische Lizenz? Künstler sind keine Geschichtschreiber.

Mein Thee äußert Hassfeldt, daß Rußlands Haltung ihn besorgt mache: es scheine bei Gelegenheit des jetzigen Krieges den Frieden von 1856 annulliren zu wollen, und darüber könnte es zu bedenklichen Dingen kommen. -- Ob der Chef wohl gleicher Ansicht ist?

Man könnte nach manchem Eintrag auf den vorigen Blättern meinen, daß den Franzosen alles politische Urtheil abhanden gekommen sei und nur noch die Leidenschaft und die Verblendung das Wort führten. Indes gibt es doch Ausnahmen und möglicherweise viele, die ihre fünf Sinne noch beisammen haben und ihre Vernunft zu brauchen im Stande sind. Ein Brief, der in diesen Tagen im „Moniteur“ veröffentlicht werden soll, weist mit seinen Gedanken auf eine solche Ausnahme hin. Es heißt darin — ein wenig rhetorisch, aber dem Inhalte nach recht verständig:

„Wie sollen wir aus der Sackgasse herauskommen, in die Frankreich sich verrannt hat? Ein großes Land zerstückelt, gespalten, gelähmt durch die Gewalt, welche es beherrscht, und noch mehr durch die Wirren, die von ihm selbst ausgehen, eine ganze Nation ohne Regierung, ohne Oberhaupt, ohne bekannte Centralgewalt, ohne einen Mann, der sie vertreten und für sie sprechen könnte — das ist unsre Lage. Kann sie ins Unendliche sich verlängern? Sicherlich nein. Aber wie herauskommen? Das ist die Frage, die sich alle verständigen









schicken und ohne Auftrag über die Geschicke der Nation zu bestimmen.

Ich weiß wohl, was man mit einwerfen kann. Ich weiß, mit welchen Schwierigkeiten, welchen Gefahren diese großartige Kundgebung aussetzen sein würde. Aber trotzdem muß sie stattfinden: denn es giebt jetzt keinen andern Ausweg. Es ist eine traurige Wahrheit, aber es muß gesagt werden, weil es sich in der That so verhält: ich bin überzeugt, daß gerade die gegenwärtig von den deutschen Streitkräften okkupirten Departements es sind, in denen die allgemeine Abstimmung sich am vollständigsten und freiesten vollziehen würde. Der Grund ist der, daß die Deutschen wie wir selbst ein entschiedenes Interesse daran haben, daß bald ein endgiltiger Friede zustande kommt, und daß ihre Anwesenheit allein schon die Agitatoren abhalten würde, die freie Kundgebung des Nationalwillens durch Vergewaltigung zu fälschen. Aber in den andern Departements? In den Teilen Frankreichs, wo sich in diesem Augenblicke alle Elemente der Unordnung und der Anarchie hervordrängen und rüsten? Wohl, selbst in diesen Departements ist, dessen bin ich überzeugt, der freie Ausdruck des Nationalwillens, welcher er auch sei, sehr möglich. Wissen wir denn nicht, daß die Agitatoren, die Terroristen, die Elemente des Umsturzes und der Einschüchterung allenthalben — ja allenthalben, selbst in Paris, ihrem Hauptquartier — sich in einer winzigen Minorität befinden, (die aber dreist und rührig ist, während die veritablen Leute, die Freunde der Ordnung sich nicht hervormagen und die Dinge gehen lassen) und daß es stets genügt hat, sie in ihr Nichts zusammenzwinden zu lassen, wenn diejenigen sich zeigten, welche regelmäßige Zustände wollen.“

Der Artikel schließt: „Und wenn die Nation diese verhängnisvolle Notwendigkeit nicht begriffe, wenn sie sich in Entmutigung und feiger Teilnahmllosigkeit selbst aufgäbe, dann müßte man das Haupt beugen, eingestehen, daß wir nicht nur besiegt, sondern vernichtet wären und unsre Erlösung nur noch von einem unmöglichen Wunder erhoffen.“

Dienstag, den 15. November. Der Chei befindet sich noch immer unwohl. Magenkatarrh, sagen die einen, Gallenerregung.











## Elftes Kapitel.

Lothar Bucher und Geheimrat Abeken.

Nicht oft geschieht es, daß auf Männer, die aus politischen Gründen dem Lande ihrer Geburt und ihrer bisherigen Wirksamkeit den Rücken zu kehren genötigt sind, langer Aufenthalt in der Fremde günstigen Einfluß übt. Nur ganz besonders gute Naturen bewahren dort, was tüchtig an ihnen ist, entwickeln und klären es und legen die Täuschung ab, die sie aus den oder jenen Gründen in den Tagen, die hinter ihnen liegen, befangen und ihr Handeln auf falsche Wege geführt hat. In der Regel scheint der Flüchtling — ich urteile nach persönlichen Erfahrungen, die ich in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz sammelte — sehr bald die rechte Fühlung mit dem Leben in der Heimat zu verlieren, und so bewahrheitet sich das Sprichwort: „Tempora mutantur, et nos mutamur in illis“ bei ihm gewöhnlich nur in seiner ersten Hälfte. Unbekümmert um die alles ändernde Zeit, mit wenig oder gar keinem Verständniß für neu auftretende, mehr aus der Tiefe kommende Mächte, Bedürfnisse und Bestrebungen, bewahrt er das Bild in sich, das jenes Leben darbot, als er über die Grenze ging. Verbittert über mißlungene Versuche, eine Umgestaltung der Dinge im Sinne seiner Überzeugung herbeizuführen, verdrossen, in sein „Prinzip“ und die daraus abgeleiteten Dogmen verbissen, beschränkt er sich, da er daheim nicht mehr mitschaffen kann, auf eine Kritik, die alles besser weiß, obwohl sie in Wahrheit nichts Ordentliches mehr weiß. Einige verkommen auf diese Weise geistig einsam in einer Welt voll Illusionen. Die Mehrzahl schließt sich Koterien an, deren Mitgliedern es ungefähr ebenso ergangen ist wie ihnen, kultivirt mit ihnen die von Hause her mitgebrachten Phrasen und gefällt sich mit ihnen in ohnmächtigen Verschwörungen. Viele werden dabei









denken an dunkle Empfindungen der Kindheit. „Nur vertraute Freunde bekamen es zu sehen und dabei in der Regel folgende Betrachtungen zu hören. Die lange Reihe von Bänden, zu denen dieser gehört, erzählt die Verrichtungen und Abenteuer von Spaniern, Portugiesen, Engländern, Franzosen und Russen. Nur der erste beschäftigt sich mit einem Deutschen, Robinson Crusoe, und was thut dieses Hamburger Kind? Es hat allerdings den Wandertrieb, der die Germanen nach Europa geführt hat, und der immer in ihnen fortlebt, wo sie am großen Wasser wohnen. Aber er muß heimlich davonlaufen; denn Mutter warnte ihn: »Bleibe im Lande und nähre dich redlich,« und der Vater sagte: »Wenn du in die Fremde gehen willst, mußt du erst sehr, sehr viel lernen.« Und was richtet er draußen aus? Er erobert kein Reich, gründet keine Stadt, erwirbt keinen Reichtum. Er läuft wie ein Hasenfuß vor den Fußtapfen der Wilden davon, schließt eine Freundschaft, die stark nach Jean Jacques Rousseau schmeckt, stolpert auf einen Goldklumpen, verliert ihn aber auf dem Heimwege und bringt für sich und sein Vaterland nichts mit als eine Kindergeschichte. Er lebt, wie es scheint, in Hamburg als Chambregarnist und geht jeden Abend in die Kneipe.“

kehren wir von Bizzaro und Robinson zum eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtungen zurück, und beeilen wir uns, mit seinen Knabenjahren zu Ende zu kommen. Unter dem, was die Schule bot, fiel ihm nichts so leicht als Mathematik und Naturwissenschaft. In freien Stunden schnitzelte und drechselte er, wenn er nicht im Walde umherlief. Als die Eltern es endlich für zeitgemäß hielten, ihn zu fragen, was er werden wolle, wollte er erst Seemann, dann, als die Mutter dagegen war, Baumeister werden. Auch darauf gingen die Eltern nicht ein. Er sollte studiren, und als er nun unter den vier Fakultäten zu wählen hatte, entschloß er sich für die Jurisprudenz, „bei der man Referendarius wurde und alle hübschen Mädchen betanzte, und später Justizrat, Ressourcendirektor, Ritter des roten Adlerordens, Wolfjäger und überhaupt ein großer Mann.“

Bucher verließ das Gymnasium in der Zeit der heftigsten Verfolgung der Burschenschaft. Viele seiner ehemaligen Mitschüler waren verwickelt, einer hatte sich am Frankfurter Attentat beteiligt.



ob ich etwas davon wisse. Ich verneine das und rate ihm ab, über die Sache zu korrespondiren.

Beim Thee wird erzählt, daß Savigny, der jetzt in Abwesenheit des Chefs sich viel in Wilhelmstraße Sechszundsiebzig zu thun mache, die Herren im Chiffrierbüreau stark in Anspruch nehme, da er es bei keiner Arbeit unter drei oder vier Konzepten thue, die man ihm dann jedesmal abschreiben müsse. Ein früherer Staatssekretär, Gruner oder von Gruner, soll die Gabe, Gedanken zu haben und sie rasch zu Papier zu bringen, in noch larger bemessenem Grade besessen und es selten über den Anfang zu einem Konzepte hinausgebracht haben. „Fortsetzung und Schluß mußte ihm Hefke liefern, der ihm seine Stelle verdankte.“ Traumbücher und vergeblich verkaufte Federn gehören wohl am Ende nicht so eigentlich in ein Auswärtiges Amt, indes hatte das in der guten alten Zeit vor Bismarck nicht viel zu bedeuten.

Abends verschiedene Ballonbriefe gelesen, darunter einen vom 3. November, der sich als der Ausdruck der Meinung eines vornehmen Mannes über den jetzigen Zustand in Paris zum Abdruck im „Moniteur“ und anderswo eignen wird. Er lautet, mit Paul unterschrieben und an den Marquis de Gabriac, Chargé d’Affaires in St. Petersburg gerichtet, mit Weglassung der Adresse und der Unterschrift, in deutscher Übersetzung:

„Mein lieber Joseph,

Ich hoffe, daß Dir meine letzten Briefe richtig zugekommen sind. In dem einen teilte ich Dir meine schlimmen Ahnungen mit, die seitdem durchweg zur Wirklichkeit geworden sind; in dem andern zeigte ich Dir meine Ankunft in Paris an, wohin ich abgegangen war, als ich erfahren, daß es angegriffen werden würde; in einem dritten erzählte ich, wie man niemals weniger frei ist als unter dem Regimente der Freiheit, wie man da nicht ausgehen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als Spion beiseite gebracht zu werden, und wie endlich die Leute vom Volke das Recht zu haben glauben, die Bürger unter dem Vorwande, sie seien Ihresgleichen, zu beleidigen. Heute will ich Dir Nachricht über mich und die Belagerung geben, obwohl Du über die letztere ohne Zweifel ebenso wohl unterrichtet sein wirst als ich.

gelingen wäre, so würde es an dieser Stelle ganz entschieden einen Kampf gegeben haben, und ich würde ohne Zweifel bei der ersten Salve getroffen worden sein. Glücklicherweise fand man Mittel, durch ein Souterrain ins Stadthaus einzudringen, und wir verließen dasselbe auf diesem Wege, wobei uns ein Duzend Kugeln nachgeschickt wurden, von denen aber niemand getroffen wurde. Immer wird unser Bataillon auf die Tagesordnung gesetzt: es ist das 4., das Deinen Kollegen M. zum Kommandanten hat. Ich bin glücklich, diesem Tage, der in der Geschichte einst berühmt sein wird, beigewohnt und zu seinem glücklichen Ausgange beigetragen zu haben.

Am Abend vor dem Tage, wo der Wohlfahrtsausschuß zusammentrat, begab ich mich gegen fünf Uhr auf den Platz vor dem Stadthause, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und mir Bewegung zu machen. Da sah ich, von einer beträchtlichen Menge Menschen umgeben, einen wüthenden Schreihals, der, indem er nach der Kathedrale hinwies, die Leute gegen die Geistlichkeit aufhetzte. »Dort ist der Feind,« sagte er, »der Feind sind nicht die Preußen; die Kirchen sind's, die Priester und die Jesuiten sind's, sie, die unsre Kinder demoralisiren und verdummen. Man muß die Kathedrale niederreißen und zerstören, um einen Straßendamm daraus zu machen.« Heute ist alles ruhig, Dank den Kanonen und Truppen (Mobilen und Nationalgardisten), welche die ganze Linie der Champs-Élysées und der Tuilerien besetzt halten.

Welch ein Krieg, mein lieber Joseph! Es giebt in der Weltgeschichte kein Beispiel eines ähnlichen Ereignisses; denn Cäsar hat auf die Eroberung Galliens im Zustande der Barbarei sieben Jahre verwendet, und wir sind binnen drei Monaten mit Krieg überzogen und zu Grunde gerichtet worden!

Mit der kaiserlichen Familie scheint es für immer aus zu sein. Da wird's eine Partei weniger geben — und vielleicht wird das uns zum Vorteil gereichen.

Bis jetzt bin ich noch nicht genötigt gewesen, Pferdefleisch zu essen, aber das Rindfleisch ist von einer beklagenswerten Härte, und das Büffelfleisch, das aus dem Botanischen Garten kommt, und das mir neulich aufgetragen wurde, taugt wenig mehr. Ich bin hier

ganz allein, was nicht vergnügt stimmt, aber Dank der Musik und der Lektüre, denen ich mich in reichlichem Maße widme, langweile ich mich niemals.

Wenn es einen Waffenstillstand giebt, und Du mir schreiben kannst, so unterlaß das nicht; denn es liegt mir viel daran, Deine Meinung über alles zu erfahren, was sich begiebt. Ich möchte Dich auch den Namen eines französischen Diplomaten wieder ein wenig zu Ehren bringen sehen, der heutigen Tages zur Lächerlichkeit 'geworden ist.' — — —

Ich bin hiermit in der Mitte des Feldzuges und zugleich in der Mitte der Reihe von Erinnerungen angelangt, die mein während desselben geführtes Tagebuch enthält, und es scheint mir hier passend, einen Versuch zur Charakterisirung desjenigen von den Herren in der Begleitung des Bundeskanzlers einzuschalten, der mir damals und seitdem immer als der bedeutendste unter ihnen erschien. Ein paar Worte zur Ergänzung dessen, was im vorhergehenden an verschiedenen Stellen über den bemerkt ist, der meiner Auffassung zufolge nach ihm die erste Stelle einnahm, sollen dann diese erste Hälfte meiner Mittheilungen beschließen. Mehr oder minder ausgeführte Porträts der übrigen glaube ich für jetzt zurückstellen zu müssen.





## Elftes Kapitel.

Cathar Bucher und Geheimrat Abeken.

Nicht oft geschieht es, daß auf Männer, die aus politischen Gründen dem Lande ihrer Geburt und ihrer bisherigen Wirksamkeit den Rücken zu kehren genötigt sind, langer Aufenthalt in der Fremde günstigen Einfluß übt. Nur ganz besonders gute Naturen bewahren dort, was tüchtig an ihnen ist, entwickeln und klären es und legen die Täuschung ab, die sie aus den oder jenen Gründen in den Tagen, die hinter ihnen liegen, befangen und ihr Handeln auf falsche Wege geführt hat. In der Regel scheint der Flüchtling — ich urteile nach persönlichen Erfahrungen, die ich in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz sammelte — sehr bald die rechte Fühlung mit dem Leben in der Heimat zu verlieren, und so bewahrheitet sich das Sprichwort: „Tempora mutantur, et nos mutamur in illis“ bei ihm gewöhnlich nur in seiner ersten Hälfte. Unbekümmert um die alles ändernde Zeit, mit wenig oder gar keinem Verständniß für neu auftretende, mehr aus der Tiefe kommende Mächte, Bedürfnisse und Bestrebungen, bewahrt er das Bild in sich, das jenes Leben darbot, als er über die Grenze ging. Verbittert über mißlungene Versuche, eine Umgestaltung der Dinge im Sinne seiner Überzeugung herbeizuführen, verdrossen, in sein „Prinzip“ und die daraus abgeleiteten Dogmen verbissen, beschränkt er sich, da er daheim nicht mehr mitschaffen kann, auf eine Kritik, die alles besser weiß, obwohl sie in Wahrheit nichts Ordentliches mehr weiß. Einige verkommen auf diese Weise geistig einsam in einer Welt voll Illusionen. Die Mehrzahl schließt sich Koterien an, deren Mitgliedern es ungefähr ebenso ergangen ist wie ihnen, kultivirt mit ihnen die von Hause her mitgebrachten Phrasen und gefällt sich mit ihnen in ohnmächtigen Verschwörungen. Viele werden dabei







denken an dunkle Empfindungen der Kindheit. „Nur vertraute Freunde bekamen es zu sehen und dabei in der Regel folgende Betrachtungen zu hören. Die lange Reihe von Bänden, zu denen dieser gehört, erzählt die Verrichtungen und Abenteuer von Spaniern, Portugiesen, Engländern, Franzosen und Russen. Nur der erste beschäftigt sich mit einem Deutschen, Robinson Crusoe, und was thut dieses Hamburger Kind? Es hat allerdings den Wandertrieb, der die Germanen nach Europa geführt hat, und der immer in ihnen fortlebt, wo sie am großen Wasser wohnen. Aber er muß heimlich davonlaufen; denn Mutter warnte ihn: »Bleibe im Lande und nähre dich redlich,« und der Vater sagte: »Wenn du in die Fremde gehen willst, mußt du erst sehr, sehr viel lernen.« Und was richtet er draußen aus? Er erobert kein Reich, gründet keine Stadt, erwirbt keinen Reichtum. Er läuft wie ein Hasenfuß vor den Fußtapfen der Wilden davon, schließt eine Freundschaft, die stark nach Jean Jacques Rousseau schmeckt, stolpert auf einen Goldklumpen, verliert ihn aber auf dem Heimwege und bringt für sich und sein Vaterland nichts mit als eine Kindergeschichte. Er lebt, wie es scheint, in Hamburg als Chambregarnist und geht jeden Abend in die Kneipe.“

Rehren wir von Pizzaro und Robinson zum eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtungen zurück, und beeilen wir uns, mit seinen Knabenjahren zu Ende zu kommen. Unter dem, was die Schule bot, fiel ihm nichts so leicht als Mathematik und Naturwissenschaft. In freien Stunden schnitzelte und drehselte er, wenn er nicht im Walde umherlief. Als die Eltern es endlich für zeitgemäß hielten, ihn zu fragen, was er werden wolle, wollte er erst Seemann, dann, als die Mutter dagegen war, Baumeister werden. Auch darauf gingen die Eltern nicht ein. Er sollte studiren, und als er nun unter den vier Fakultäten zu wählen hatte, entschloß er sich für die Jurisprudenz, „bei der man Referendarius wurde und alle hübschen Mädchen betanzte, und später Justizrat, Ressourcendirektor, Ritter des roten Adlerordens, Wolfjäger und überhaupt ein großer Mann.“

Bucher verließ das Gymnasium in der Zeit der heftigsten Verfolgung der Burschenschaft. Viele seiner ehemaligen Mitschüler waren verwickelt, einer hatte sich am Frankfurter Attentat beteiligt.





Zustände geben, wohl aber könne dies die Versammlung, die das eigentliche Volk vertrete. Der Ministerpräsident habe auszuführen versucht, daß die Ansicht der Regierung und die der Mehrheit der Nationalversammlung eigentlich auf eins hinausliefen; er vermöge dies nicht einzusehen. Am 9. August habe man einen Beschluß gefaßt, und derselbe sei nach zwei Tagen dem Ministerium zugegangen. Letzteres habe es nicht für nötig gehalten, darauf zu antworten. Wenn es wenigstens seine Bedenken ausgesprochen, sich darüber geäußert, daß es an der schroffen Form des von ihm verlangten Erlasses Anstoß nehme, und die Versammlung veranlaßt hätte, die Sache nochmals in Erwägung zu ziehen, die Form des Beschlusses milder zu gestalten, so würde die Lage der Sache eine ganz andre, eine glücklichere für die Versammlung und das Land geworden sein. Aber hiervon sei durchaus nichts geschehen. Die Nationalversammlung habe die Pflicht gehabt, das Ministerium darauf aufmerksam zu machen, daß es die Zustände und Bedürfnisse des Augenblicks nicht richtig würdige, und da es diesem Räte nicht gefolgt sei, so müsse es von ihr beauftragt werden, den Beschluß auszuführen; denn eine konstituierende Versammlung habe, so lange sie keinen Vollziehungsausschuß besitze, kein andres Organ als das Ministerium. Was den Inhalt des Beschlusses betreffe, so könne von einer Änderung nur die Rede sein, wenn die Umstände, welche denselben vor vier Wochen diktiert hätten, jetzt nicht mehr dieselben wären, dies sei aber nicht der Fall. Der Finanzminister habe gesagt, man dürfe sich um die politische Gesinnung der Offiziere nicht kümmern, da das Heer nur eine gehorchende Macht sei. Aber gerade deswegen dürfe es nicht geduldet werden, daß einzelne Führer des Heeres offen Tendenzen verfolgten, welche dem herrschenden Systeme zuwiderliefen und auf den Sturz desselben berechnet seien. Mit Hindeutung auf die Gefahr, die der Finanzminister in Aussicht gestellt hatte, schloß der Redner: „Ich erkenne die Schwüle des Augenblicks wahrlich nicht; aber eins weiß ich — und das erkläre **gleich** im Namen meiner Freunde, — wir gehen unsrer Über-  
 „geraden Weg und scheuen auch nicht vor dem  
 Minister uns heute ahnen läßt; denn wir









Mancheiterleute, die dort ihr Weien trieben, sowie in Bezug auf die Lösung der deutschen Frage war der *Correspondent* entschieden fegeiisch geünnt.

Des Schreibens für Zeitungen vermutlich müde und überdrüssig geworden, dachte Bucher um das Jahr 1860 an eine gründliche Veränderung seiner Verhältnisse. Wie der Aufsatz „*Nur ein Märchen*“ andeutet, und wie ich trotz aller Wunderlichkeit des Planes für sicher zu halten Ursache habe, wollte er im tropischen Amerika unter Palmen und Mangrovebüschen sich eine neue Heimat gründen und — Kaffeeplanzer werden. Diese Phantasie mit praktischem, vielleicht auch unpraktischem Auslug scheint indes bald verfliegen zu sein — Gott sei Dank! dürfen wir, vermutlich mit seiner Erlaubnis, hinzufügen. Er gehörte noch weniger als nach England unter die Halbninger von Costa Rica oder Venezuela. Er gehörte nach Deutschland zurück, und die Amnestie von 1860 öffnete ihm die Grenze zur Heimkehr.

Wieder in Berlin eingetroffen, erneuerte Bucher seine Freundschaft mit Rodbertus und wurde mit Lassalle bekannt, den er dann seinerseits mit jenem bekannt machte. Der sozialistische Agitator, von dem wir wissen, daß er ganz anders geartet als seine Erben, die Liebknecht und Most, daß er ein guter Patriot, ein Mann von größter Fähigkeit, ein sehr bedeutender Gelehrter, aber zugleich ein von brennendem, rücksichtslosestem Ehrgeiz erfüllter Geist war, stand damals am Scheidewege seines Lebens. Die Fortschrittspartei hatte ihn und seine Bemühungen, sie zu einer konsequenteren und energischeren Opposition zu bewegen, zurückgewiesen. Er sann darauf, sie durch eine Arbeiterpartei, deren Haupt er werden wollte, beiseite zu drängen, und zu diesem Zwecke erstrebte er mit Eifer eine Verständigung mit Rodbertus, der den Zauber dieser genialen Natur allerdings empfand, aber, obwohl er das eberne Lohngeetz wie Lassalle unanfechtbar nannte, auf eine politische Agitation mit wirtschaftlich unhaltbaren Zielen nicht eingehen zu können erklärte. In dieser Zeit erging von seiten des Leipziger Arbeitervereins an Lassalle, Rodbertus und Bucher die Bitte um Rat hinsichtlich der Mittel, wie die Lage der arbeitenden Klassen, die man auf einem Arbeiter-



































„Fünf Wochen, Majestät.“ — „Na, bis dahin sind wir zu Hause.“ Wohl Fabel oder Mißverständnis. Indes wollen wir's uns notiren.

Freitag, den 18. November. Früh starker Nebel, gegen elf Uhr wird es klar, des Nachmittags wieder Nebelgeriesel. Beim Frühstück erfahren, daß General von Trescow siebentausend Moblots aus Dreux hinausgeschlagen und die Stadt besetzt hat. Frage an, ob ich das telegraphiren darf. Wird bejaht und die Sache besorgt. Später mit Wollmann hinaus nach Ville d'Avray und wieder ein Blick auf Paris. Als wir nach Hause kommen, ist der bairische Kriegsminister von Brankh beim Chef im Salon. Man spricht im Bureau davon, daß Reudell morgen oder am Sonntag wieder eintreffen werde, und daß ein kleiner Ausfall gegen die Stellung der Baiern stattgefunden habe, über den man jedoch noch nichts Näheres weiß. Die „Nationalzeitung“ vom 15. abends enthält unter Großbritannien Notizen über Reynier und seine Besuche bei uns, in Mex und bei Eugénien. Es ist ein wohlhabender Gutsbesitzer, mit einer Engländerin verheiratet, mit Madame Lebreton, im Gefolge der Kaiserin, befreundet, vor dem Kriege aus Frankreich geflohen. Scheint Volontär in der Diplomatie zu sein und, wie früher unter uns vermutet, seine Vermittlerrolle aus eigener Initiative ergriffen zu haben. Bei Tische sind Graf Bray, Minister von Luß und der württembergische Offizier von Maucier als Gäste da. Bray, ein großer hagerer Herr mit langen, glattanliegenden, an den Schläfen hinter die Ohren gestrichenen Haaren, bis auf einen kurzen, dürrstigen Backenbart rasirt, mit dünnen Lippen, sehr mageren Händen und ungewöhnlich langen Fingern. Spricht wenig, verbreitet Kälte um sich, fühlt sich hier wohl nicht zu Hause. Könnte anderswo leicht für einen Englishman gehalten werden. Der Jesuit unserer Witzblätter sieht auch gewöhnlich ungefähr so aus. Luß ist das Gegenstück von ihm, mittelgroß, rund, rot, schwarzer Schnurrbart, dunkles Haar, das von der Stirn nach dem Scheitel zurückgewichen, Brille, lebhaft und geistreich. Maucier junger ungemein hübscher Herr. Der Chef ist heute, wie es scheint, sehr aufgeräumt und mittheilungsfähig, die Unterhaltung aber diesmal ohne besondere Bedeutung, sie dreht sich meist um Bierfragen, an deren Erörterung sich Luß belehrend beteiligt.



andern Seite stehende Abbé bedeuten sollte, dem man einen Dreimaßler mit tricolorer Kokarde aufgesetzt, ein Waldhorn in die Hand und an den Mund gegeben, eine Weinflasche an einem Bindfaden umgehangen und eine Laterne vorgebunden hatte, war in der Eile nicht zu enträtheln.

Beim Diner hatten wir den General von Werder, den preußischen Militärbevollmächtigten in Petersburg, zu Gast, einen langen Herrn mit dunklem Schnurrbart. Der Chef sagte bald nach seinem Eintritte mit dem Ausdruck der Vergnügtheit zu ihm: „Es ist möglich, daß wir uns mit Bavaria noch verständigen.“ — „Ja,“ rief Bohlen, „es steht so was schon telegraphisch in einem von den Berliner Blättern — Volkszeitung, Staatsbürger-Zeitung oder so was war's.“ — Der Minister erwiderte: „Das ist mir doch nicht angenehm, das ist zu frühzeitig. Aber freilich, wo so ein Hausen — vornehmer Leute ist, die nichts zu thun haben und sich langweilen — da bleibt nichts geheim.“ — Er kam dann, — ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhang — auf folgende Jugenderinnerung: „Als ich noch ganz klein war, da wurde einmal bei uns ein Ball oder so was der Art gegeben, und als sich die Gesellschaft zum Essen setzte, suchte ich mir auch einen Platz und fand ihn in irgend einer Ecke, wo mehrere Herrn saßen. Die wunderten sich über den kleinen Gast, drückten sich aber dabei französisch aus. Wer das Kind wohl sein möchte? »C'est peut-être un fils de la maison, ou un fi.« Da sagte ich ganz dreist: »C'est un fils, Monsieur,« was sie nicht wenig in Erstaunen setzte.“

Das Gespräch lenkte sich dann auf Wien und Graf Beust, und der Chef bemerkte, daß letzterer sich bei ihm wegen der neulichen groben Note entschuldigt: sie habe nicht ihn, sondern Biegeleben zum Verfasser. Von letzterm kam die Rede auf die Gagern und zuletzt auf den einst viel gefeierten Heinrich. Der Chef sagt u. a. von ihm: „Er läßt seine Töchter katholisch erziehen. Nun, wenn er den Katholizismus für besser hält, so ist dagegen nichts einzuwenden; nur sollte er dann selber katholisch werden. So ist es nur Inkonsequenz und Feigheit.“ — „Ich entsinne mich, 1850 oder 1851, da hatte Mantouffels Befehl bekommen, eine Verständigung zwischen den Gagern-



waren. Da kam ich auch hin, und es war Beratung, was jetzt zu thun wäre. Möllendorff war dabei und saß mit schmerzhafter Miene auf einem Stuhle nicht weit von mir. Er konnte nur mit der einen Hälfte sitzen, so hatten sie ihn zerprügelt. Der eine riet nun dies, der andre das, aber niemand wußte recht, was zu machen. Ich saß neben dem Pianoforte und sagte nichts, schlug aber ein paar Töne an — Dideldum Dittera. (Er dudelte den Anfang des Infanterie-Sturmmarşhes.) Da erhob sich der Alte freudestrahlend plötzlich von seinem Stuhle und humpelte auf mich zu und umarmte mich und sagte: »Das ist das Rechte. Ich weiß, was Sie wollen — marschiren, nach Berlin.« Wie die Dinge lagen, kam aber nichts zu stande.“

Nach einer Weile fragte der Kanzler seinen Gast: „Was kostet Ihnen eine Visite beim Kaiser jedesmal?“ — Ich weiß nicht, was Werder darauf antwortete. Der Chef aber fuhr fort: „Für mich war das immer eine ziemlich kostspielige Sache — besonders in Zarskoje. Ich hatte da immer fünfzehn bis zwanzig, auch fünfundzwanzig Rubel zu zahlen, je nachdem ich aufgesordert zum Kaiser fuhr oder unaufgesordert. Im letztern Falle war es teurer. Da bekam der Kutscher und der Lakai, die mich geholt hatten, der Haushofmeister, der mich empfing — bei letztrer Gelegenheit mit dem Degen an der Seite — dann der Läufer, der mir durch die ganze Länge des Schlosses — es müssen wohl tausend Schritt sein — bis zum Zimmer des Kaisers vorausging. Wissen Sie, der mit den hohen runden Federn auf dem Kopfe, wie ein Indianer. — Nun, der verdiente seine fünf Rubel wirklich. Und niemals bekam man denselben Kutscher zurück.“ — „Ich konnte diese Ausgaben nicht liquidiren. Wir Preußen waren überhaupt schlecht gestellt. Fünfundzwanzigtausend Thaler Gehalt und achttausend Thaler Mietgeld. Ich hatte dafür freilich ein Haus so groß und so schön wie irgend ein Palais in Berlin. Aber die Möbel drin waren alle alt und verschossen und ruppig, und wenn ich die Reparaturen und die andern Kleinigkeiten dazu nehme, so kostete es mich neuntausend jährlich. Ich fand aber, daß ich nicht verpflichtet wäre, mehr zu verthun als meinen Gehalt, und so half ich mir damit, daß ich kein Haus machte.









den Krieg gezogen, ganz parlamentarisch werde ich nach Hause kommen.“ — — —

Fürst Pleß lobt die württembergischen Truppen, sie machten als Soldaten einen vortrefflichen Eindruck und kämen in ihrer Haltung den unsern am nächsten. Der Kanzler schließt sich dem an, will aber auch die Baiern gerühmt wissen. Besonders scheint ihm an ihnen zu gefallen, daß sie „mit dem Totschießen der Francvolours rasch bei der Hand sind.“ — „Unsre Norddeutschen halten sich zu sehr an den Befehl. Wenn so ein Buschklepper,“ bemerkte er beispielsweise, „auf einen holsteinischen Dragoner schießt, so steigt der erst vom Pferde und läuft mit seinem schweren Säbel dem Kerle nach und fängt ihn. Dann bringt er ihn seinem Leutnant, und der läßt ihn laufen, oder er liefert ihn ab, und dann ist's dasselbe, man läßt ihn auch laufen. Der Baier macht's anders, der weiß, daß Krieg ist, der hält noch auf gute alte Sitten. Er wartet nicht ab, bis auf ihn von hinten geschossen wird, sondern schießt zuerst.“ Wir haben bei Tische Kaviar und Fasanepastete, jener ist von der Frau Baronin von Reudell, diese von der Frau Gräfin Hasfeld gestiftet; desgleichen wird schwedischer Punsch gereicht.

Abends die Bernstorff'sche Note darüber, daß die französische Fregatte „Desaix“ ein deutsches Schiff in englischen Gewässern gekapert, desgleichen das Schreiben an Lundh über die englische Waffenausfuhr nach Frankreich für unsre Presse zurecht gemacht, ferner besorgt, daß Bazaine von unsern Blättern nicht mehr gegen den Vorwurf der Verrätereie verteidigt wird, „weil ihm das schadet,“ und ein Telegramm abgelaufen, daß die französische Regierung seit einigen Tagen die Fremden mit Einschluß der Diplomaten, denen wir jetzt wie vorher unsre Linien öffnen, nicht mehr aus Paris wegweisen läßt.

L. berichtet, daß der Präsekt von Brauchitsch dem Versailler Magistrat bei einer Strafe von fünfzigtausend Franken geboten, bis zum 5. Dezember ein Magazin von notwendigen Dingen anzulegen, die in der Stadt zu fehlen anfangen. Garibaldi hat wirklich einen kleinen Erfolg über unsre Truppen davongetragen, unser Verlust an Toten, Verwundeten und Gefangenen soll aber nicht mehr als 120 Mann betragen.



gebrannt und den Wein in den dortigen Kellern auslaufen zu lassen befohlen habe, weil die Bauern des Ortes sich verräterisch betragen hätten. Jemand anders bemerkt dazu, daß die Soldaten irgendwo einen über Verrat ertappten Curé ganz fürchterlich durchgeprügelt haben sollten. Der Minister lobte wieder die Energie der Baiern, fügte dann aber mit Bezug auf den zweiten Fall hinzu: „Man muß die Leute entweder so rücksichtsvoll als möglich behandeln, oder unschädlich machen. Eins von beiden.“ Und nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Nöthlich bis auf die letzte Galgenprosse, aber gehenkt wird er, der Kerl. Grob darf man nur gegen seine Freunde sein, wo man überzeugt ist, daß sie's nicht übel nehmen. Wie grob ist man zum Beispiel gegen seine Frau im Vergleich zu andern Damen.“

Es wird vom Herzog von Koburg gesprochen, dann vom Aquädukt von Marly und davon, daß er von den Kugeln des Forts nicht erreicht werde, zuletzt auf die Anregung des Fürsten Putbus von einer Marquise della Torre, die nach dessen Bericht „eine etwas orogene Vergangenheit hinter sich hätte, das Lagerleben liebte, mit Garibaldi vor Neapel gewesen wäre und sich seit einiger Zeit hier befände, wo sie mit der Wiener Kreuzbinde umherginge.“ — — — Jemand erwähnte das bei Bleibtreu bestellte Gemälde, und das brachte einen andern Tischgenossen auf die Skizze zu einem andern, welches den General Reille darzustellen bestimmt sei, wie er auf dem Berge vor Sedan dem Könige den Brief Napoleons überbringt. Man tadelte, daß der General hier die Mütze in einer Weise abnehme, als ob er Hurrah oder Vivat rufen wolle. Der Ober bemerkte: „Er betrug sich durchaus anständig und würdig.“ — „Ich sprach dann allein mit ihm, während der König die Antwort schrieb. Er machte mir Vorstellungen: man würde einer so großen Armee, und die sich so tapfer geschlagen hatte, nicht harte Bedingungen stellen. Ich suchte die Absicht. Da sagte er, ebe sie sich darin fügten, strengten sie sich mit der Stellung in die Luft. Ich sagte: »Strengen Sie sich nur — faites sauter!« Ich fragte ihn dann, ob der Maréchal Arm der Armee, der Offiziere noch sicher sei. Er bejahte es. Und ob sein Wort und Beich! wohl auch in Paris noch gelte? Keine Apatte die ebenfalls, und wie wir geloben haben. ~~Ende~~“



wäre die, welche auf beiden Seiten Fahnen hatte, diejenige, welche der Kanzler gebraucht hatte.) Daneben standen zwei leere Champagnerflaschen. „Bringen Sie uns noch eine von diesem,“ sagte der Chef zum Diener. „Es ist ein Ereignis.“ Dann bemerkte er nach einigem Nachsinnen: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen, (ich zitiere, wie immer bei Anführungszeichen, genau seine eignen Worte), der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen, er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann Recht haben — mit dem Müßsen. Wir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren — was sind Verträge? wenn man muß! — und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind.“ — „Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnußen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben.“

— „Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem deutschen Kaiser einzuräumen als dem benachbarten Könige von Preußen.“ — — — Später kam er bei einer zweiten Flasche, die er mit uns und dem inzwischen dazu gekommenen Abeken trank, auf seinen Tod zu sprechen und gab genau das Alter an, das er zu erreichen bestimmt sei. Er behauptete, er werde in seinem einundsiebzigsten Jahre sterben, indem er das aus einer mir unverständlichen Zahlenkombination herleitete. — Ich sagte: „Das dürfen Erzellenz nicht. Das wäre zu früh. Da muß man den Todesengel wegjagen.“ — „Nein,“ erwiderte er. „Sechszundachtzig — sechzehn Jahre noch. Ich weiß es — es ist eine mystische Zahl.“

Donnerstag, den 24. November. Früh fleißig gearbeitet und mehrere Artikel im Sinne des gestern Abend vom Chef über den Vertrag mit Baiern Geäußerten gemacht. Wollmann erzählte am Nachmittag, als wir mit einander im Schloßpark spazieren gingen, ein Oberst Krohn habe in einem Orte in den Ardennen einen Advokaten verhaften lassen, der verräterische Verbindungen mit einer Bande von Franchireurs unterhalten habe. Das über den Mann vom





zurecht und besorge, daß in allen unsern Blättern in Frankreich die Telegramme zum Abdruck kommen, die Napoleon im vorigen Juli die Beistimmung der französischen Bevölkerung zu der von ihm uns übersandten Kriegserklärung ausgedrückt haben.

Nachmittags besuchte ich mit Wollmann auf eine Stunde die Gallerie historischer Porträts im Schlosse, die in ihrer Art von höchster Bedeutung ist und u. a. auch ein sehr interessantes Brustbild von Luther enthält. Dann wurde ein Gang durch die Hauptstraßen der Stadt, nach den beiden großen Kirchen und nach dem Denkmal von Hoche gemacht, wobei man wie immer vielen Geistlichen, Nonnen, auch Mönchen begegnete und Gelegenheit hatte, die Menge von Weinschänken und Kaffeehäusern zu bewundern, mit denen Versailles versehen ist. Eins dieser Institute führt den seltsamen Namen: „Au chien qui fume“ und zeigt dem entsprechend auf seinem Schilde einen Hund, der eine Tabakspfeife im Maule hat. Die Leute vor den Hausthüren waren allenthalben höflich, namentlich die Frauen. Wenn Zeitungen sagen, Mütter und Wärterinnen fehrten sich ab, wenn einer von uns ihren Kinderchen die Backen streicheln wolle, so kann ich das nach meiner bisherigen Erfahrung nicht bestätigen. Sie freuten sich darüber ganz wie anderswo und sagten: „Faites minette à Monsieur.“ Die höhere Klasse freilich läßt sich fast nie auf der Straße sehen, und wenn es einmal geschieht, erscheinen die Damen in Trauer — von wegen des Vaterlandes und — weil Schwarz gut kleidet.

L. erzählt bei seiner gewöhnlichen Abendvisite, daß Samwer schon seit einiger Zeit wieder fort, also nicht, wie es in den Zeitungen geheißen, irgendwo Präsekt geworden ist, daß die Stadt aber die Freude hat, eine andere interessante Persönlichkeit zu beherbergen, den amerikanischen Geisterbanner Home nämlich, der, wenn ich recht verstand, von London herübergekommen ist und zwar mit Empfehlungen, die ihn beim Kronprinzen eingeführt haben.

Sonabend, den 26. November. Mehrere Artikel gemacht, darunter einen über die seltsame Belobigungsliste Trochuß im „Figaro“ vom 22. d. M.. Der Chef sagte mir, als er mir die von ihm angestrichnen Stellen zum Teil vorlas: „Die Heldenthaten dieser Verteidiger von Paris sind theils so gewöhnlicher Art, daß







den Sieg der „Patrioten“ als sicher angenommen und sogar an einen Thronwechsel geglaubt. Der Chef erwiedert: „Daß Baiern mit uns gehen würde, daran habe ich nie gezweifelt. Aber daß sie sich so rasch entschließen würden, hätte ich doch nicht gehofft.“ — Darauf war vom Totschießen verräterischer Afrikaner die Rede, nachdem Holnstein erzählt, daß ein Schuster in München, von dessen Fenstern aus man den Zug der gefangen dort eingebrachten Turkos gut habe sehen können, an Entree viel Geld eingenommen und 70 Gulden an die Kasse für die Blessirten abgeliefert habe. Selbst aus Wien wären zu diesem Feste zahlreiche Zuschauer erschienen. Chef: „Daß sie diese Schwarzen überhaupt gefangen genommen haben, war wider die Abrede.“ — Holnstein: „Ich glaube auch, daß sie's jetzt nicht mehr thun.“ — Chef: „Mit meinem Willen kommt jeder Soldat in Arrest, der einen solchen Burischen gefangen nimmt und abliefern. Das ist Raubzeug, das muß abgeschossen werden. Der Fuchs hat doch die Entschuldigung, daß es ihm so zur Natur ist, aber die — es ist die scheußlichste Unnatur. Sie haben unsre Soldaten auf die schändlichste Weise zu Tode gequält.“ — — —

Nach dem Essen, wo wie immer geraucht wurde, ließ der Minister eine große und schwere, aber vorzügliche Cigarre herumgehen, indem er sagte: „Pass the bottle.“ Die dankbare Mitwelt scheint ihn in der letzten Zeit besonders reichlich mit Cigarren versorgt zu haben, auf seiner Kommode steht Kistchen an Kistchen mit „weeds“; er hat also, Gott Lob! genug von dem, was ihm in der Art Freude macht.

L. berichtet, daß Home abgereist ist, wenn ich recht verstand, gestern schon. Er hat sich aber den „Moniteur“ nach London nachschicken lassen, indem er sich für einen Monat auf das Blatt abonniert hat. Vielleicht gehört dies und die ganze Reise ins Hauptquartier nur zu seinem Geister- und Gespenster-Hokusfokus. Verdächtig scheint aber wieder, daß der Cagliostro aus dem Yankee-lande angefragt hat, ob er den in einem der Luftballons ertappten Sohn Worths, des großen Schneiders in Paris, der „Herzoginnen in seinem Salon warten läßt,“ sprechen könne. Es heißt übrigens, daß er wiederkommen wolle. — Wie L. weiter erzählt, erfreuen sich unsre Versailler seit einigen Tagen einer Fülle angenehmer Nachrichten.

Thiers und Favre, nach andern auch Trochu, befinden sich in der Stadt, um mit dem Könige Wilhelm zu verhandeln. Garibaldi, den unsre Generale zur Räumung von Dôle gezwungen haben, hat nach der Versailler Mythenquelle Dijon wieder eingenommen und dabei nicht weniger als zwanzigtausend deutsche Soldaten zu Gefangnen gemacht. Ein deutscher Prinz oder Fürst ist in der Umgebung von Paris den Franzosen in die Hände gefallen, und der König hat für dessen Freigebung die der Marschälle Bazaine und Canrobert angeboten, das Anerbieten ist aber zurückgewiesen worden, Prinz Friedrich Karl ferner ist bei Rambouillet, Dreux und Chateaudun geschlagen worden, während doch das Gegentheil die Wahrheit ist, u. s. w. Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf."



## Dreizehntes Kapitel.

Der bairische Vertrag. — Noch kein Bombardement.

**M**ontag, den 28. November. Ich telegraphire früh die Kapitulation von La Jère mit 2000 Mann, dann den Sieg Mantenußels an der Somme, bei Ladon und Maizières. Darauf wieder einen Artikel über die Verständigung mit Baiern gemacht. Der Ober fragt nach Home, und ich sage ihm, daß er fort sei, aber wiederkommen zu wollen ich meine. Er befiehlt mir, sogleich an das Kommando schreiben zu lassen, Home solle, wenn er ohne Erlaubnis zurückkehre, ohne weiteres verhaftet und ihm davon Nachricht gegeben werden. Erschreibe er mit Erlaubnis, so sei er als gefährlicher Schwindler und Spion zu beobachten und über seine Ankunft an den Minister Bericht zu erstatten.

Am Nachmittag machte ich mit Bucher einen Ausflug zu Wagen nach Saint Cyr. Dem Diner wohnten Fürst Fleß und Graf Kalsbahn als Gäste bei. Der Minister sprach zunächst von dem amerikanischen Geißtermann und erzählte, was er von ihm denke, und was von ihm in Betreff seiner verfügt worden sei. — — — Bohlen rief: „Du weißt Du's schon: der Garibaldi hat nun auch seine Keile weg?“ — Jemand sagte, wenn sie den gefangen nähmen, würde er doch als ein Mensch, der sich unbefugtermaßen in den Krieg gemengt habe, erschossen werden. „Vorher werden sie in Käfige gesetzt und öffentlich gezeigt.“ bemerkt Bohlen. — „Nein.“ erwiderte der Minister, „ich hätte einen andern Plan. Man sollte die Gefangenen nach Berlin bringen, dort müßte ihnen ein Plakat von Pappe angehängt werden, auf dem stünde: »Danbarkeit« und so würden sie durch die Stadt geführt.“ Bohlen meinte: „Dann nach Spandau.“ — Der Ober verles: „Oder man könnte auch darauf schreiben: Benedig — Spandau.“ — Es wurde ferner von Baiern und von der





breiter, als dieses Zimmer lang ist.“ — „Ich bin überzeugt, wenn wir ihnen vier oder fünf Tage lang Granaten hineinwerfen in die Stadt selber, und sie gewahr werden, daß wir weiter schießen als sie — neuntausend Schritt nämlich —, so werden sie in Paris klein beigeben. Freilich liegen auf dieser Seite die vornehmen Quartiere, und da ist es denen in Belleville ganz einerlei, ob die zusammengeschoffen werden, ja sie freuen sich darüber, wenn wir die Häuser der reichen Leute zerstören.“ — „Wir hätten überhaupt wohl Paris liegen lassen und weitergehen können. Nun wir's aber einmal angefangen haben, sollte auch Ernst gemacht werden. Mit dem Aus Hungern kann es noch lange dauern, vielleicht bis zum Frühjahr; jedenfalls haben sie Mehl bis zum Januar.“ — — — „Hätten wir vor vier Wochen zu bombardiren angefangen, so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris, und das ist die Hauptsache. So aber bilden die Pariser sich ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten, zu schießen, und die Neutralen wieder glauben, daß wir's nicht können. Die wahren Ursachen werden aber wohl einmal bekannt werden.“ — — —

Abends telegraphirte ich nach London, daß der Reichstag zur Fortsetzung des Krieges mit Frankreich wieder hundert Millionen bewilligt, und zwar gegen die Stimmen von acht Sozialdemokraten, sodann, daß Manteuffel Amiens besetzt. Später wurden mehrere Artikel gemacht, darunter einer, der das genügsame Verhalten des Kanzlers bei den Verhandlungen mit Baiern als von der Billigkeit und nicht minder von der Klugheit eingegeben verteidigte. Es kommt, sagte ich darin etwa, nicht so sehr auf das oder jenes wünschenswerte Zugeständnis von seiten der Münchner an, als darauf, daß die süddeutschen Staaten sich in dem neuen deutschen Staatsorganismus wohl fühlen. Ein Dringen oder Zwingen zu mehr Einräumungen wäre Undankbarkeit und, da sie ihre patriotische Pflicht erfüllt hätten, mehr als das, vor allem aber würde ein solches anspruchsvolleres Auftreten gegen unsre Verbündeten unpolitisch sein. Denn die Unzufriedenheit, die ein solcher Zwang im Gefolge haben würde, wäre von weit größerer Bedeutung als ein halb Duzend uns günstigere Paragraphen eines Vertrages; sie würde



abgesandt. Derselbe soll sich in Berlin vervielfältigen. Die Ungenügsamkeit scheint dort weit um sich gegriffen zu haben. Später hinaus nach dem Schloßchen bei Chesnay, wo meine Leutnants allerlei Komik verüben. Sie singen u. a. das Lied von den elftausend Jungfrauen von Köln.

Bei Tische hatten wir als Gast den Oberstleutnant von Hartrott. Man sprach u. a. von der Verteilung des eisernen Kreuzes, und der Chef bemerkte dabei: „Die Doktors sollten es am schwarz-weißen Bande haben: sie sind ja im Feuer, und es gehört viel mehr Mut und fester Sinn dazu, sich ruhig beschießen zu lassen, als vorzustoürmen.“ — „Blumenthal sagte mir, er könnte es eigentlich gar nicht verdienen, da er verpflichtet wäre, sich von der Gefahr fern zu halten, totgeschossen zu werden. Deshalb suche er sich auch bei Schlachten immer eine Stellung, wo er gut sehen, aber nicht gut getroffen werden könne, und da hatte er ganz recht; ein General, der sich ohne Not aussetzt, muß Arrest bekommen.“ — Als man dann auf die Führung der Armee kam, äußerte er: „Nur Demut führt zum Siege, Überhebung, Selbstüberschätzung zum Gegenteil.“ — Darauf fragte er Hartrott, ob er ein Braunschweiger sei. — „Nein,“ antwortete der, „aus der Gegend von Aschersleben.“ — „Na, ich wußte doch aus der Sprache,“ entgegnete der Minister, „so um den Harz herum, doch nicht von welcher Seite.“ Von Aschersleben kam er dann nach Magdeburg und von da zu seinem Freunde Dieze, von dem er sagte: „Der ist doch der lebenswürdigste Mensch, den ich kenne, sein Haus das gastfreieste und behaglichste, in dem ich je gewesen bin. Gute Jagd, vortreffliche Verpflegung und eine allerliebste, scharmante Frau. Er zeigt so recht die natürliche, angeborene Herzlichkeit — *politesse du cœur* —, nichts Auerzogenes. Wie anders ist eine Jagd bei ihm, der ohne Gewehr mitreitet und sich freut, wenn seine Gäste recht viel schießen, als eine gewisse andre Jagd, wo es für selbstverständlich gilt, daß der Herr des Gutes das Meiste schießt, und wo es schlechte Laune und schlechte Behandlung der Diener giebt, wenn es nicht so kommt!“ — Abeken meinte, *politesse du cœur* — ob das wohl ursprünglich französisch wäre? Goethe spräche von einer Höflichkeit des Herzens. Es müsse wohl



– einen Bericht, den ich mit einer Schlußglosse in unsern „Moniteur“ bringen will, und den ich mir als Andenken an die Art, in welcher diese neubacknen Dilettanten-Offiziere sich gebahren und sich wohlgefällig in der Presse abspiegeln, notiren werde. Vor einigen Tagen hat der Graf Kératry folgendes in die Blätter bringen lassen:

„Lager bei Conlie, 18. November, Mitternacht.

Der Obergeneral [Kératry] hat mich ermächtigt, nachstehende Depeſche an Sie zu richten. Heute iſt ein unvergeßlicher Tag für die Armee der Bretagne. Ein zum Tode verurtheilter Soldat wurde um zwei Uhr, wo er erſchoſſen werden ſollte, begnadigt. Dieſer Soldat hatte ſich auf ſehr ſchlimme Weiſe gegen den Kommandanten deſſelben Lagers, General Houedec, vergangen. Seit ſeiner Verurtheilung hatten ſich die Feldgeiſtlichen und die Offiziere deſſelben Generalſtabs für ſeine Begnadigung verwendet. General de Kératry aber hatte erwidert, daß er dieſelbe nicht gewähren könne. So wurden denn heute um ein Uhr alle Truppen deſſelben Lagers verſammelt, um der Hinrichtung beizuwohnen. Um zwei Uhr war alles in Bereitſchaft. Der von zwei Feldpatern begleitete Verurtheilte erwartete ſeinen letzten Augenblick. Er hatte eine umſo größere Feſtigkeit an den Tag gelegt, als er mußte, daß er auf Begnadigung nicht mehr zu hoffen habe. Zur erwähnten Stunde wurde das Todesurtheil vor der Front der Truppen verleſen. Dann vernahm man den erſten Trommelwirbel. Beim zweiten ſollte alles zu Ende ſein. Die Bahre ſtand bereit, das Grab war fertig. Es war ein graufiger Augenblick. Da trat in dem Moment, wo das letzte Signal gegeben werden ſollte, Herr de Kératry hervor, beſahl einzuhalten und ſagte dann: „es geht hier wirklich wie in einem Melodram zu!“ mit volltönender Stimme: Offiziere und Soldaten deſſelben Heeres der Bretagne! Einer der Unſrigen, welcher ſich eines Vergehens gegen die Subordination ſchuldig gemacht hat, iſt vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden: ich laſſe ihm Gnade zu Theil werden, künftighin aber wird jeder Verstoß gegen die Diſziplin rückſichtslos beſtraft werden. Ich hoffe, daß das Beiſpiel, welches euch vorgeführt worden iſt, genügen wird, um jedweden Ungehörſam gegen die Kriegsartifel und die Befehle der Vorgeſetzten zu verhindern, und daß ihr mich für meine



von welcher der Minister äußerte, die werde man künden müssen; denn das gehe so nicht, auf diese Art ließe sich nicht Krieg führen. Delbrück hat, wie es scheint, nicht recht deutlich über die Aussichten telegraphirt, welche die Abmachungen mit Baiern auf Durchgehen im Reichstag haben. Es sieht aus, als ob letzterer nicht beschlußfähig wäre, und als ob die Versailler Verträge vom Fortschritt und dem Nationalliberalismus zugleich Anfechtung erfahren würden. Der Chef bemerkt dazu: „Was die Fortschrittler angeht, so sind sie nur konsequent damit; die wollen nach 1849 zurück. Aber die Nationalliberalen? Ja, wenn sie nicht wollen, was sie zu Anfang dieses Jahres noch mit aller Macht erstrebten — im Februar — und was sie jetzt haben können, so müssen wir sie auflösen, den Reichstag. Dann wird die Fortschrittspartei bei den Neuwahlen noch kleiner werden, und von den Nationalliberalen werden auch einige nicht wiederkommen. Aber die Verträge kommen dann jetzt nicht zu stande, Baiern besinnt sich, Beust steckt seinen Stift hinein, und was dann wird, wissen wir nicht. Hinreisen kann ich nicht gut. Es ist sehr unbequem und verlangt viel Zeit, und hier bin ich wahrhaftig auch nötig.“ Hieran anknüpfend sprach er über den Stand der Dinge im Jahre 1848. „Damals lagen die Sachen eine Zeit lang sehr günstig für eine Einigung Deutschlands unter Preußen,“ sagte er. „Die kleinen Herren waren größtenteils machtlos und ohne Hoffnung. Wenn sie nur recht viel Vermögen für sich hätten retten können, Domänen, Apanagen u. dgl., so hätten die meisten sich zu allem bereit finden lassen. Die Österreicher hatten mit Ungarn und Italien zu thun. Der Kaiser Nikolaus hätte damals noch keinen Einspruch gethan. Hätte man vor dem Mai 1849 zugegriffen, Entschlossenheit gezeigt, die Kleinen abgesunden, so hätte man wohl auch den Süden gehabt, bei der Neigung der württembergischen und der bairischen Armee, sich mit der badischen Revolution zu verbinden, was in diesem Stadium der Sache nicht unmöglich war. So aber verlor man die Zeit mit Zögern und halben Maßregeln, und so ging die Gelegenheit in die Brüche.“

Gegen elf Uhr kam noch ein Telegramm von Verdy über den Ausfall von diesem Morgen an. Derselbe hat sich gegen La Haye





sagte Rothschild, »das Papier hat gute Aussichten, das werden Sie sehen.« — «Ja,» sagte ich, »aber wenn Sie wüßten, was ich weiß, so würden Sie anders denken.« Er erwiderte, das möchte sein, wie es wolle, er könnte nicht zum Verkauf raten. Ich aber mußte es besser, verkaufte meine Papiere und reiste ab. In Paris war Napoleon sehr nett und liebenswürdig. Zwar in den Wunsch des Königs, durch Elsaß und Lothringen marschiren zu dürfen, konnte er nicht willigen, da das in Frankreich zu viel Aufregung hervorrufen würde. Sonst aber billigte er das Unternehmen vollkommen. Es könnte ihm nur lieb sein, wenn das Nest der Demokraten ausgenommen würde. So weit hatte ich also Erfolg gehabt. Aber ich hatte nicht auf unsre Politik in Berlin gerechnet, die sich inzwischen anders besonnen hatte — vermutlich mit Rücksicht auf Oesterreich —, und so wurde die Sache aufgegeben. Es kam nicht zum Kriege. Mein Papier aber stieg von da an fortwährend, und ich hatte nur zu bedauern, daß es nicht mehr das meine war.“

Man sprach darauf vom Bombardement, von der Villa Coublay und von der angeblichen Unmöglichkeit, die erforderliche Munition rasch heranzufahren, und der Chef äußerte: „Ich habe es den Herrn schon ein paar mal gesagt, wir haben hier eine Menge Pferde, die täglich spazieren geritten werden müssen, damit sie nicht verderben. Könnte man die nicht einmal zu einem andern Zwecke verwenden?“ — — —

Es wurde erwähnt, daß der Palazzo Caffarelli für die Gesandtschaft in Rom angekauft worden sei, und Russell und Abeken erklärten ihn für sehr schön. Der Kanzler sagte: „Ach ja, wir haben auch sonst schöne Häuser, auch in Paris und London. Das in London ist nur nach festländischen Begriffen zu klein. Bernstorff hat so wenig Raum, daß er, je nachdem er empfängt oder arbeitet oder sonst eine Funktion hat, das Zimmer räumen muß. Sein Legationssekretär hat im Hause eine bessere Stube als er.“ — „Das in Paris ist schön und wohlgelegen. Es ist wohl das beste Gesandtschaftshotel in Paris und repräsentirt einen hohen Wert, sodaß ich mir schon die Frage vorgelegt habe, ob wir es nicht verkaufen und dem Gesandten die Zinsen des Kapitals, das wir dafür kriegen



Belagerungsgeschütze durch Versailles habe gehen sehen, wahrscheinlich nach einer Batterie bei Sèvres oder Meudon.

Beim Thee erzählte Bohlen, daß Hatzfeld gestern zur königlichen Tafel eingeladen worden sei. — — — Da habe Abeken wehmütig gesagt: „— — — Mir z. B. ist noch nie das Glück zu teil geworden, zur Tafel befohlen zu werden, ich komme immer nur zum Thee hin.“ — Um zehn Uhr kam der Minister zu uns. Er sprach wieder vom Bombardement und sagte: „Wenn es richtig war, was der Generalstab noch in Ferrières behauptete, daß sie ein paar Forts in drei Tagen zusammenschießen und dann gegen die schwache Enceinte vorgehen konnten, so war es gut. Aber jetzt — es dauert zu lange. — Bis Sedan ein Monat, hier drei Monate schon; denn morgen ist der erste Dezember. Die Gefahr einer Intervention der Neutralen wächst mit jedem Tage. Sie fängt freundschaftlich an und kann, sehr übel enden, — — — Hätte ich das vor drei Monaten gewußt so wäre ich in großer Sorge gewesen.“ — — — Später kam Abeken vom Könige zurück, dem er schon seit einiger Zeit statt des Kanzlers Vortrag hält. Er hatte gehört, daß heute drei Ausfälle stattgefunden, einer gegen die Württemberger, einer gegen die Sachsen und der dritte gegen das sechste Korps. Der König habe gemeint, es wäre ein Durchbruch versucht worden. — „Ach wo!“ entgegnete der Minister. „Da gingen sie ja in einen Sack. Das könnte uns ganz erwünscht sein. Rämen sie mit acht Bataillonen, so stellen wir ihnen zehn entgegen und bessere Truppen. Es mag übrigens sein, daß sie dunkle Nachrichten vom Anrücken der Loire-Armee haben; nur wissen sie noch nicht, daß sie schon zurückgeworfen ist.“ — „Ach [zu mir] das läßt sich in ein Telegramm einflechten, was Putbus heute sagte: Verwundete, denen man gestattete, nach Paris zurückzukehren, lehnten es ab.“

Diese Nacht wurde nicht mehr geschossen.

Ich habe mir schon früher einmal gesagt: es giebt in Frankreich noch einige verständige Menschen. Heute treffe ich wieder einen an. In einem Leitartikel der „Décentralisation“ in Lyon, „Eine Stimme aus der Provinz“ betitelt und mit L. Duvarennés unterzeichnet, heißt es u. a.:



Tours verfügt Wahlen, Paris will davon nichts wissen. Dann schreitet Paris zu Wahlen, die Frankreich von Tours verweigert werden. Lyon hat eine Fahne, Frankreich hat eine andre. Marseille lehnt sich auf, in Perpignan fließt Blut in den Straßen, doch tritt Esquiros endlich seinen Platz an Gent ab, der mit Revolverschüssen empfangen wird. Zu Toulouse bleibt Duportal, der den Bürgerkrieg predigt, der Regierung in Tours zum Troß auf seinem Posten.“ — „Ist das Einheit? Ist das eine Regierung? Kann man angesichts solcher Thatfachen noch die Nothwendigkeit einer regelrecht eingesetzten Regierung in Abrede stellen?“ — „Noch eine andre Klasse von Bürgern widersezt sich jetzt den Wahlen. Es sind die Leute, welche jetzt am Ruder sind. Fürchten sie etwa, daß das Land sie zu ihren früheren Beschäftigungen zurückverweisen wird? Jedenfalls erlaubt uns die Hartnäckigkeit, mit der sie an der Diktatur festhalten, sie mit allem Mißtrauen zu betrachten. Sie sehen, daß die Macht, die sie sich willkürlich angemast haben, ihnen entschlüpft, sie versuchen, sich wieder in ihr zu befestigen, und man munkelt in diesen Regionen von einer Volksabstimmung zum Zweck der Erhaltung des Statusquo und von der Bildung einer Art Bastardvolksvertretung für die Zeit des Krieges. Wir lassen uns aber durch solche plumpe Scheinbilder der Freiheit nicht täuschen, sondern verlangen unaufhörlich freie und gleiche Willensäußerung für alle. Die Zeit ist nicht dazu angethan, um den Wähler ein Ja oder Nein für den oder jenen Kandidaten in die Urne werfen zu lassen. Man hat den Vorhang fallen lassen über die Komödie mit dem Plebiszit, die ausgepiffen worden ist, und wir sagen es zur Ehre unsres Landes laut: ein dahingehender Vorschlag kann nicht im Ernste gemeint sein. Nichts hindert uns, sofort Municipalwahlen vorzunehmen, um den Stadt- oder Dorfgemeinden ihr heiligstes Recht wiederzugeben, dessen sie (von der Pariser Anmaßung, der Vormund Frankreichs zu sein) ungerecht beraubt worden sind. Mögen sie ihre Municipalitäten ernennen, ihre Maires wählen, mögen sie mit einem Worte frei sein, und aus diesen Gemeinden wird die wahre Vertretung Frankreichs hervorgehen.

Unter dem Cäsar von gestern hat man die schönsten Reden



schieben gewollt, eine Zeit lang umzingelt gewesen. Es hat sich sieben Stunden lang mit der größten Unerblichkeit und Standhaftigkeit gegen die Angriffe des Feindes verteidigt. Namentlich haben sich die Truppen unter Wedel und vor allen die Leute vom 16. Regiment hervorgethan. „Wir haben über 1600 Gefangne gemacht, und der Gesamtverlust der Franzosen wird auf 4= bis 5000 Mann veranschlagt,“ sagt Saldern. — „Ja,“ erwiedert der Chef, „aber Gefangne sind jetzt bloß ein Nachtheil für uns, eine weitere Belästigung.“ — — — Als Saldern im Verlauf seiner Mittheilungen erzählte, einer der Franzosen habe nur zehn Schritte vor der von unsern Zündnadeln verteidigten Barriere gelegen, bemerkte der Minister: „Er lag aber doch.“ — Später gab er Abfeken Instruktionen in Betreff des Vortrages, den er statt seiner dem Könige halten solle. — — — „Und sagen Sie Seiner Majestät auch,“ so schloß er, „wenn wir in London [auf der bevorstehenden Konferenz zur Revision des Pariser Friedens von 1856] einen Franzosen zulassen, so sollte das eigentlich nicht sein, da er eine Regierung vertritt, die von den Mächten nicht anerkannt ist und nicht lange existiren wird. Wir können es Rußland zu Gefallen für diese Frage thun, aber wenn er von andern Dingen zu reden anfängt, so muß er hinaus.“

Der Chef erzählte dann folgenden Vorgang: „Heute, als ich bei Noon gewesen, machte ich einen Gang, der nützlich sein wird. Ich ließ mir im Schlosse die Gemächer Marien Antoinettens zeigen, und dann dachte ich: Du sollst doch einmal sehen, was die Verwundeten machen. Ich fragte einen der Wärter: »Haben die Leute denn auch zu leben?« — Na, das wäre nicht viel, so ein bißchen Suppe, die Bouillon sein sollte, mit Brotschnitten darin und Reiskörnern, die nicht weich gekocht wären. Schmalz wäre wenig dabei. »Und wie steht's mit dem Wein?« fragte ich, »und bekommt Ihr Bier?« — Wein hätten sie den Tag etwa ein halbes Glas bekommen, sagte er. Ich erkundigte mich bei einem andern, der hatte gar keinen gekriegt. Dann ein dritter, der sagte, bis vor drei Tagen hätte es welchen gegeben, seitdem nicht mehr.“ — „So fragte ich mehrere, im ganzen wohl ein Duzend, bis auf die Polen, die mich nicht verstanden und ihre Freude, daß sich jemand um sie kümmerte,





ionders zwei Klassen, wo Unterchiefe vorkommen: das sind die Mehlwürmer, die mit dem Proviant zu thun haben, und die Baubeamten, vorzüglich die bei den Wasserbauten. Dann leider auch bei den Ärzten. Ich erinnere mich, daß vor nicht langer Zeit — es muß etwa anderthalb Jahre her sein — eine große Untersuchung wegen Betrügereien bei der Einstellung zum Militär schwebte, in die zu meinem Erstaunen wohl dreißig Ärzte verwickelt waren.“ — Dann fragte er plötzlich: „Weiß einer von den Herren, wer Niethammer ist? Es muß ein sehr gelehrtes Haus sein.“ — Jemand meinte, ein Philologe, ein anderer sagte, ein Freund Hegels hätte so geheißen, Meudell bemerkte, es gebe einen Diplomaten dieses Namens der uns sehr wenig wohlwolle. Der Ober sagte: „Er muß mit Harless in Verbindung gestanden haben, und der war ein bairischer Theologe und ein Feind für uns.“

Abends die Dunderische Interpellation wegen der Verhastung Jacobus, wie sie in der „Nationalzeitung“ enthalten, für den König zurecht gemacht.

Später kam der Kanzler noch nach halb elf Uhr zu uns, als wir beim Ober saßen. Nach einer Weile äußerte er: „Die Zeitungen sind unzufrieden mit dem bairischen Vertrage. Ich habe mir's gleich gedacht. Es mißfällt ihnen, daß gewisse Beamte bairische beißen, die sich doch ganz nach unsern Gesetzen richten müssen. Mit dem Militär ist's in der Sprache ebenso. Die Presseur ist ihnen auch nicht recht: als ob wir das nicht Jahre lang im Zollverein gehabt hätten. Und so haben sie noch allerlei auszulesen, wo doch alles Wissenschaft erreicht und gehörig feingemacht ist.“ — „Sie thun, als ob wir den Krieg gegen Bayern geführt hätten, wie 1866 gegen die Sachsen, während wir doch Bayern als Bundesgenossen zur Seite haben.“ — „Ehe sie den Vertrag aus beßen, wollen sie lieber warten, bis sie die Eisen kriegen in der ihnen genehmen Form. Da können sie lange warten. Der Weg führt nur zur Verschleppung, während es doch recht bald sein dürfte. Sagen wir, so gewinnt der alte Herr sein Interesse daran zu sehen. Der Vertrag sichert uns nur, was alles möglich wird es machen, daß nichts erlangt wird. Sie sind nicht zufrieden mit dem Erreichten wollen mehr



hat, die zum Transport von Munition zu gebrauchen sind. Auch könnte man mit Wagen, die jetzt mit sechs Pferden bespannt sind, eine Zeit lang vierspännig fahren und die ersparten zwei Pferde zu Munitionsfuhrten verwenden. Kanonen haben wir 318 da, sie wollen aber noch 40, und die könnte er auch noch beschaffen, sagte Moon. Aber andre wollen überhaupt nicht.“ — Später äußerte Haxfeldt: „Es ist erst sechs oder sieben Wochen her, daß sie nicht daran wollen. In Ferrières sagten Bronsart und Verdy noch, in sechsunddreißig Stunden würden wir die Forts Issy und Vanvres in Grund und Boden schießen und dann gegen Paris selbst vorgehen. Dann ging's auf einmal nicht.“ — Ich fragte, wie wohl Moltke über die Sache denken möge. — „O, der kümmert sich darum nicht!“ antwortete Haxfeldt. Bucher aber sagte: „Moltke will bombardiren.“

Als ich vor Schlafengehen noch einen Blick in unsern „Moniteur“ warf, wimmelte die eine Spalte förmlich von gefangen gewesenen französischen Offizieren, die mit Ehrenwortsbruch sich in den Orten, wo sie internirt worden, aus dem Staube gemacht hatten. Kapitäne und Leutnants, Infanterie und Kavallerie, Nord- und Südfranzosen waren darunter. In Dresden waren zwei, in Hirschberg nicht weniger als zehn davongelaufen. — In Paris scheint es, wenn den Berichten englischer und belgischer Blätter zu trauen ist, in Betreff dessen, was Leib und Seele zusammenhält, zwar schon recht schlimm, aber immer noch erträglich zu stehen, wenigstens für die Wohlhabenden. Es fehlt noch nicht an Brot, an trocknen Gemüsen und an Konserven. Frisches Rindfleisch ist sehr selten und teuer geworden. Pferde- und Eselsfleisch, beide besser als ihr Ruf, sagt ein Brief, müssen es bei der Mehrzahl der Pariser vertreten. Die Ratte beginnt ein gesuchter Artikel zu werden. Hunde und Katzen sind Luxusgerichte, die sich bei Einbruch der Nacht nicht mehr ungestraft auf den Boulevards blicken lassen dürfen. Das Del will ausgehen, es giebt keine Holzkohlen mehr, und auch die Vorräte an Steinkohlen werden knapp. Um die Mitte des November kostete das Pfund Butter 25 bis 26, eine Gans 35, ein Pfund Pferdefleisch 3 bis 4 Franken, und frische Gemüse sowie Milch waren für Wenigbemittelte nicht mehr zu erschwingen.



als erstes Gericht auf den Tisch. „Die müssen mit Andacht gegessen werden,“ sagte der Chef; „denn die sind eine Liebesgabe von Soldaten, welche sie in einem Steinbruche oder Keller gefunden haben, wo eine Champignonzucht angelegt ist. Die Sauce dazu hat der Koch gut gemacht, sie ist vortrefflich. Koch wohlthucender und gewiß was seltenes war neulich eine andre Liebesgabe von Soldaten welches Regiment war's doch gleich, das die Rosen schickte?“ „Das siebenundvierzigste,“ erwiderte Bohlen. — „Ja, das war ein Rosenbouquet im Feuer gepflückt — wahrscheinlich in einem Garten der Vorpostenfette.“ — „Ach, da fällt mir ein, im Lazarett, da traf ich einen polnischen Soldaten, der nicht deutsch lesen kann. Der möchte gern ein polnisches Gebetbuch haben. Hat jemand was der Art?“ — Alten sagte, nein, aber er könnte ihm polnische Zeitungen geben. Chef: „Das geht nicht. Die wird er nicht verstehen, auch regen die gegen uns auf. Aber vielleicht hat Radziwill was. Ein polnischer Roman ginge auch, Pan Twardowski oder so etwas.“ Alten wollte sich's merken.

Es wurde nun von dem heutigen Ausfalle gesprochen, indem es von der Seine her wieder ein paarmal donnerte. Jemand sagte: „Die armen Württemberger werden auch wieder viele Leute verloren haben.“ — „Und die armen Sachsen vermutlich ebenfalls,“ bemerkte der Chef. Man erwähnte Ducrot, der den Ausfall wahrscheinlich kommandirt, und meinte, der habe Ursache, sich nicht gefangen nehmen zu lassen. „Gewiß,“ sagte der Minister, „der wird sich entweder im Gefecht töten lassen, oder, wenn er dazu den Mut nicht findet, sich mit dem Luftballon davon machen.“ — — — Der Chef sah sich um. „Wo ist denn Krausnick?“ fragte er. „Der hat doch nicht vergessen, für den Soldaten das Apfelsmus zu kaufen das ich ihm versprach. Er war bloß am Arme verwundet, sah aber sehr elend aus und hatte Fieber — vermutlich Eiterung.“

Man kam nochmals auf das Spekuliren mit Börsenpapieren zu reden, und der Minister stellte wieder in Abrede, daß sich dabei mit einem ja immerhin beschränkten Vorauswissen politischer Ereignisse im allgemeinen viel anfangen ließe. Solche Ereignisse wirkten erst später auf die Börse, und den Tag, wo das käme, könnte man



in dem Zustande zurückgeben, in dem er sie erhalten hat. Jetzt ist bloß eine da, es soll aber eine zweite hinzukommen, wo das Wasser mit mehr Gewalt herabfällt, und später eine dritte.“ — Was der Pächter denn eigentlich mache? — Pappe zu Einbänden, zum Verpacken, zu Schachteln und dergleichen, vorzüglich für Berlin, und Kiefermehltafeln, die nach England gingen, wo man sie auflöste und durch Mischung mit andern Stoffen in Papier verwandelte was er uns alles sachkundig auseinanderlegte.

Sonnabend, den 3. Dezember. Während der Nacht wurde wieder im Norden stark kanonirt, dagegen fielen im Laufe des Tages nur einzelne Schüsse aus schwerem Geschütz. Es müssen gestern im Osten und Nordosten von Paris heftige Kämpfe mit bedeutenden Verlusten auch auf unsrer Seite stattgefunden haben, und wahrscheinlich haben die Franzosen am Abend noch bei den Dörfern Brie, Villiers und Champigny eine Stellung behauptet, die ursprünglich zu unsern Linien gehörte. Ich befördere eine auf diese Vorgänge bezügliche Mitteilung des Generalstabes, welche die Behauptung jener Punkte von seiten unsrer Truppen ungewiß läßt und nur von Zurückwerfung der mit starken Massen ausgebrochenen Franzosen durch die Sachsen (die ein ganzes Bataillon verloren haben sollen), die Württemberger und das 2. Korps spricht, ferner ein für uns siegreiches Gefecht bei Voigny und Artenay telegraphisch nach Deutschland. Der Chef fährt halb zwei Uhr zum Großherzog von Baden, dessen Gemahlin heute ihren Geburtstag hat, und speist später beim Könige. Wir haben den Grafen Holnstein beim Diner als Gast, der am vergangenen Sonnabend in der Nacht zum Könige von Bayern in Hohenschwangau abgereist und schon heute Mittag wieder hier eingetroffen ist. „Es ist eine weltgeschichtliche Tour, die Sie gemacht haben,“ sagt Böhlen zu ihm. Ich fragte Bucher darüber. „Der Graf ist in der Kaiserfrage weg gewesen und bringt gute Nachrichten mit,“ erwiderte er. Auffallend war heute, daß die Franzosen im Laufe des Tages etwa sechsmal vier Kanonenschüsse, zwei in Zwischenräumen von etwa vier Sekunden und zwei fast gleichzeitig, abfeuerten.

Ein saubres Blatt ist der „Gaulois“, der von Paris nach Brüssel





war dabei etwa folgender. Unsererseits ist zu Anfang des Krieges erklärt worden, daß wir die Neutralität des Großherzogtums achten würden. Stillschweigend ist dabei neutrales Verhalten der Regierung und Bevölkerung Luxemburgs vorausgesetzt worden. Diese Voraussetzung hat sich aber nicht erfüllt. Während wir unser Versprechen, trotzdem daß es uns namentlich in Betreff der Weiterbeförderung unserer Verwundeten unbequem wurde, redlich gehalten haben, ist die Neutralität von seiten der Luxemburger mehrfach in flagranter Art verletzt worden. Schon früher haben wir uns zu beklagen gehabt, daß mit Beihilfe der großherzoglichen Eisenbahnbeamten und Polizeibehörden die Festung Thionville durch nächtliche Zufuhren verproviantirt worden. Nach der Kapitulation von Metz sind zahlreiche französische Soldaten durch das Großherzogtum gegangen, um sich wieder nach Frankreich und zu der französischen Armee zu begeben, die im Norden gegen uns operirte. Auf dem Bahnhofe der Stadt Luxemburg hat der französische Vizekonsul ein förmliches Bureau eingerichtet, in welchem solche Soldaten mit Geld und Legitimation zu ihrer Reise versehen wurden. Die großherzogliche Regierung aber hat alles das geschehen lassen, ohne auch nur einen Versuch zur Verhinderung dieser Unterstützung der Gegner Deutschlands zu machen. Sie wird sich daher nicht beklagen dürfen, wenn wir in Zukunft bei militärischen Operationen auf ihre Neutralität nicht mehr Rücksicht nehmen sollten, und sie wird es nicht unbillig finden können, wenn wir von ihr Ersatz des Schadens verlangen, der uns durch Geschehenlassen von Verletzungen der Neutralität entstanden ist.

Sonntag, den 4. Dezember. Schönes Wetter. Selten ein Schuß im Norden. Ich telegraphire, daß die Franzosen gestern und heute keine Versuche zur Durchbrechung unsrer Linien mehr unternommen haben, und daß Prinz Friedrich Karl weiter vorgedrungen ist und wieder mehrere Geschütze erbeutet hat.

Bei Tische waren der ehemalige badische Minister von Roggenbach, der Premierleutnant von Sarwadsky und der bairische Johanniter von Miethammer, ein Mann mit ungewöhnlich edlen Zügen, dessen Bekanntschaft der Chef neulich im Lazarett gemacht hat, zugegen.



aber — — — Ich wollte schon fertig werden mit mir; aber das, was hinter mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was mir auf der Brust liegt, daß ich nicht atmen kann.“ — — — „Ja, wenn man Landgraf wäre. Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht.“ — „Erst in diesen Tagen ist wieder etwas recht Thörichtes auf's Tapet gebracht worden, aus sentimentaler Sorge für die in der Stadt. Da sollen große Proviantmagazine für die Pariser angelegt werden. Sie wollen's von London und Belgien herbeschaffen, und die Magazine sollen zwischen unsern Linien sein, und die Soldaten von uns sollen sie bloß ansehen, aber nicht anrühren dürfen, wenn sie Mangel haben — damit die Pariser nicht Hungersnot erleben, wenn sie kapitulirt haben.“ — „Wir im Hause hier haben freilich genug, aber bei den Truppen draußen geht es mitunter knapp her, und dieselben leiden, damit die Pariser, sobald sie wissen, daß draußen für sie gesorgt ist, es mit dem Kapituliren bis auf den Tag ankommen lassen, wo das letzte Brot verzehrt und das letzte Pferd geschlachtet ist. Ich werde nicht gefragt, sonst wollte ich lieber gehenkt sein, ehe ich einwilligte.“ — „Ich bin aber selbst daran schuld. Ich bin so unvorsichtig gewesen, auf die Hungersnot, die kommen muß, aufmerksam zu machen [ich hatte das in der Presse ebenfalls zu thun gehabt], freilich bloß die Diplomatie.“

Es wurde Schweizerkäse herumgereicht, und jemand warf die Frage auf, ob Käse zum Wein passe. „Gewisse Sorten zu gewissen Weinen,“ entschied der Minister. „Scharfe Käse wie Gorgonzola und Holländer nicht. Aber andre wohl. Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo in Pommern tüchtig getrunken wurde, vor zweihundert Jahren länger — da waren die Ramminer die, welche am schärfsten tranken. Da hatte einmal einer von Stettin Wein bekommen, der ihm nicht schmecken wollte. Er schrieb dem Kaufmann deswegen. Der aber schrieb ihm zurück: Get Rees to Wien, Herr von Rammin, denn smeckt de Wien wie in Stettin oof to Rammin.“

L. erzählte, als er um acht Uhr kam, um sich Notizen zu holen, der Gesandte von der Goltz habe ihm 1866 gesagt, daß er nach Königgrätz einen Courier in das preußische Hauptquartier abgefertigt mit der Nachricht, der Kaiser Napoleon habe nichts gegen



„wenn es der Generalstab nur erlaubt, daß wir von den Bewegungen der Armee sprechen.“ Er las dann Reutersche Telegramme mit Nachrichten von französischer Seite. Bei dem wahrscheinlich falsch geschriebenen Worte „tardé“ bemerkte er: „Daß muß ein Sachse telegraphirt haben — (mit einem Blick auf mich) verzeihen Sie.“ Die Herren kamen mit Abeken, der beim Könige gewesen war und die Ehre gehabt hatte, bei ihm Thee zu trinken, wieder herein. Man sprach von der Gortschakoff'schen Note, von England, von der Reise des Grafen Holnstein und deren guten Erfolgen und von dessen Audienz beim König Wilhelm. — — — Bohlen sagte: „In Berlin sind sie ganz außer sich. Das wird morgen einen schönen Spektakel geben mit dem Kaiser; sie wollen illuminiren und treffen schon großartige Anstalten — ein wahres Zauberfest.“ — „Ja,“ erwiderte der Chef, „das wird, denke ich, auch gute Wirkung auf den Reichstag haben. Es war übrigens doch sehr hübsch von Roggenbach, daß er gleich bereit war, nach Berlin zu gehen.“ (Um den Ungenügsamen unter den Abgeordneten Mäßigung zu predigen.)

Montag, den 5. Dezember. Sehr schönes Wetter, sehr kalter Morgen. Früh bekommt der Chef, als er noch im Bette, von Bronsart die schriftliche Nachricht, daß das 3. und 9. Armee-korps unter Prinz Friedrich Karl einen großen Sieg erfochten; der Bahnhof und eine Vorstadt von Orleans sind durch Mannstein genommen, der Großherzog von Mecklenburg ist im Westen der Stadt erschienen, über dreißig Kanonen und mehrere tausend Gefangne sind uns in die Hände gefallen. Auch bei Amiens ist nach siegreichem Kampfe allerlei Kriegsmaterial mit Einschluß von neun Geschützen von unsern Truppen erbeutet worden. Endlich sind hier vor Paris die Franzosen über die Marne zurückgegangen. Ich telegraphire das in unsrer Art, und der Minister findet diesmal an der langen Depesche nichts auszusetzen.

Er ließ mich bald nachher wieder rufen, und ich machte ein Dementi in der baierischen Angelegenheit, in dem die bisher in derselben vorgetragenen Gedanken etwas anders gefaßt wurden, und daß ich dann dem Zigarrenkistchen, welches unten an der Wand im

















geschrieben: so und so würden die Sachen bei Orléans. „Er gab ihm anheim, ob er einen Liniar betrautachten wolle, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Er werde demselben ein Sammlungsstück ausstellen bis Orléans.“ — Der Ober sagte: „Das weiß ich. Aber mir wäre lieber, man ließe ihn von selber kommen. Unsere Linien sind jetzt an mehreren Stellen dünn, auch haben sie Lücken. Wenn wir's ihnen sagen, sieht es aus, als hätten wir's mit der Kapitulation sehr eilig.“

Dienstag, den 6. Dezember. Früh das Kabinett über den Sieg bei Orléans nach Berlin und London telegraphirt. Dann für den „Moniteur“ und deutsche Blätter Artikel über die Fortbrichtigkeit der gefangenen französischen Liniere gemacht, von denen wieder einige freibrieflich verfolgt werden. Auch der General Barral, der jetzt in der Loire-Armee ein Kommando hat, ist auf diese schmähliche Weise entlaufen. Er hat nach der Übergabe von Straßburg nicht bloß einfach, sondern doppelt das schriftliche Versprechen auf Ehrenwort abgegeben, in diesem Kriege nicht mehr die Waffen gegen Preußen und seine Verbündeten zu tragen und überhaupt nichts zu thun, was den deutschen Armeen schaden könnte. Er ist dann nach Colmar geeilt und von da an die Loire, wo er wieder in das französische Heer eingetreten ist — eine beispiellose Ehrlosigkeit. Die Herren von der Regierung in Tours haben nichts dawider gehabt. Diese Herren, von denen die belgischen Blätter nicht oft genug rühmen können, daß sie honeste Leute, Ehrenmänner u. dergl. seien, sind aber noch weiter gegangen, sie haben zu den in Belgien internirten französischen Liniern einen gewissen Richard abgeschickt, der dieselben bei Lauchard, dem Vertreter der Herren Gambetta und Favre in Brüssel, versammelt und sie dort unter Drohungen aufgefordert hat, ihr den belgischen Behörden gegebenes Wort zu brechen und sich nach Frankreich auf den Weg zu machen, um dort wieder gegen die Deutschen zu kämpfen. Auch in Schlesien scheinen solche Emigrirte Liniere von wenig Charakter verführt zu haben. Es giebt in der Kriegsgeschichte wohl nicht viele Fälle der Art. Die Sache hat aber noch eine andre Seite: deutscherseits muß man infolge dieser Unwürdigkeiten schwere Bedenken tragen, einer Regierung wie



seinen alten Namen und befähigt durch seine robuste Körperbeschaffenheit, in ein Regiment eintreten und durch Kämpfen für sein Vaterland das diesem zugefügte Unrecht einigermaßen zu jühnen bemüht sein sollen. Statt dessen untersteht er sich, die Welt in der Zeitung daran zu erinnern, daß er noch vorhanden, und daß er einmal die französische Politik in den Händen gehabt. „Ein dreister Dummkopf.“ Natürlich antwortet man solchen Leuten auf ihre Behauptungen nicht.


Nach dem jüdischen Konsul mit den Christusorden kam L., der die gute Kunde mitbrachte, daß Rouen gestern Nachmittag vom General von Goeben besetzt worden sei, und daß die in dieser Gegend operirenden deutschen Truppen sich nun gegen Havre und Cherbourg gewendet hätten. Ich ersuchte ihn, für meine Blätter ebenfalls Artikel über die Anstellung der wortbrüchigen Offiziere und Gramonts Treisigkeit zu machen.

Nach englischen Berichten aus Paris hat es dort schon vor vierzehn Tagen angefangen, recht ungemütlich zu werden. Krankheiten sind ausgebrochen und die Todesfälle sind erheblich häufiger geworden als in gewöhnlichen Zeiten. Angst und Entmutigung, aber auch Mangel haben dazu beigetragen. In der ersten Woche des September zählte man neunhundert, in der Woche, die mit dem 5. Oktober endigte, ungefähr doppelt so viele Todesfälle, in der nächsten eintausendneunhundert. Die Pocken grassiren in der Stadt und raffen viele Personen hin, ebenso sind eine große Anzahl Menschen an Unterleibskrankheiten gestorben. Unter den aus der Provinz rekrutirten Bataillonen soll das Heimweh sich wie eine Epidemie verbreitet haben. Ein englischer Korrespondent will bei einem Besuche des Hospitals du Midi, den er in der letzten Woche des Oktober gemacht, über der Eingangsthür des Gebäudes einen Zettel folgenden Inhalts bemerkt haben: „Wer eine Katze, einen Hund oder drei Matten mitbringt, darf am Frühstück und am Diner teilnehmen. Notabene: Es ist unbedingt notwendig, daß diese Tiere lebendig abgeliefert werden.“ Ähnliche Anschläge sollen an den Thüren der Pariser Hospitäler etwas Gewöhnliches sein.

Es fehlen noch fünf Minuten an Mitternacht. Der Minister



ist schon zu Bette — ausnahmsweise. Die Lichte in den Flaschenhalsen auf meinem Tische sind tief herabgebrannt. Eben donnert der Mont Valérien eine fürchterliche Salve in das Thal hinunter. Wozu? Vielleicht soll es den Pariser nur sagen: 's ist um 12 Uhr. Also eine Art Nachtwächterruf. Sonst ist das Schießen ungefähr viel Lärm um nichts. An den letzten beiden Gefechtstagen warfen die Forts, wie Abeken heute gehört hatte, circa sechzehntausend Bomben und Granaten heraus, aber nur fünfunddreißig Mann von den Unfern wurden davon verwundet, und mehrere darunter nur leicht.



## Vierzehntes Kapitel.

Die Aussichten vor Paris bessern sich.

**M**ittwoch, den 7. Dezember. Trübes Wetter. Nur selten ist ein Schuß aus den Forts und von den Kanonenbooten zu hören. Die Lügen, mit denen Gambetta und seine Gehülfen das Loch zuzustopfen bemüht sind, welches die Niederlage der Rot-hosen bei Orleans in die Hoffnung der Bevölkerung auf einen großen Sieg über uns gestoßen, veranlaßten folgende Bemerkung für den „Moniteur“: „Die Mitglieder der Regierung in Tours haben über die Niederlage der Loire-Armee Nachrichten veröffentlicht, die wie Bruchstücke aus den Märchen von »Tausend und eine Nacht« aussehen. Ihr Telegramm sagt unter anderm: »Der Rückzug der Loire-Armee hat sich ohne andre Verluste als den der schweren Marinegeschütze bewerkstelligen lassen, die man im verschanzten Lager vernagelt zurückließ.« Nun sind aber den Deutschen bei dieser Gelegenheit zwölf-tausend nicht verwundete Gefangne in die Hände gefallen. Die Depesche von Tours sagt ferner: »Feldartillerie ist nicht verloren gegangen,« während siebenundsiebzig Feldgeschütze und mehrere Mitrailleusen von den Siegern erbeutet worden sind. Das deutsche Volk hatte, indem es sich an die Tugenden Catos, Aristides' und anderer Republikaner des Altertums erinnerte, sich dem Glauben hingegeben, daß die Republik die Lüge aus der Reihe ihrer Operationsmittel ausge-merzt habe, es rechnete darauf, daß sie mindestens weniger lügen würde als das Kaiserreich. Es hat sich, wie man sieht, getäuscht. Diese Catos einer neueren Zeit haben alle früheren Versuche, die Unwahrheit an die Stelle der Wahrheit zu setzen, überboten: wenn es sich darum handelt, Unangenehmes abzuleugnen, zeigen die Advokaten von Tours eine dreistere Stirn als die Generale des Kaisers.“



still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tiſche aber hatte er ſich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glaſe — ſonſt hätte ich gedacht, er wollte mich fordern und ſagte: »Na, laſſen Sie uns Frieden machen.« -- »Warum denn nicht?« ſagte ich. »Aber das Protokoll muß doch geändert werden.« — »Sie ſind unverbesserlich,« erwiderte er lächelnd, und damit war's gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte.“ — — — Man kam auf Holz zu reden, und der Chef erzählte die Beaumonter Geſchichte von deſſen Unbeliebtheit bei ſeinen Leuten noch einmal, worauf er Haßfeldt fragte, er habe wohl auch von ihm zu leiden gehabt. Derſelbe ſagte, nein, aber daß man ihm ſonſt unter den Herren von der Geſandſchaft nicht gut geweſen, wäre richtig.

Nach Tiſche iſt Konſul Bamberg bei mir und bekommt den Artikel über den Mangel an Wahrheitsliebe in Tours.

Ich rede mit ihm auch über L., deſſen Fähigkeit ich lobe, während er nach ihm auch ein guter Patriot wäre und auch früher ſchon gute Dinge geleistet hätte. — — — Später erſcheint L. ſelbſt und erzählt u. a., daß man das Hotel des Reſervoirs das „Hotel des Preſervoirs“ zu nennen beginne. (Kein ſehr glänzender Wiß, dächte ich; doch kann man darüber ſeine Gedanken haben, und wer damals auch in Verſailles war, wird wiſſen, welche.)

Beim Thee berichtet Haßfeldt, daß heute zahlreiche Gefangne durchgebracht worden ſeien, und daß es dabei zu Unordnungen und Unſug gekommen ſei, indem Ziviliſten, beſonders Weiber, ſich unter die Leute gedrängt, ſo daß die Eskorte ſich in der Nothwendigkeit beſunden hätte, von den Kolben Gebrauch zu machen. -- — — Man ſprach vom Bombardement, und die Herren ſtimmten überein, daß der König es in allem Ernſte wolle, und daß Hoffnung vorhanden ſei, es demnächſt beginnen zu ſehen. — — — Auch Moltke wolle es, wurde hinzugeſetzt. Leſterer habe übrigens von Trochu auf ſeinen entgegenkommenden Brief eine Antwort erhalten, die ſich etwa in die Worte zuſammenfaſſen ließe: Schönen Dank, im übrigen beſaſſen wir's beim Alten.

Donnerſtag, den 8. Dezember. Es fällt viel Schnee, auch







die Stelle des Staatssekretärs inne hat, darüber sprechen, was ich mit vielem Danke annahm. Bucher erzählte mir, daß der Minister heute im Salon beim Kaffee einen sehr interessanten Vortrag gehalten. Der Fürst von Putbus habe von seiner Neigung gesprochen, sich auf Reisen in weit entfernte Länder zu begeben. „Ja, da könnte Ihnen geholfen werden,“ habe der Chef dazu bemerkt. „Man könnte Sie beauftragen, dem Kaiser von China und dem Taikun von Japan die Gründung des deutschen Reiches zu notifizieren.“ Darauf aber habe er im Hinblick auf die Zukunft und natürlich mit Beziehung auf seinen Gast sich in längerer Rede über die Pflichten der deutschen Aristokratie verbreitet. — — — Der hohe Adel müsse Staatsgefühl haben, seinen Beruf erkennen, den Staat im Treiben der Parteien vor Schwankungen zu bewahren, einen festen Halt bilden, u. dergl. Es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man sich mit Stroußberg assozierte, aber dann sollten die Herren doch lieber gleich Bankiers werden. — — — Ob der Fürst wohl das volle Verständnis gehabt hat, und ob er, wenn das der Fall ist, sich darnach einrichten wird?

Freitag, den 9. Dezember. Ich telegraphire den Sieg, den unsre 17. Division vorgestern bei Beaugency über ein französisches Korps von etwa sechzehn Bataillonen mit sechsundzwanzig Geschützen erfochten, und dementire die Erzählung der „Gazette de France“ von dem peruanischen Gesandten Galvez.

Beim Frühstück wird erwähnt, daß der Fürst Trubekoi, ein Verwandter Orloffs, Beschützung seiner Villa durch unsre Armeegegendarmen verlangt und die fernere Forderung an den Bundeskanzler gerichtet, zu bewirken, daß unsre Truppen aus der Nachbarschaft seiner Besitzung verlegt würden, weil durch ihre Anhäufung in dieser Gegend die Lebensmittel verteuert würden. Wohl Speise für den Papierkorb. Bei Tische ist der Kommandant von Versailles, General von Voigts-Rheß zugegen, ich glaube, ein Bruder dessen, der 1866 Generalgouverneur in Hannover war und jetzt die Schlacht bei Beaune la Rolande gewonnen hat, ein langer Herr mit dunklem Bart und Adlernase. Die Unterhaltung, die sich meist um die letzten Gefechte zwischen Orleans und Blois dreht, bietet nichts, was der





„Nationalzeitung,“ welcher andeutet, daß man auch im Reichstage von der Verzögerung des Bombardements spricht, und der daran den Wunsch nach Aufklärung über die Ursachen knüpft, für den König zurecht.

Wegen eines Auftrags zum Chef gerufen, erlaubte ich mir, bevor ich ging, die Frage, wie es mit den Verträgen im Reichstage stehe. Er erwiderte: „Ganz gut; das Übereinkommen mit Baiern wird heute schon angenommen sein oder morgen votirt werden, desgleichen die Adresse an den König.“ Ich gestattete mir die weitere Frage, wie er sich befinde. — „Es geht etwas besser. Es ist die Mäler am Beine,“ erwiderte er. — Ob das lange dauere? — „Es kann sich in einem Tage wieder geben, aber auch erst in drei Wochen.“

Beim Thee berichtete Reudell, daß der Reichstag eine große Deputation nach Versailles abzuschicken beschlossen habe, die dem Könige zur Einigung Deutschlands und zur Wiederherstellung der Kaiserwürde ihre Glückwünsche darzubringen bestimmt sei. Abeken war das nicht recht. Er sagte ärgerlich: „Daß der Reichstag uns dreißig Kerle herschicken will, ist doch schrecklich. Eine Deputation von dreißig Kerlen, das ist schrecklich.“ Warum ihn das angriff, gab er nicht zu wissen. Dreißig weiße Bonzen mit Geheimrathstiteln wären vermutlich nicht schrecklich gewesen, dreißig Hofmarschälle aber erquicklich. — Hatzfeldt äußerte sich besorgt wegen unsrer nächsten Zukunft in militärischer Hinsicht. Er glaubt, daß unsre Lage im Westen bedenklich sei. Von der Tann soll von seinen fünfundvierzigtausend Mann keine fünfundzwanzigtausend mehr haben, und die aus der Erde gestampften Armeen Gambettas schwellen immer mehr an. Im Bureau ist die Nachricht eingetroffen, daß die Franzosen zwei größere Heere gebildet haben, und daß der Sitz der Regierung von Tours nach Bordeaux verlegt worden ist.

Wie lange die Energie Gambettas in den Hilfsquellen und dem guten Willen des Landes Mittel finden wird, sich in neuen militärischen Schöpfungen zu bethätigen, ist freilich zweifelhaft. In den südlichen Departements scheint man mit ihr nichts weniger als zufrieden und des aufreibenden Krieges überdrüssig zu sein. Die



Herr Crémieux an die Stelle Louis Bonapartes, das unerhörte Herabgehen des Wertes unsrer Waaren, — alles das zusammen hatte uns schon lange vor dem verhängnisvollen Tage aufs Krankenbett geworfen, wo die Verblendung, die Eitelkeit, der Leichtsin, die Prahlhanjigkeit und Unfähigkeit sich zusammenfanden, um Frankreich den Deutschen zu überliefern. Wir waren bereits sehr krank, der Krieg giebt uns den Rest, und die Republik bringt uns unter die Erde.“

Sonntag, den 11. Dezember. Früh neun Uhr haben wir fünf Grad Kälte, und der Garten unten ist in Reif gekleidet, der Nebel an den Zweigen der Bäume und Sträucher zu feinen Zacken gefroren. Ich mache Bismarck-Bohlen einen Krankenbesuch, dessen Herenschuß sich in ein Blasenleiden verwandelt hat. — — — Auch der Chef ist noch nicht völlig wiederhergestellt, indes muß es ihm besser gehen; denn er fährt um zwei Uhr aus. Ich gehe eine halbe Stunde später auch aus und mache einen Spaziergang durch den Schloßpark, wo auf dem großen Kreuzbassin an fünfzig Personen, darunter einige zweifelhafte und drei oder vier ganz unzweifelhafte Damen, Schlittschuh laufen.

Als ich zurückkehrte, hörte ich, wie jemand heftig auf französisch schimpfte. Ich sah mich um und fand, daß es ein dicht hinter mir gehender älterer Mann war, der ein wenig hinkte, und daß die Scheltworte einem gepuhten und stark geschminkten Frauenzimmer galten, die an uns vorübergetrippelt war. „Schamlose Weibsbilder, die Unfrieden in unsre Familien bringen, unsre jungen Leute verderben; man sollte sie aus der Stadt jagen,“ sagte er, jetzt zu mir gewendet, wie wenn er ein Gespräch anknüpfen wollte. Er ging dann neben mir her, schalt weiter und kam zuletzt auf Verderber Frankreichs aus den Reihen des männlichen Geschlechts, wobei er meinte, es schreie zum Himmel, in was für ein Unglück diese Menschen das Land gestürzt hätten, es wäre ein entsetzliches Schauspiel. Ich erwiederte ihm, aber Frankreich hätte den Krieg ja gewollt, und so müßte es ihn acceptiren, wie er eben wäre. Er gab das zu, um sich darauf in fürchterlichen Schmähungen gegen die Republik und deren Führer, besonders gegen Gambetta zu ergehen. Trochu, Favre, Gambetta und die ganze Gesellschaft wären „Blutsäufer“, „Tauge-



aufgestiegenen Luftballons getroffen hat, den Finger zum Nachdenken an die Nase gelegt und auf diesem Wege das Problem gelöst, wie diese Fuhrwerke zu lenken sind. Die Sache ist einfach wie das Ei des Kolumbus: sie spannen Adler vor. Der Korrespondent jenes Blattes schreibt: „So extravagant die Idee scheinen kann, einen Ballon durch Vögel nach seinem Ziele hinziehen zu lassen, so hat man sich mit ihr in Paris doch allen Ernstes beschäftigt. Man hat, wie es heißt, befriedigende Versuche mit Adlern aus dem botanischen Garten angestellt, die man an eine Gondel angeschirrt hat. Diese Versuche sind in Gegenwart des Generalpostmeisters Rampont und des Herrn Chassinat, des Chefs des Postwesens im Departement der Seine, sowie des Obergewerksmeisters Mattet vorgenommen worden. Vier oder sechs kräftige Vögel werden an den Ballon gespannt, sie werden durch einen Luftschiffer vermittelt eines Stückes rohen Fleisches gelenkt, das an das Ende einer langen, über die Schnäbel der Adler hinausreichenden Rute befestigt ist. Die gierigen Vögel bemühen sich umsonst, es zu erreichen; denn es bewegt sich fortwährend mit derselben Schnelligkeit durch die Luft, wie sie selbst. Will der Luftschiffer dem Ballon eine andre Richtung geben, so wendet er die Rute mit dem Beefsteak entweder zur Linken oder zur Rechten; will er, daß er sich senkt, so läßt er sie sinken, will er steigen, so hält er sie höher.“ Die Redaktion des „Moniteur“ macht dazu die Bemerkung: „Wir fürchten, daß diese Adler Enten gewesen sind.“

Beim Thee erzählte mir Hatzfeldt allerhand Interessantes aus seinen Erlebnissen und Beobachtungen in Paris. Napoleon habe 1866 in Betreff Sachsens zu Goltz gesagt, eine völlige Einverleibung könne er nicht zugeben, aber wenn nur der Name und ein kleiner Teil des Königreichs, Dresden mit einigen Quadratmeilen als Umgebung etwa, erhalten bliebe, so wäre er zufrieden. Wenn das richtig, so habe ich Grund anzunehmen, daß der Chef widerraten hat, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. — — — Die Kaiserin habe Goltz anfangs nicht ausstehen können, und zwar aus folgendem Grunde: Prinz Reuß habe während des Interimistitums zwischen Goltz und seinem Vorgänger den Gesandten vertreten, und der Hof habe ihn sehr hoch gehalten, schon weil er aus fürstlicher



Ich füge hier einen Brief ein, den ein Gesinnungsverwandter des in diesem Tagebuchsblatte erwähnten Legitimisten im Mai 1871 an den Fürsten von Bismarck schrieb. Derselbe lautet:

„Fürst,

Ganz außerordentliche Ereignisse sind seit der Kapitulation dieser verfluchten Stadt Paris in unserm unglücklichen Frankreich vorgekommen. Ach, Fürst, ich bin nicht in die Geheimnisse der Vorsehung eingeweiht, aber es scheint mir — gestatten Sie, daß ich es Ihnen ausspreche — als ob Sie dieser unedlen und verachtenswerten Bevölkerung von Paris gegenüber zu großmütig gewesen wären. Sie mußte durch Ihre Armeen so tief wie möglich gedemütigt werden, dieselben hätten triumphirend einziehen und die Stadt ganz besetzen sollen. Wehe dem, der gewagt hätte, diesen wohlverdienten Triumph zu stören. Indes, Sie haben es für passend gehalten, mit mehr Mäßigung zu verfahren. Sie sehen jetzt die Folgen. Ich weiß nicht, was uns die Zukunft bringen wird, aber es scheint mir, daß Ew. Excellenz so rasch als möglich eingreifen und einem Stande der Dinge ein Ende machen sollten, der verhängnißvoll für Frankreich und gefährlich für Europa wird, und der für die andern Staaten traurige Folgen haben könnte. Hüten Sie sich, Fürst, vor der Propaganda der schlimmen Leidenschaften. Wenn Sie, wie ich, alle die Hoffnungen dieser Revolutionäre der neuesten Sorte äußern hörten, so würden Sie vielleicht nicht ohne einige Unruhe in Betreff der Zukunft sein. Glauben Sie wohl, Fürst, wenn die Republik sich in Frankreich befestigt, so wird es in wenigen Jahren in allen monarchischen Staaten Europas Unruhen geben. Besser Frankreich ginge unter, als daß es eine solche Regierungsform bekäme, die kein andres Resultat als unaufhörliche Umwälzungen, Verbrechen und Nothstände haben wird. Wenn man so viele Verbrechen und Niederträchtigkeiten begehen und eine so tiefe sittliche Erniedrigung eintreten sieht, so verzweifelt man endlich und wünscht, daß eine feste und energische Hand eingreife. Ja, Fürst, die gesamte Partei der rechtschaffnen Leute in der französischen Bevölkerung würde die Herrschaft der Fremden derjenigen der Demagogie bei weitem vorziehen, mit der wir bedroht sind, und die nicht eher aufhören wird, als bis sie ver-





den wir uns nicht besser wünschen können, und dessen Hauptstellen wir uns notiren wollen. Es heißt da: „Es handelt sich in der gegenwärtigen Krisis für die Deutschen nicht darum, Edelsinn oder Mitleid zu zeigen, oder dem besiegten Feinde großmütig Verzeihung zu gewähren, sondern vielmehr um einen einfachen Akt der Vorsicht und der praktischen Behandlung der Frage: was wird der Feind nach dem Kriege thun, wenn er wieder zu Kräften gekommen ist?

In England hat man nur eine schwache Erinnerung an die zahlreichen harten Lektionen, die Deutschland durch das Verfahren Frankreichs in den letzten vier Jahrhunderten erteilt worden sind. Seit vierhundert Jahren hat keine Nation so böswillige Nachbarn gehabt, als die Deutschen an den Franzosen, die unverschämt, raubgierig, unersättlich, unverföhnlich auftraten und stets bereit waren, die Offensive zu ergreifen. Deutschland hat während dieser ganzen Zeit die Übergriffe und Anmaßungen Frankreichs ertragen; aber heutzutage, wo es Sieger über seinen Nachbar ist, wäre es nach meiner Ansicht sehr thöricht, wenn es aus der Lage der Dinge nicht Nutzen ziehen und sich nicht eine Grenze sichern wollte, die ihm für die Zukunft den Frieden verbürgt. Meines Wissens existirt in der Welt kein Gesetz, kraft dessen Frankreich ermächtigt sein könnte, von ihm einst weggenommene Güter zu behalten, wenn die bestohlenen Eigentümer die Hand auf den Dieb gelegt haben. Die Franzosen beklagen sich gegen die, welche sie anhören wollen, bitter, daß sie Verlusten ausgesetzt seien, die ihre Ehre bedrohten, und sie bitten inständig, man möge doch das arme Frankreich nicht entehren, man möge doch seine Ehre unbefleckt lassen. Wird aber die Ehre gewahrt, wenn Frankreich sich weigert, die Fensterscheiben zu bezahlen, die es seinem Nachbar zer schlagen hat? Gerade die Thatsache ist es, daß es darauf ausging, seinem Nachbar die Fenster einzuwerfen, wenn seine Ehre Schaden gelitten hat, und diese Ehre kann nur durch tiefe Reue und den aufrichtigen Entschluß, nicht wieder damit anzufangen, wieder hergestellt werden.

Für diesen Augenblick sage ichs freimütig heraus: niemals ist mir Frankreich so unsinnig, so erbärmlich, so tadelns- und verachtenswerth vorgekommen als jetzt, wo es hartnäckig die Thatsachen



des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und viel zu reizbaren Frankreich. Das ist das größte Ereignis der gegenwärtigen Zeitläufte, dessen Eintritt alle Welt erhoffen muß.“

Ein vortrefflicher Artikel, den wir im „Moniteur“ den Versailles beibringen wollen.

Beim Frühstück wird davon gesprochen, daß es immer einige Offiziere gegeben habe, die am Erfolg eines Bombardements von Paris gezweifelt hätten. Der Generalstab aber habe früher keinerlei Zweifel daran gehegt und wenn gewisse Mitglieder desselben jetzt auf andre Gedanken gekommen seien, so wisse man, durch welche Einflüsse und Rücksichten (die von einem der Herren charakterisirt werden). Die Hauptschwierigkeit solle jetzt die sein, daß man, um die Geschützstände und Schanzen zu decken, große Truppenmassen um dieselben aufstellen müsse, die dann mit Erfolg von den Forts und Kanonenbooten beschossen werden könnten. Haxfeldt erhielt während dieses Gespräches die angenehme Nachricht, daß seine Ponies ungechachtet und wohl bei Leibe aus Paris herausgelangt und schon auf dem Wege zu seiner hiesigen Wohnung seien.

Der Chef bleibt heute sehr lange im Bette und nimmt erst im Laufe des Nachmittags Vorträge entgegen. Er fehlt auch beim Diner. Über dem Essen erzählt Haxfeldt, daß er mit mehreren der heute von Paris angekommenen Diplomaten gesprochen. Es sind der russische Generaladjutant Fürst Wittgenstein, der englische Militärbevollmächtigte Claremont und ein Belgier. Sie haben gestern früh Paris verlassen und sind heute Nachmittag über Villeneuve Saint Georges mit den Bonnies und andern Pferden hier eingetroffen. Claremont mache, sagt Haxfeldt, den Eindruck eines verständigen und mit den Pariser Zuständen wohlbekannten Mannes. Derselbe berichte, daß er selbst noch kein Pferdefleisch gegessen oder sonstwie Not gelitten, daß in der Stadt noch alle Fiaker und Omnibusse im Gange zu sein schienen, daß im Theater der Porte St. Martin noch gespielt werde, und daß im Opernhause noch wöchentlich zweimal Konzerte stattfinden. Ferner brennen nach seinem Bericht noch Gaslampen und Gaslaternen, wenn auch von letztern nur noch eine von fünfzehn (wie beiläufig hier in Versailles auch)



Der Schluß dieses pomphaften Geredes verdient aufbewahrt zu werden. Er lautet: „Was mich betrifft, so bin ich fest entschlossen, so bekräftige ich es vor Euch, vor der ganzen Nation: Nur als Toter oder als Sieger werde ich nach Paris zurückkehren; Ihr könnt mich fallen, aber Ihr werdet mich nicht zurückweichen sehen; dann haltet nicht an, sondern rächt mich.“ Ducrot ist weder als Toter noch als Sieger von der Marne nach Paris zurückgekehrt, er hat seinen Soldaten in dem Manifeste nichts als eitle Phrasen vorgetragen, er ist ein Komödiant, der zum zweitenmal sein feierliches Versprechen gebrochen hat. Es wird ihm daher nicht Unrecht gethan, wenn der „Moniteur“ der Mitteilung seiner Ansprache die Bemerkung folgen lassen will: „Nous savons heureusement ce que vaut la parole du général Ducrot.“

In dem Artikel der „Times“ hieß es, nachdem der Verfasser gesagt, daß man nicht allein die Thatsache der Wiederherstellung des Deutschen Reiches selbst, sondern auch die Art, wie sie sich entwickelt habe, nur mit lebhafter Befriedigung betrachten könne:

„Die politische Bedeutung dieser Veränderung der Ordnung der Dinge kann nicht hoch genug geschätzt werden. Eine gewaltige Revolution hat sich in Europa vollzogen, und alle unsre Überlieferungen sind plötzlich veraltet. Niemand kann die Beziehungen voraussagen, die zwischen den Großmächten sich herausbilden werden, aber es ist nicht sehr schwer, in allgemeinen Zügen die Tendenz der Epoche anzugeben, in die wir eintreten. Es wird ein starkes geeinigtes Deutschland geben, das an seiner Spitze eine Familie hat, die nicht nur die Interessen des deutschen Vaterlandes, sondern auch seinen militärischen Ruhm vertritt. Auf der einen Seite stößt dieses Deutschland an Rußland, das immer stark und wachsam ist, auf der andern Seite an Frankreich, das entweder mit Geduld auf die Zeit wartet, wo sein Schicksal sich ändern wird, oder brennend von glühender Rachbegier auf Gelegenheit zu einem Angriffe lauert, aber auf jeden Fall lange Zeit nicht in der Lage sein wird, in Europa die große Rolle wieder zu spielen, die ihm während der glänzenden Periode der napoleonischen Restauration beschieden war. Was uns Engländer angeht, so haben wir an der Stelle von zwei









in die Adern, und die Republik wird sich retten, wird ganz Europa vom Joche der Tyrannen erretten. Auf! ein Versuch, und es lebe die universelle Republik!"

Das Vaterland verschwinde vor der Republik! Man wende die großen Mittel an, die Danton und Robespierre anwendeten: man köpfe alle, die in religiösen und politischen Dingen anders denken als wir, man erkläre die Guillotine in Permanenz. Die Generale Chancy und Bourbaki, Faidherbe und Vinoy, Ducrot und Trochu sind zu verabschieden und gemeine Soldaten an ihre Stelle zu setzen. So predigt uns ein Sohn des Präfekten im Departement des Doubs und ein Generalstabsoffizier Garibaldi's. Ob wohl in Versailles viele zu diesen Vorschlägen Amen sagen werden, wenn der „Moniteur“ sie ihnen in den nächsten Tagen vorlegen wird?

Dienstag, den 13. Dezember. Früh noch einen Artikel über das Glaubensbekenntnis der kosmopolitischen Republikaner gemacht. Dann die Kapitulation von Pfalzburg und den Beginn der Beschießung von Montmédy telegraphirt. Mit der Gesundheit des Chefs geht es etwas besser, doch fühlt er sich noch sehr matt. — — Beim Frühstück besprach man die Möglichkeit eines Rücktritts des Kanzlers in allem Ernste, dann im Scherze die eines Ministeriums Lafter, „der eine Art Olivier abgeben würde,“ dann wieder in halbem Ernste die eines Bundeskanzlers Delbrück, der „ein sehr gescheidter Mann, aber kein Politiker“ sei. Ich hielt es für absolut undenkbar, daß man den Chef je abgehen lassen werde, wenn er um seine Entlassung bäte. Man meinte, es sei doch möglich. Ich sagte, dann dauere es keine vier Wochen, so müßten sie ihn wieder rufen. Bucher bezweifelte, daß er in solchem Falle kommen würde, und sagte positiv, soweit er ihn kenne, werde er, einmal abgetreten, nicht wieder annehmen. Er fühle sich in Barzin, fern von Geschäften und Verdruß aller Art, gar zu wohl. Am liebsten sei er in Wald und Feld. „Glauben Sie mir,“ hätte die Gräfin einmal zu ihm gesagt, „eine Wruke (Feldrüse) interessirt ihn mehr als Ihre ganze Politik“ — was wir doch mit einiger Vorsicht annehmen und auf gelegentliche Stimmungen beschränken wollen.

Gegen halb zwei Uhr war ich bei ihm zum Vortrag. Er



Abkommen vom 16. April 1856 anschließen wollten. Ich entgegnete, daß Deutschland daran kein rechtes Interesse hätte. Oder ob wir uns nicht verpflichten wollten, neutral zu bleiben, wenn es dort einmal zu einem Konflikt käme. Ich sagte ihm, ich wäre kein Freund von Konjunkturalpolitik, in die eine solche Verpflichtung fiel; das käme ganz auf die Umstände an. Für jetzt sähen wir keinen Grund, uns bei der Sache zu beteiligen. Das sollte ihm genügen. Übrigens wäre ich nicht der Meinung, daß Dankbarkeit in der Politik keine Stelle hätte. Der jetzige Kaiser hätte sich immer freundlich und wohlwollend gegen uns bewiesen, Oesterreich dagegen wäre bisher wenig zuverlässig und zuweilen sehr zweideutig gewesen, England — er wüßte ja, was wir dem zu verdanken hätten. Die Freundlichkeit des Kaisers wäre ein Rest des alten Verhältnisses, welches zum Teil auf verwandtschaftlichen Beziehungen beruhte, sie gründe sich aber auch auf die Erkenntnis, daß unsere Interessen mit den seinen nicht kollidirten. — Wie das künftig werden würde, wüßte man nicht, und so ließe sich darüber auch nicht reden.“ — — — „Unsre Lage wäre jetzt eine andre als früher. Wir wären die einzige Macht, die zufrieden zu sein Ursache hätte, wir brauchten niemand einen Gefallen zu thun, von dem wir nicht wüßten, daß er uns einen Gegendienst leisten wolle.“ — „Er kam immer wieder auf ein Äquivalent zurück und fragte zuletzt, ob ich ihm nicht etwas vorschlagen könnte. Ich sprach von der Öffnung der Dardanellen und des Schwarzen Meeres für alle. Das könnte Rußland angenehm sein, da es dann vom Schwarzen Meer ins Mittelmeer könnte, und der Türkei auch, da sie dann ihre Freunde gleich bei sich hätte, auch den Amerikanern, denen man damit einen der Wünsche entzöge, die sie mit Rußland verbänden, den Wunsch nämlich nach ungehinderter Schifffahrt auf allen Wasserstraßen. Er schien das einzusehen.“ — „Die Russen,“ so setzte der Kanzler für uns hinzu, „hätten übrigens nicht so bescheiden fordern sollen, sondern mehr; dann hätten sie ohne Schwierigkeit die Sache mit dem Schwarzen Meere bekommen.“ — — —

Das Gespräch drehte sich dann um die vier Punkte des neuen Seerechts: keine Kaperschiffe ausrüsten, Nichtwegnehmen der Ware, soweit sie nicht Kriegskontrebande; Blokade nur gültig, wenn



Ich hoffe nur, die gesunde Kraft der Nation werde trotz der höchst mangelhaften Staatsformen gedeihen.“ Das hoffe ich auch, zumal mir das Mangelhafte dieser Staatsformen nicht so gefährlich vorkommt, als unserm Freunde in Heidelberg. Übrigens, was hilft das Klagen über Dinge, die nicht anders zu gestalten waren. Was gemacht werden konnte, ist gemacht, und nun heißt die Parole: nimm, was zu haben ist; bei Fleiß, Geschick und Geduld wird mit der Zeit mehr daraus werden.

Vor Tische wohnte ich wieder dem Begräbniß von zwei Soldaten bei, die im Schloßlazarett gestorben waren. Der Zug ging über den Boulevard de la Reine und die Rue Adelaïde nach dem Gottesacker. Die Franzosen grüßten die Särge auch diesmal durch Abnehmen der Kopfbedeckungen. Die Musik spielte auf der Straße die Melodie: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen“ und an dem großen Massengrabe draußen: „Wie sie so sanft ruhn.“

Am Diner nahmen der Chef und als Gast Graf Holnstein teil. Das Gespräch bezog sich heute nicht auf Politik. Der Minister erzählte recht aufgeräumt und mittheilend von den verschiedensten Dingen. Er bemerkte u. a., daß er als junger Mann ein rascher Läufer und tüchtiger Springer gewesen, dagegen seien seine Söhne ungewöhnlich muskelstark in den Armen. Im persönlichen Kampfe möchte er sich mit denen nicht versuchen. Er ließ dann das Etui mit der ihm vom Juwelier Bissinger verehrten Goldfeder holen und zeigte sie seinem Gaste, wobei er erwähnte, die Gräfin habe geschrieben, wie es denn eigentlich mit dieser Feder stünde, „es würde wohl ebenso eine Lüge sein, wie die Geschichte mit dem Bengel in Meaux“ — wo sie, wie ich erst jetzt erfuhr, dem Chef unversehens das eben geborne Kind eines in den Tagen gefallenen französischen Soldaten ins Bett gelegt haben sollten, was natürlich Zeitungserfindung war. — Man sprach dann davon, daß die Reichstagsdeputation bereits in Straßburg eingetroffen sei und übermorgen hier anlangen werde, und der Kanzler äußerte: „Da müssen wir doch endlich auch daran denken, was wir ihnen antworten wollen. Simson wird das übrigens wohlthun. Der hat solche Sachen schon mehrmals mitgemacht, bei der ersten Kaiserdeputation, dann auf der Hohenzollern-



lezt war die Rede davon, daß sein Sohn, Graf Bill, als der erste Deutsche in Rouen eingeritten war. Jemand äußerte, er werde den Bewohnern dieser Stadt den überzeugenden Beweis geführt haben, daß es unsern Truppen bisher nicht an guter Verpflegung gefehlt habe, worauf der Kanzler wieder auf die Stärke seiner „Zungen“ kam. „Sie haben für ihr Alter ungewöhnlich viel Kraft,“ bemerkte er, „obwohl sie nicht geturnt haben. Sehr gegen meinen Wunsch nicht; aber es wollte sich im Auslande keine Gelegenheit finden.“ Bei der Nachtschizgarre fragte er, ob die Herren vom Bureau rauchten. — „Alle,“ antwortete Abeken. — „Nun, dann soll Engel doch die Hamburger Zigarren an sie verteilen. Ich habe soviel davon bekommen, daß ich, wenn der Krieg noch zwölf Monate dauert, immer noch welche mit nach Hause bringe.“

Nach neun Uhr abends zweimal zum Minister gerufen. — — Die Notiz in die Presse gebracht, daß Tarbé, der Redakteur des jetzt in Brüssel erscheinenden „Gaulois,“ dadurch aus Paris und durch die preußischen Linien entkommen ist, daß er einem Schweizer seinen Passirschein für zehntausend Franken abgekauft hat. „Den andern Schweizer (der nach unsrer Quelle einem zweiten Pariser die Erlaubnis zum Durchgang durch unsre Postenkette für sechstausend Franken abgetreten) lassen Sie unerwähnt,“ sagte der Chef. „Es sähe aus, als wollten wir die Schweiz chikaniren, und das ist doch nicht unsre Absicht.“

Donnerstag, den 15. Dezember. Das Wetter lau. Es wird von den Forts fast gar nicht geschossen. — — Bei Tische waren von Gästen zunächst die Grafen Frankenberg und Lehndorff zugegen. Eine halbe Stunde später erschien auch Fürst Pleß. Der Minister war recht aufgeräumt und gesprächig. Man unterhielt sich zuerst von der Tagesfrage, d. h. vom Beginn des Bombardements, und der Chef äußerte, dasselbe sei nun wohl in acht oder zehn Tagen zu erwarten, der Erfolg aber werde in den ersten Wochen vielleicht gering sein, da die Pariser Zeit gehabt hätten, Vorkehrungen dagegen zu treffen. Frankenberg sagte, in Berlin und vorzüglich im Reichstage spräche man von nichts so viel als von den Ursachen, aus denen man bis jetzt unterlassen, Paris zu bombar-





men, blauer Himmel darüber. Ich sah jeden einzelnen Baum. Ich bemühte mich, es los zu werden, aber es kam immer wieder und quälte mich, und als ich's zuletzt aus dem Gesichte verlor, kam andres — Akten, Notizen, Depeschen, bis ich endlich gegen Morgen einschlief.“

Das Gespräch wendete sich dann auf das schöne Geschlecht hierzulande, und der Chef sagte: „Ich bin ziemlich viel durch Frankreich gekommen — auch im Frieden, ja — ich erinnere mich aber nicht, irgendwo ein hübsches Landmädchen gesehen zu haben, oft aber abschreckend häßliche Dinger. Aber ich glaube, daß es welche giebt, nur gehen sie, wenn sie hübsch sind, nach Paris und verwerten es.“ Gegen den Schluß hin beschäftigte sich die Unterhaltung mit der ungeheuern Verwüstung, welche der Krieg über Frankreich gebracht hat, wobei der Minister u. a. bemerkte: „Ich sehe noch voraus, daß alles leer und herrenlos wird, und daß man wie nach der Völkerwanderung verdienten Pommern und Westfalen die Ländereien verleiht.“

Nach Tische mit H., der morgen nach Bougival auf Vorposten geht, wo beiläufig dieser Tage eine französische Granate in ein Haus gefahren ist und mehrere Leute verwundet hat, im Hotel de Chasse ein Glas Bier getrunken. Sein Vetter war dabei, der Arzt im Schloßlazarett ist. Derselbe kam auf den Besuch zu sprechen, den der Chef neulich in den Krankensälen gemacht, und meinte, der dabei beteiligt gewesene Doktor wäre in der Art, wie der Herr Bundeskanzler angenommen, wirklich nicht schuldig, wenn die Leute ungenügend versorgt würden, ebenso wenig der andre Angeklagte. Der Wärter, der unserm Grafen über die Vernachlässigung der Kranken berichtet, wäre ein Säufer und in jeder Beziehung unzuverlässig. Die Schuld trüge zunächst die zu knapp bemessene „Form“ der Krankenkost in den preußischen Spitälern. Die Leute könnten davon nicht leben und nicht sterben. Ohne die Beiträge der freiwilligen Krankenpflege, ohne Liebesgaben ginge es gar nicht, und die hätte jener Arzt durch schroffes und kurz angebundenes Benehmen gegen solche, die Gaben bringen wollten, z. B. gegen französische Damen, allerdings vielfach geschmälert.

Abends beim Thee war zuerst nur Bucher zugegen. — Dann kam Reudell dazu, der ziemlich gedrückt und besorgt war über die riesigen Aushebungen Gambettas, die man, wie er beim Generalstabe gehört, auf 1 300 000 Mann veranschlagt. Zwar hat er von Moltkes Leuten auch erfahren, daß wir achtzig- bis neunzigtausend Mann neuer Truppen bekommen sollten, er glaube aber, daß wir eine halbe Million haben müßten; denn wie wäre es, wenn die Franzosen von Südosten herauf mit 300 000 Mann einen Vorstoß auf unsre dünne Verbindungslinie mit Deutschland ausführten? Wir könnten dann leicht in die Nothwendigkeit kommen, Paris sich selbst zu überlassen. — Wohl eine zu melancholische Auffassung der Sachlage.

---









Holnstein und Fürst Putbus geladen. Die Unterhaltung bewegte sich zuerst um den bairischen Vertrag, und Holnstein erwartete, daß er die Zustimmung der zweiten Kammer finden werde, zu der eine Majorität von zwei Dritteln der Stimmen erforderlich ist; man wisse schon, daß er nur etwa vierzig Stimmen gegen sich haben werde. Auch daß er von der Kammer der Reichsräte keine Ablehnung erfahren werde, sei so gut wie sicher. Der Chef bemerkte, „Thüngen wird wohl dafür sein.“ — Holnstein erwiderte: „Ich glaube; denn der hat ja auch für die Beteiligung am Kriege gestimmt.“ — „Ja,“ sagte der Minister, „der gehört zu den ehrlichen Partikularisten; aber es giebt auch Partikularisten, die nicht ehrlich sind, die andre Zwecke verfolgen.“ — Holnstein versetzte: „Gewiß! von den Patrioten haben welche das deutlich gezeigt, sie haben das »Für König und Vaterland« weggelassen und bloß das »Mit Gott« beibehalten.“

Putbus brachte das Gespräch dann auf das nahe Fest und meinte, es sei doch hübsch, daß die Leute in den Lazaretten auch ihren Weihnachtsbaum haben sollten. Es werde dafür gesammelt, und man habe schon zweitausendfünfhundert Franken beisammen. „Pleß und ich haben gezeichnet,“ fuhr er fort. „Dann hat man es auch dem Großherzog von Weimar vorgelegt, und der hat dreihundert Franken gegeben, der Coburger zweihundert.“ — „Er hat es so einrichten müssen, daß er nicht mehr als Weimar und nicht weniger als Pleß schrieb.“ — — — Putbus äußerte, man werde die Liste auch Seiner Majestät vorlegen, worauf der Chef bemerkte: „Nun, mir werden Sie die Beteiligung daran doch auch gestatten?“ — — —

Es wurde dann erzählt, daß bei Weßlar ein französischer Luftballon niedergefallen sei, und daß es hieße, Ducrot sei darin gewesen. — „Nun, der wird doch erschossen?“ fragte Putbus. — „Nein,“ entgegnete der Chef, „wenn er vor ein Kriegsgericht kommt, so thut ihm das nichts; aber ein Ehrenrat würde ihn ganz sicher verurteilen — so sagen mir Offiziere.“

„Sonst nichts neues von militärischen Ereignissen?“ erkundigte sich Putbus. Der Minister antwortete: „Beim Generalstabe viel-









ten Beeten blühen verborgne Veilchen, von denen wir für Abekens Frau einen recht artigen Strauß pflückten. Erst gegen zwölf Uhr verzog sich der Nebel wieder.

Im Laufe des Vormittags schrieb ich einen zweiten Artikel über die neue französische Anleihe. Beim Frühstück hörte man, daß Vendome von den Unsern besetzt worden. Von den Sekretären wurde erzählt, daß der Chef die Gewohnheit hat, wenn er ihnen diktirt, im Zimmer auf- und abzugehen und dann und wann an einen Tisch, einen Stuhl oder an eine Kommode zu klopfen, bisweilen schwänge er dabei auch die Quaste seines Schlafrockes. Er scheint heute übrigens keine gute Nacht gehabt zu haben; denn er hatte um halb zwölf Uhr noch nicht gefrühstückt und war eine Stunde später noch nicht zu sprechen. Beim Könige soll heute eine große Beratung der Militärs stattfinden — vielleicht in Sachen des Bombardements? — Am Nachmittag in einem Aufsatz die sich immer mehr häufenden Fälle besprochen, daß gefangne französische Offiziere mit Bruch ihres Ehrenwortes sich aus den Orten, wo sie internirt worden, entfernen und sich nach Frankreich begeben, um wieder Dienste gegen uns zu nehmen. Diese Fälle übersteigen bereits die Zahl fünfzig, und unter den Entwichenen befinden sich Offiziere aller Grade, sogar drei Generale: Ducrot, Gambriels und Barral. Nach der Schlacht bei Sedan hätten wir die in die Festung eingeschlossene französische Armee durch Vernichtung unschädlich machen können. Menschlichkeit und Vertrauen auf Worthalten ließen uns davon absehen. Die Kapitulation wurde gewährt, wobei wir annehmen mußten, daß alle Offiziere mit derselben einverstanden und bereit seien, den Bedingungen nachzuleben, die sie auferlegte. War dies nicht der Fall, so mußten wir davon in Kenntniß gesetzt werden. Wir würden dann diese Ausnahmen als Ausnahmen behandelt, d. h. den betreffenden Offizieren nicht die Zugeständnisse gemacht habe, die den übrigen zu teil wurden, mit andern Worten, man würde ihnen nicht die freie Bewegung gestattet haben, die sie jetzt in so schmählcher Weise benutzen. Der bei weitem größere Teil der gefangenen Offiziere freilich ist dem gegebenen Worte treu geblieben, und so könnte man über die Sache mit einem Achselzucken







darüber, wie ich ihn auffasse. Ich sagte ihm, die Herren hätten der Geschichte von Brown, Smith und Robinson ein neues Kapitel hinzugefügt. Es wäre billigerweise nicht zu verlangen, daß unsre Soldaten und Subalternoffiziere Englisch verstünden, und die Sache schiene mir auf ein Mißverständnis hinauszulaufen. Er entgegnete, Hozier hätte ja aber deutsch gesprochen, auch hätten alle vier Herren gute Papiere in deutscher Sprache bei sich gehabt, die mit den Unterschriften von Moon und Blumenthal versehen gewesen wären. — „Se nun,“ erwiderte ich, „dann ist’s aller Wahrscheinlichkeit nach ein wenig zu viel militärische Gewissenhaftigkeit, zu viel Eifer und Vorsicht gewesen.“ — Mr. Conningby versetzte, er könne das nicht in dem Lichte betrachten, er wäre der Ansicht, die Leute hätten die Korrespondenten als Engländer schlecht behandelt, weil sie von der Erbitterung der Deutschen über die englischen Waffensendungen angesteckt gewesen wären. Aber wir würden schon sehen, was davon käme. — Ich mochte ihm nicht sagen, daß das, was er Erbitterung genannt, wohl mehr Mißtrauen gewesen sein würde, und daß ich das begreiflich fände. So bemerkte ich bloß: „Es wird vermutlich einen großen Lärm, ein entrüstetes Aufrauschen in der Presse geben, weiter nichts.“ Ich könnte mir wirklich nicht denken, daß dabei mehr herauskommen würde, fügte ich hinzu. Er meinte, dabei würde es nicht bleiben, und redete vom britischen Löwen und vom civis Romanus. — Ich erwiderte, der Löwe würde brüllen, und wir würden denken: Gut gebrüllt, Löwe! Noch einmal brüllen! Und was den civis angehe, so hätten sich die Zeiten, seit der Mode gewesen, doch einigermaßen geändert. „People have their own thoughts about these notions.“ — Er äußerte, wir wären von unsern Erfolgen sehr stolz geworden, und der britische Löwe könnte nicht bloß brüllen, sondern auch fechten, wenn er nicht befriedigt würde. Das mindeste, was man fordern müßte, wäre die Entlassung des bei der Arretur seiner Landsleute beteiligten Offiziers. — Ich bat ihn, sich nicht aufzuregen, sich die Sache mit kaltem Blute anzusehen. Sie wäre wirklich in keiner Beziehung gefährlich. Wir würden unsre Leute gewiß nicht ohne weiteres dem Löwen zum Fraße vorwerfen, wie sehr das Tier auch zürne. Wäre den Korrespondenten in der









da giebt es viele — Meyerbeer, Mendelssohn, Halévy — aber Maler — der Jude malt wohl, aber nur, wenn er's nicht nötig hat.“

Abeken berichtete dann von der Predigt, die Rogge gestern in der Schloßkirche gehalten, und meinte, er habe zu viel aus der Reichstagsdeputation gemacht, woran er einige geringschätzigte Äußerungen über den Reichstag überhaupt knüpfte. — Der Chef erwiederte: „Dieser Meinung bin ich doch nicht — garnicht. Die Leute haben uns eben wieder hundert Millionen bewilligt, und sie haben trotz ihrer doktrinären Ansichten die Verträge von Versailles gutgeheißen, was manchem sehr schwer gefallen sein wird. Das ist doch anzuerkennen. Nein, ich kann nicht so urteilen. Ich bin bloß über Delbrück ärgerlich, der mir Angst machte, sie würden nicht darauf eingehen.“

Der Geheimrat kam dann auf die Vorgänge, die in Ems kurz vor Ausbruch des Krieges stattgefunden hatten, und erzählte, der König habe nach einer gewissen Depesche geäußert: „Na, nun wird auch er [Bismarck] mit uns zufrieden sein,“ „und ich glaube,“ setzte Abeken hinzu, „daß Sie zufrieden waren.“ Nach der Antwort, die der Kanzler gab, war es eine geteilte Zufriedenheit gewesen. — — „Ich besinne mich,“ sagte er, „wie ich in Barzin die Nachricht bekam. Ich war gerade ausgefahren, und wie ich zurückkam, fand ich das erste Telegramm. Wie ich dann abreiste, fuhr ich bei unserm Pastor vorbei — in Wussow. Der stand gerade vor seinem Thorwege und grüßte. Ich sagte garnichts zu ihm und machte es bloß so [Bewegung eines Kreuzhiebes] — Einhauen. Er verstand mich, und ich fuhr weiter.“ Er erzählte dann von den Schwankungen der Sache bis zu einer gewissen Wendung, auf welche die Kriegserklärung gefolgt sei. — — —

Der Minister bemerkte darauf, er habe ursprünglich gestern auch in die Kirche kommen wollen. „Ich hatte aber Angst, mich zu erkälten in dem Zuge,“ sagte er, „ich habe davon schon einmal die schrecklichsten Kopfschmerzen bekommen. Außerdem war mir auch bange, Rogge möchte zu viel sagen.“

Später kam er — auf welchem Wege, ist mir entfallen — auf den „Rußkrieg“ zu reden, der sich nach der Schlacht bei Tannenberg



ist, und von dem er dieser Tage gegen Reudell äußerte, er sei ganz unerseßlich, und von der Einwirkung der Frau dieses Ministers auf seine Entschlüsse und seine gesamte Haltung wendete sich das Gespräch auf den Einfluß, den energische Frauen auf ihre Männer überhaupt üben. „Ja,“ sagte der Chef, „wo so ein Verhältniß ist, weiß man oft nicht, wem man das Verdienst oder den Schaden zuschreiben soll, quid ipse fecit et quid mulier fecit“ — was er mit vielen hier nicht mitteilbaren Beispielen belegte. — — —

Der Minister kehrte erst nach zehn Uhr vom Kronprinzen zurück und ging dann mit dessen Hofmarschall, der zehn Minuten nach ihm anlangte, noch eine Weile im Garten spazieren. Als ich später vom Thee in meine Stube hinauf will, flüstert mir Engel die Treppe hinauf nach: „Wissen Sie's schon, Herr Doktor, morgen Abend speist der Kronprinz bei uns.“

Dienstag, den 20. Dezember. Mildes, trübes Wetter. Ich telegraphire wieder verschiedene kleine militärische Erfolge und mache für den König das Urtheil zurecht, daß die „Nationalzeitung“ in ihrem Leitartikel vom 15. Dezember über Moltkes Brief an Trochu abgegeben hat. Dann auf Befehl des Chefs zwei Artikel geschrieben, die sich vervielfältigen sollen: über ein Mißverständnis oder eine Verdrehung der Proklamation des Königs nach Überschreitung der französischen Grenze, und über das Verhalten Trochus gegenüber den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung.

Im ersten hieß es ungefähr: Mehrmals schon haben wir einem Mißverständnis oder einer absichtlichen Verfälschung der Worte entgegenzutreten gehabt, welche König Wilhelm in der Proklamation vom 11. August d. J. an das französische Volk richtete. Jetzt tritt uns diese Geschichtsfälschung von neuem entgegen, und zwar zu unsrer Verwunderung in der Schrift eines sonst achtbaren französischen Geschichtsforschers. Herr d'Haussonville hat in seiner Broschüre: „La France et la Prusse devant l'Europe“ eine Behauptung aufgestellt, die seiner Wahrheitsliebe oder, sagen wir, seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit wenig Ehre macht. Die ganze Flugschrift ist leicht und oberflächlich gearbeitet, voll Übertreibungen, Irrtümer und Behauptungen, die keinen andern Wert als den von grundlosen



d'Haußonvilles und dem Original der Proklamation springt in die Augen, und irgendwelche Unklarheit, die einen Irrtum entschuldigen könnte, ist in der letztern sicher nicht zu entdecken.

Der andre Artikel lautete: „Die Delegation der Regierung der nationalen Verteidigung, die sich gegenwärtig in Bordeaux befindet, hat sich von der Nutzlosigkeit eines längeren Widerstandes gegen die deutschen Heere überzeugt und würde selbst nach der Ansicht des Herrn Gambetta bereit sein, mit Deutschland auf die von diesem letzteren geforderten Grundlagen hin Frieden zu schließen. Der General Trochu dagegen soll entschlossen sein, den Kampf fortzusetzen. Nun aber hätte die Delegation von Tours, jetzt in Bordeaux, dem General Trochu gegenüber von Anfang an die Verpflichtung übernommen, ohne dessen Zustimmung nicht über den Frieden zu verhandeln. Nach andern Nachrichten hätte der General Trochu Lebensmittel für mehrere Monate auf den Mont Valérien bringen lassen, um sich mit den Truppen, die sich um ihn sammeln würden, dorthin zurückzuziehen, nachdem die Kapitulation von Paris zur Notwendigkeit geworden, und um auf diese Weise Einfluß auf die Geschicke Frankreichs zu üben, nachdem der Frieden abgeschlossen worden. Man glaubt, daß dieses Verfahren den Zweck verfolgt, die Interessen der Familie Orleans wahrzunehmen, zu deren Anhängern der General Trochu gehören soll.“

Als ich diese Artikel im Bureau zur Beförderung abgab, teilte mir Reudell mit, der Chef habe bewilligt, daß mir von jetzt an alle Eingänge und Ausgänge von Staatschriften auf Verlangen zur Einsicht vorgelegt würden, gab mir sogleich ein Telegramm von der Hand des Ministers, das sich auf Luxemburg bezog, zu lesen, und schickte mir dann durch Wollmann die meine bessere Information betreffende Verfügung.

Als der Minister nach drei Uhr zum Könige gefahren, machte ich mit Wollman eine Tour durch die Stadt und zunächst über die Avenue de Saint Cloud. Da kommt uns von weitem auf dem Fahrweg eine eigentümliche dunkelblaue Masse entgegen. Es scheinen Soldaten und doch auch nicht Soldaten zu sein. In geschlossenen Gliedern, mit taktmäßigem Schritt marschirt es heran. Gewehre





im Süden rote Republikaner, anderswo gemäßigte, und die reguläre Armee gehört noch dem Kaiser, wenigstens die Mehrzahl der Offiziere. Es kann kommen, daß jeder Teil seiner Überzeugung folgt, ein republikanischer, einer, wo die Bourbonen, einer, wo die Orleans die meisten Anhänger haben, und dann die Leute Napoleons, Tetrarchen von Judäa, Galiläa u. s. w.“

Der Kronprinz äußerte, es hieße, Paris müsse unterirdische Verbindungen mit der Außenwelt haben. Der Chef glaubte das auch und sagte: „Lebensmittel wird es auf dem Wege nicht bekommen, wohl aber Nachrichten. Ich habe schon gedacht, ob es nicht möglich wäre, die Katakomben durch die Seine mit Wasser zu füllen und so wenigstens die tieferliegenden Quartiere der Stadt zu überschwemmen. Die Katakomben gehen ja unter der Seine weg.“ Bucher bestätigte das letztere, er sei in den Katakomben gewesen und habe da an verschiedenen Stellen Seitengänge bemerkt, in die man aber niemand hineingelassen habe. — Dann meinte jemand, wenn Paris jetzt genommen würde, so müßte das auch auf die Stimmung in Baiern wirken, von wo die Nachrichten wieder einmal nicht gut lauteten. — — „Der Deutsche in den oberen Regionen ist immer der König,“ sagte der Chef. — — —

Das Gespräch wendete sich einer andern fürstlichen Persönlichkeit in München zu, die als sehr preußenfeindlich, aber als zu alt und gebrechlich geschildert wurde, um sehr gefährlich zu sein. „Er trägt sehr wenig Natur mehr an sich,“ wurde bemerkt. —

„Das bringt mich auf den Gr—,“ sagte der Minister, „der hatte auch so ziemlich alles falsch an sich, Haare, Zähne, Waden, ein Auge. Wenn der sich früh anziehen wollte, lag die größere Hälfte und die bessere von ihm neben dem Bette auf Stühlen und Tischen herum. Es war wie mit dem Neuverheirateten in den Fliegenden Blättern, als die Braut sich auszog und die Haare dahin, die Zähne dorthin legte, andre Teile anderswohin. Da sagte der Bräutigam: »Aber was bleibt denn nun für mich?«“ — — —

Der Chef erzählte dann, daß die Wache an der Wohnung des Kronprinzen, ein Pole, ihn neulich abends nicht habe ins Haus lassen wollen; erst als er sich mit ihm auf polnisch verständigt, sei der



„Es muss noch eine Gewissheit erlangt werden, bemerkte der Kronprinz. Aber das geht es ja selbstverständlich an. Sie wohlgerichtet über die Grenzen von Jütland hinaus aus, um die nächste Provinz, die noch nicht ist, so lange der ist.“

„Der Kronprinz der Ober. Das kommt von der Überlegenheit. Es ist eine Überlegenheit des kaiserlichen Ansehens, die Jütland von Altona und Rendsburg und Stralsund und Güstrow. Die Sonne wollen durchaus eine neue Provinz haben.“

Der Kronprinz brachte darauf das Gespräch auf die Oberen und Unteren und fragte, ob das nicht sei. Der Minister legte ihm die Grundzüge dieses Gesetzes auseinander und fuhr dann fort: „Wenn man z. B. das Wort »aber« schreiben will, so schreibt man die Silbengruppe für »aber« und läßt dann die folgen, welche »aber« die beiden letzten Silben« bedeutet. Darnach setzt man die Oberen für »Berlin« und läßt den Leser wieder die letzte Silbe schreiben. So hat man »aber«.“

Zuletzt, beim Dessert, zog der Kronprinz eine kurze Tabakspfeife mit Porzellanstopf, auf dem ein Adler, aus der Tasche und zündete sie sich an, während wir andern uns Zigarren anzündeten.

Nach Tisch gingen der Kronprinz und der Minister mit den Räten in den Salon zum Kaffee. Nach einer Weile wurden wir — ich und die Sekretäre — durch Abeten aus dem Bureau geholt, um dem zukünftigen Kaiser vom Ober förmlich vorgestellt zu werden. Das ließ indes wohl eine Viertelstunde auf sich warten, da der Kanzler mit dem Kronprinzen in ein Gespräch verknüpft war. Sein hoher Gast stand dabei in der Ecke zwischen dem Pianino der Madame de Sévigné und dem einen Fenster, und der Ober sprach leise mit ihm, wobei er meist die Augen niederge schlagen hatte, während der Kronprinz mit ernster, fast finsterner Miene zusah. Bei der Vorstellung kam zuerst Wollmann an die Reihe, dem der Kronprinz u. a. bemerkte, er kenne seine Handschrift. Dann ich, Ober: „Doktor Buch, für Preußen.“ — Kronprinz: „Wie lange sind Sie im Staatsdienst?“ — „Zeit Februar, königliche Hoheit.“ — Ober: „Doktor Buch war ein Sachse, Dresdner.“ — Der Kronprinz äußerte, Dresden wäre eine hübsche Stadt, er wäre immer gern da gewesen. Was ich früher gemacht? — Ich hätte die »Grenzboten« redigiert,



Um halb elf Uhr zum Chef gerufen, der eine Nachricht über die Neigung Gambettas, den Widerstand aufzugeben, und Trochuß Plan mit dem Mont Valérien in den „Moniteur“ haben will,

Mittwoch, den 21. Dezember. Früh wieder Reilchen gesucht und gefunden. Dann die eingegangnen Nova studirt. Später eine darunter befindliche Abhandlung über den Vertrag zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen, der im Jahre 870 — also gerade vor tausend Jahren — bei der Teilung Lothringens die erste deutsch-französische Grenze feststellte, für die Presse ausgezogen. Nachmittags, als der Chef ausgeritten, mit Wollmann einen Spaziergang unternommen. Scharfer kalter Wind, etwa Gefrierpunkt. Wir wollen in den Schloßpark, aber das Gitter vor dem Bassin des Neptun ist geschlossen, und auch am Durchgange neben der Kapelle läßt uns die Schildwache nicht passieren. Man erzählt, daß in der Stadt eine Haussuchung im Gange ist. Es heißt weiter, daß man nach versteckten Gewehren jahndet, andern zufolge auch nach Individuen, die sich zum Zweck eines Putches in die Stadt eingeschlichen hätten, was wohl nicht zu glauben ist. Wir durchwanderten nun die Stadt. Auf der Avenue de Saint Cloud sind die Matrosen aufgestellt, mit deren Befehlshaber wir unsern Chef sprechen sehen. Auf der Rue de la Pompe stehen auf der rechten Seite vor jedem Hause Infanterieposten, am Place Roche hält ein Dragonerkommando. Alle Ausgänge aus der Stadt sind gesperrt. Wir sehen Blousenmänner arretiren und auf der Avenue de Paris einen Büchsenmacher, dem ein Soldat eine Anzahl Jagdgewehre nachträgt. Auch ein Geistlicher wird eingebracht. Zuletzt hatte man etwa ein Duzend Schuldige und Verdächtige beisammen, die in das Gefängniß auf der Rue Saint Pierre wandern mußten, wo sie auf dem Hofe aufgestellt wurden. Es waren einige recht verwogne Gesichter darunter. Es hieß, daß man bei dem Büchsen Schmied 43 Gewehre und einen Lauf gefunden habe — was ihm vermutlich nicht gut bekommen wird.\*)

---

\*: Der Mann hieß Litrant und kam, da ihm wahrscheinlich nur Waffenverheimlichung nachzuweisen war, ziemlich glücklich weg. Man ließ ihn einfach eine unfreiwillige Reise nach Deutschland antreten.



der Chef bemerkte, wenn sie die eroberten Kanonenboote in die Seine bringen könnten, so wären gute Dienste von ihnen zu erwarten. Dann kam er wieder auf Jugenderinnerungen zu sprechen, wobei er nochmals des Kuhhirten Brand gedachte, und hierauf erzählte er von seinem Eltervater, der, wenn ich recht verstand, bei Gzaslau gefallen war. „Die alten Leute bei uns haben ihn,“ so berichtete er, „meinem Vater oft noch beschrieben. Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und ein starker Zecher. Er hat einmal in einem Jahre hundertundvierundfünfzig Rothirsche geschossen, was ihm der Prinz Friedrich Karl kaum nachthun wird, aber der Herzog von Dessau.“ — „Ich besinne mich, daß mir erzählt wurde, wie er in Gollnow stand, da aßen die Offiziere zusammen, die Küche führte der Oberst. Da war's Mode, daß bei Tische fünf oder sechs Dragoner aufmarschirten auf dem Musikchor, die schossen zu den Toasten aus ihren Karabinern. Es waren da überhaupt seltsame Sitten. So zum Beispiel hatten sie statt der Latten einen hölzernen Esel mit scharfen Ranten, auf dem mußten die Dragoner, die sich was hatten zu Schulden kommen lassen, sitzen — ein paar Stunden oft, eine sehr schmerzhafteste Strafe. Und allemal am Geburtstage des Obersten und anderer, da zogen sie nach der Brücke und warfen den Esel hinein; es kam aber immer ein neuer. Sie hätten wohl hundert mal einen neuen gehabt, jagte die Bürgermeisterin [Name nicht recht verständlich, es klang wie Dalmer] meinem Vater.“ — „Dieser Eltervater — ich habe sein Bild in Berlin — ich sehe ihm wie aus den Augen geschnitten aus; das heißt, wie ich jung war, da war's, wie wenn ich mich im Spiegel sähe.“

So unterhielt man sich weiter von alten Geschichten und Persönlichkeiten und zuletzt davon, daß mancherlei aus früherer Zeit in die Gegenwart besonders des Volkes auf dem Lande hereinrage. Dabei wurde das Kinderlied: „Flieg, Maitäfer, flieg“ erwähnt, das mit dem „abgebrannten Pommerland“ wohl an den dreißigjährigen Krieg erinnere. „Ja,“ jagte der Chef, „ich weiß, daß früher bei uns Redensarten vorkamen, die offenbar bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichten. So sagte mein Vater, wenn ich gut ritt: »Er macht's ja wie« [Name nicht recht deutlich, es





Abeken mir diesen Abend auf einem Zettel zur Veröffentlichung übergab. Es heißt da:

Der „Cour. de Lyon“ vom 9. Dezember beschäftigt sich, da ihm andres Material zur Verunglimpfung der deutschen Fürsten, besonders unsers Königs, fehlt, mit Familiengeschichten, und zwar unter der Rubrik „Kriegsnachrichten“. Am gemeinsten aber benehmen sich die französischen Logen. So bringt dasselbe Blatt nach der „Emanzipation“ nachstehenden in zivilisirten Staaten wohl unerhörten Aufruf:

„Die Delegirten des R. R. C. und der F. R. I. [Freimaurerlogen, wie Abeken dazu bemerkt] haben in ihrer Sitzung zu Lyon den 26. November 1870 folgendes Erkenntniß verkündet:

1. Wilhelm und seine beiden Genossen Bismarck und Moltke, Geiseln der Menschheit und durch ihren unersättlichen Ehrgeiz Ursache so vieler Mordthaten, Brandstiftungen und Blünderungen, stehen außerhalb des Gesetzes wie drei tolle Hunde.

2. Allen unsern Brüdern in Deutschland und in der Welt ist die Vollstreckung gegenwärtigen Urtheils aufgetragen.

3. Für jedes der drei verurtheilten reißenden Tiere ist eine Million Franken bewilligt, zahlbar an den Vollstrecker oder ihre Erben durch die sieben Zentrallogen.“

Die Sache ist kaum glaublich, bei dem in gewissen Kreisen herrschenden wahnsinnigen Hass gegen uns aber doch möglich.

Nach Tisch Konzepte und Depeschen gelesen. — — — Abends L. veranlaßt, das Kapitel Gambetta-Trochu in die „Independance Belge“ zu bringen. Ihm auch mitgeteilt, daß Delbrück den 28. wieder hier eintreffen wird.

Donnerstag, den 22. Dezember. Es ist sehr kalt, wohl sechs, vielleicht acht Grad. Eisblumen überwuchern mein Fenster trotz des Scheiterhaufens im Kamin. Früh im Bureau die Eingänge und Konzepte studirt, dann oben die Zeitungen durchgesehen. Von jenen waren die über die Frage des Schwarzen Meeres und die Verteidigungsschrift der Luxemburger gegen die Vorwürfe, welche der Chef wegen Unterstützung der französischen Sache gegen sie erhob, von besonderm Interesse. Von der Sonnenfinsterniß, die um



einleuchten.“ — — — Abeken sagte hierauf: „Antonelli ist doch in den Zeitungen sehr verschieden beurteilt worden, bald als hoher, feiner Geist, bald als schlauer Intrigant, bald wieder als dummer Kerl und Schafskopf.“ — „Ja,“ erwiderte der Kanzler, „das geht aber nicht bloß der Presse so, sondern auch dem Urteilsvermögen mancher Diplomaten. Golz und unser Harry. Von Golz will ich nicht einmal reden. Das war was andres. Aber der — heute so, morgen so. Wenn ich in Barzin war und die Berichte aus Rom zusammenlaß, da hatte er seine Meinung über die Leute doch jede Woche ein paar mal total gewechselt, je nachdem sie ihn freundlich angesehen hatten oder nicht. Ja, er hatte eigentlich mit jeder Post, manchmal mit ein und derselben Post andre Ansichten.“

Abends Depeschen aus Rom, London und Konstantinopel und die Antworten darauf gelesen. — — —

Freitag, den 23. Dezember. Wieder ein sehr kalter Tag, man spricht von zwölf Grad Kälte. Eine Äußerung der „Situation,“ nach welcher die Kaiserin Eugenie Gründe gefunden hätte, mit uns Frieden zu schließen, an die Redaktion des „Moniteur,“ einen Artikel der „Times“ wegen Luxemburgs, der uns Recht giebt, nach Deutschland geschickt, den Anfang des Treitschkeschen Aufsatzes in den „Preußischen Jahrbüchern für den König zurecht gemacht.

Der Artikel der „Situation“ ist vom 17. December datirt, und es heißt darin u. u. a.:

„Ja, wir verlangen von der regierenden Kaiserin, daß sie sich mit Preußen vertrage, und von Preußen, daß es sich mit der regierenden Kaiserin vertrage, weil von dem Augenblicke an, wo die hohe Frau den Willen kundgegeben haben wird, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, der König Wilhelm durch seine eigne Würde gehalten sein wird, gegen sie ein Verfahren einzuschlagen, welches von ihm weder die Urheber des Krieges bis zum äußersten noch die verschiedenen Prätendenten erwarten können, die das Unglück ihres Vaterlandes benützen möchten, ihre Stirn mit einer Krone zu schmücken.“ — „Die Kaiserin hat sich nicht zu fragen, ob der Gedanke, dem sie am 4. September nachgegeben hat, von Frankreich recht begriffen worden ist. Sie spreche, und sie wird sehen, daß



Belagerung der Südseite von Paris bestimmte Geschützpark befindet. Es sind etwa 80 Kanonen und ungefähr ein Duzend Mörser, die in vier langen Reihen aufgestellt sind. Ich hatte mir das Aussehen dieser Zerstörungsmaschinen fürchterlicher vorgestellt. Man bemerkte, wie über dem Walde im Norden Wolken aufstiegen. Vielleicht war es der Rauch feuernder Geschütze, möglicherweise aber auch nur der von Fabrikchornsteinen.

Nach Hause zurückgekehrt, finde ich da beim Zeitungslesen, daß einer der englischen Reporters seinem Blatte ganz genau über jenen Belagerungspark berichtet hat, und ich reiche den Artikel für den Chej an, der ihn Sakfeldt — wahrscheinlich zur Beförderung an den Generalstab — übergiebt.

Bei Tisch hatten wir zu Gästen den Freiherrn und Reichstagsabgeordneten von Schwarzkoppen und meinen alten Bekannten von Hannover, Herrn von Büchel, der inzwischen Kreishauptmann in Celle geworden war. — — — Beide sollten Präsektenposten oder etwas ähnliches übernehmen. — — — Ferner waren Graf Lehndorff und der Husarenleutnant von Dönhoff, ein ungewöhnlich hübscher Mann und, wenn ich nicht irre, Adjutant beim Prinzen Adalbert, zugegen. Auch das Menu von heute möge als ein Beispiel dafür, wie gut unsre Tafel in Versailles bestellt war, notirt werden. Es lautete: Zwiebelsuppe (dazu Portwein), Wildschweinsrücken (dazu Tivoli-Aktienbier), Irish Stew, Putenbraten, Maronen (hierzu Champagner und nach Belieben Rotwein) und Dessert, das aus vortrefflichen Calvillenäpfeln und prachtvollen Birnen bestand. Man erwähnte, daß der General von Voigts-Rheß mit der neunzehnten Division vor Tours stehe, dessen Bevölkerung Widerstand geleistet habe, jodaß man die Stadt mit Granaten habe beschießen müssen. Der Chej bemerkte dazu: „Das ist nicht in Ordnung, daß er nicht mehr geschossen hat, als sie die weiße Fahne aufzogen. Ich hätte fortgefahren mit Granaten gegen die Gesellschaft, bis sie mir vierhundert Geiseln herausgeschickt hätten.“ Er mißbilligte dann wieder das milde Verfahren der Offiziere gegen die Widerstand leistenden Zivilisten. Selbst offenkundiger Verrat würde kaum gehörig gestraft, und so dächten die Franzosen, sie dürften sich alles gegen uns



Blatt sei; der Chef aber blieb bei seiner Meinung. Jemand bemerkte dann, der „Moniteur“ spräche jetzt ein besseres Französisch. „Das mag sein,“ versetzte der Minister. „Darauf aber kommt mir's nicht so sehr an. So sind wir Deutschen aber. Immer fragen wir, auch in den höchsten Kreisen, danach, ob wir andern gefallen und bequem sind. Wenn sie's nicht verstehen, so mögen sie Deutsch lernen.“ — „Es ist einerlei, ob eine Proklamation in schönem französischen Stil abgefaßt ist, wenn sie nur sonst passend und verständig spricht. Vollkommen werden wir in einer fremden Sprache doch nicht. Es ist unmöglich, daß einer, der sie nur etwa dritthalb Jahre bisweilen gebraucht, sich in ihr so gut ausdrücken kann, wie jemand, der sie vierundfünfzig Jahre immer gebraucht hat.“ — Man lobte die Steinmeßsche Proklamation ironisch und zitierte wunderliche Sprachproben aus ihr, und Lehndorff jagte: „Keines Französisch war es nicht, das muß wahr sein, aber deutlich war es.“ — Chef: „Ja, das Verstehen ist ihre Sache. Wenn sie's nicht können, mögen sie sich jemand nehmen, der's ihnen übersetzt. Alle Leute, die sich was wissen mit ihrer Gewandtheit im Französischen, sind für uns nicht zu brauchen. Das ist aber das Unglück bei uns: wer nicht ordentlich deutsch spricht, ist schon dadurch ein gemachter Mann, besonders wenn er dafür englisch radebricht. Der alte [ich verstand: Weyendorff — andre hatten Napier gehört] hat mir einmal gesagt: »Trauen sie keinem Engländer, der das Französische mit richtigem Accent spricht,« und ich habe das meist bestätigt gefunden. Nur Odo Russell möchte ich ausnehmen.“

Er erzählte sodann, daß der alte Anekebed einmal zu aller Verwunderung im Staatsrat aufgestanden sei und um das Wort gebeten habe. Nachdem er ein Weilchen dagestanden, ohne etwas zu sagen, habe jemand gehustet. Da habe er gesagt: „Ich bitte mich nicht zu unterbrechen,“ dann sei er noch ein paar Minuten stehen geblieben, worauf er verdrießlich geäußert: „Nun habe ich vergessen, was ich vorbringen wollte,“ und sich niedergelegt habe.

Die Rede kam auf Napoleon den Dritten, und der Chef erklärte denselben für beschränkt. „Er ist,“ fuhr er fort, „viel gutmütiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der fluge





und Königsberger. Fassen sie nur einen Juden an, da schreit's gleich in allen Ecken und Winkeln — oder einen Freimaurer. Und dann kam hinzu, daß sie gegen eine Volksversammlung einschritten, was nicht gerechtfertigt war.“ Er charakterisirte dann die Königsberger als immer oppositionell und krahehlerisch. — „Ja, Königsberg,“ sagte Lehndorff, „daß hat Manteuffel verstanden, wenn er in seiner Ansprache meinte: »Königsberg bleibt Königsberg.«“

Jemand erwähnte hierauf, daß man Briefe an Favre mit „Monsieur le Ministre“ anfinke, worauf der Chef äußerte: „Ich werde nächstens an ihn schreiben: Hochwohlgeborener Herr.“ Daraus entspann sich eine byzantinische Disputation über Titulaturen und die Anreden Excellenz, Hochwohlgeboren und Wohlgeboren. Der Kanzler vertrat dabei entschieden antibyzantinische Ansichten und Absichten. „Man sollte das ganz weglassen,“ sagte er. „In Privathriefen brauche ich's auch nicht mehr, und amtlich gebe ich das Hochwohlgeboren den Räten bis zur dritten Klasse.“

Bfuehl bemerkte, im Gerichtsstil ließe man die großen Anreden ja auch weg, da hieße es einfach und ohne Titel: „Sie haben sich an dem da und da einzufinden.“ — „Ja,“ entgegnete der Minister, „aber Ihre juristischen Anreden sind doch auch nicht gerade mein Ideal. Da fehlt bloß noch, daß es heißt: Sie Lumpenhund haben u. s. w.“

Abeken als Byzantiner reinsten Wassers meinte, die Diplomaten hätten es schon übel vermerkt, daß man ihnen bisweilen ihre Titulaturen nicht ganz hätte zu teil werden lassen, und das Hochwohlgeboren gebühre nur den Räten zweiter Klasse. — „Und den Leutnants,“ rief Graf Bismarck-Bohlen. — „Ich will's aber ganz abschaffen bei unsern Leuten,“ erwiderte der Minister. „Es wird damit in Jahren ein Meer von Tinte verschrieben, worüber sich die Steuerzahler mit Recht als über eine Verschwendung beklagen können. Mir ist's ganz recht, wenn man an mich einfach: An den Ministerpräsidenten Graf von Bismarck schreibt. Ich bitte Sie [zu Abeken], mir darüber Vortrag zu erstatten. Es ist ein unmüher Schwanz, und ich wünsche, daß das wegfällt.“ Abeken Zopfabschneider — eigne Fügung!







Avenue vor unsrer Straße. Inzwischen brannten sie zu Hause im Speisezimmer einen Weihnachtsbaum an, und Reudell bescherte Zigarren und Pfefferkuchen. Mir schickte man, da ich zu spät für die Feierlichkeit kam, diese Gaben aufs Zimmer. Ich las dann, wie jetzt immer, was der Tag an Depeschen und Konzepten geliefert hatte. Später wurde ich bald nach einander zweimal und dann noch einmal zum Chef gerufen. Es soll in mehreren Artikeln auf die grausame Kriegsführung der Franzosen, nicht bloß der Franc tireurs, sondern auch der Regulären aufmerksam gemacht werden, welche beinahe täglich die Genfer Bestimmungen verletze und von ihr nur das zu kennen scheine und anrufe, was den Franzosen vorteilhaft sei. Dabei ist des Schießens auf Parlamentäre, der Mißhandlung und Ausplünderung von Ärzten, Krankenträgern und Lazarettgehilfen, der Ermordung von Verwundeten, des Mißbrauchs der Genfer Binde durch Franc tireurs, der Anwendung von Explosivkugeln (im Bedendorffschen Fall) und der völkerrechtswidrigen Behandlung der Schiffe und Mannschaften der deutschen Handelsflotte zu gedenken, die von französischen Kreuzern aufgebracht worden sind. Dann wäre zu schließen: Die gegenwärtige französische Regierung trägt hieran einen großen Teil der Schuld. Sie hat den Volkskrieg entfesselt und kann die von ihr angejachten Leidenschaften nicht mehr im Zaume halten, die sich über das Völkerrecht und allen Kriegsgebrauch hinwegsetzen. Auf sie vor allem fällt die Verantwortlichkeit für alle Härte, mit der wir gegen unsern Wunsch und, wie die Kriege in Schleswig und Oesterreich zeigen, gegen unsre Natur und Gewohnheit, in Frankreich das Kriegerecht handhaben mußten.

Der Chef bekommt abends um zehn Uhr noch das eiserne Kreuz erster Klasse. — — Abeken und Reudell erfreuten sich der zweiten Klasse dieser Dekoration schon am Nachmittag.

Sonntag, den 25. Dezember. Es ist früh wieder sehr kalt, aber trotzdem begiebt sich Abeken in die Schloßkirche zur Predigt. Theiß sagt, indem er mir dessen Rock mit dem Kreuze zeigt: „Heute geht der Herr Geheimrat gewiß nicht im Mantel aus.“ Im Bureau erfährt man, daß der Kardinal Bonnechose von Rouen hierher zu



Abgesehen von den gewöhnlichen Arbeiten war heute ununterbrochen Feierabend. Das Wetter war nicht mehr so kalt, aber ebenso hell wie gestern. Gegen drei Uhr wurde wieder einmal lebhafter von den Forts geseuert. Ob sie wohl etwas davon gemerkt haben, daß wir ihnen nächstens zu antworten bereit sind? Schon in der vorigen Nacht schossen sie eine Weile ganz gewaltig aus ihren großen Donnerbüchsen.

Beim Diner war Waldersee zugegen. Es wurde fast nur über militärische Fragen gesprochen. — — —

Zuletzt kam man auf die Gabe, viel trinken zu können, und der Minister äußerte u. a.: „Früher hatte mir das Trinken gar nichts an. Wenn ich bedenke, was ich da geleistet habe. Die schweren Weine, besonders der Burgunder!“ Darauf drehte sich das Gespräch eine Weile um das Kartenspiel, und er bemerkte, daß er früher auch darin viel gethan und z. B. einmal zwanzig Rubber Whist nach einander gespielt habe, „was sieben Stunden Zeit gleichkommt.“ Ihn könne es nur interessiren, wenn hoch gespielt würde, das schide sich aber nicht für einen Familienvater. Veranlassung zur Vornahme dieses Themas hatte übrigens der Umstand gegeben, daß der Chef jemand einen „Kiemchenstecher“ genannt hatte, was er dann, nachdem er gefragt, ob man das verstünde, dahin erklärte: „Das Kiemchenstechen ist ein altes Soldatenspiel gewesen, und ein Kiemchenstecher ist nicht gerade ein Schuft, aber ein schlauer, gewandter Mensch.“ — — —

Abends wieder einen Artikel über die barbarische Kriegsführung der Franzosen geschrieben und einen Aufsatz der „Staatsbürgerzeitung,“ welche ein weniger schonendes Verfahren gegen dieselben empfiehlt, für Seine Majestät zurecht gemacht.

---





er mir sagt, um sich gleichmäßig warm zu halten. Er kommt auch nicht zu Tische, wo Graf Solms mit uns speist. Von der Unterhaltung dabei ist nur zu notiren, daß Abeken erwähnt, der „Kladderatsch“ enthalte ein recht hübsches Gedicht auf den Herzog von Coburg — vielleicht Lobgedicht.

Die Bonapartisten scheinen sehr rührig geworden zu sein und sich mit großen Plänen zu tragen. Persigny und Palisao haben die Absicht, Orleans von uns neutralisiren zu lassen und dorthin das Corps legislatif zu berufen, daß es die Frage entscheide, ob Republik oder Monarchie sein, und, falls es sich für die letztere aussprache, welche Dynastie herrschen solle. Man will damit aber noch einige Zeit warten, bis größere Niedergeschlagenheit gefügiger gemacht habe. Bonnechose, der Erzbischof von Rouen, beabsichtigt einen Versuch zur Vermittelung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich zu unternehmen. Derselbe ist früher Jurist gewesen und erst spät in den geistlichen Stand getreten. Er gilt für gescheit, steht mit den Jesuiten in Verbindung und ist seines Zeichens eigentlich Legitimist, hält aber viel von Eugenien, weil sie fromm ist; er war ferner ein eifriger Förderer des Unfehlbarkeitsdogmas und erwartet Papst zu werden, wozu er in der That einige Aussicht haben soll. Nach gewissen Äußerungen hofft er Trochu, mit dem er bekannt ist, zur Übergabe von Paris bewegen zu können, falls wir — nicht auf Landabtretung beständen. Statt dessen könnten wir ja, wie der Herr Erzbischof gemeint hat, die Rückgabe von Nizza und Savoyen an Viktor Emanuel verlangen und diesen dann nötigen, dem Papste, dem Toskaner und der neapolitanischen Majestät ihr Land wiederzugeben, und so uns den Ruhm erwerben, die Schirmherren der Ordnung und die Wiederhersteller des Rechtes in Europa zu sein. Welch ein komischer Plan!

Der Chef hat zu den kräftigsten Maßregeln gegen Moquet le Roi, wo ein Überfall durch Franc tireurs von der Einwohnerschaft unterstützt worden ist, Anweisung erteilt; er hat ferner das Gesuch des Maires und der Municipalität von Chatillon um Erlaß der Million Franken abgewiesen, die diesem Orte als Strafe auferlegt worden ist, weil dort ähnliches vorgekommen ist. In diesem wie in jenem



Packet mit Wertpapieren. 3. Auf dem Wege von Palaiseau nach Versailles eine Geldtasche mit zehn preußischen Thalern und verschiedenen kleinen deutschen und französischen Münzen. 4. In dem verlassenen Hause des Herrn Simon zu Ablon zwei Pakete, die ungefähr dreitausend Franken enthalten. 5. Im Garten des Herrn Duhon, Adjunkten zu Athis, ein Kästchen mit Eisenbahnaktien und andern Papieren von Wert. 6. Im verlassenen Hause des Herrn Dujossé zu Choisy le Roi, Rue de Villiers, Nummer 12, Papiere im Werte von siebentausend Franken. 7. Im Kloster zu Nan elftausend Franken in Wertpapieren. 8. In einem von seinen Bewohnern geräumten Hause am Ufer der Seine bei Saint Cloud ein Packet mit Wertpapieren. 9. In einer verlassenen Wohnung zu Brunoy eine kleine Pendule. [Ein Gegenstand, den wir nach den Behauptungen der französischen Journalisten sonst vorzugsweise gern einpacken und mitnehmen.] 10. Im Garten des Hauses, welches in der Nähe der Kirche die Ecke der Straße zwischen Villeneuve-le Roi und dem Friedhofe von Erly bildet, mehrere Bijouteriegegenstände von alter und moderner Arbeit. 11. Im Garten neben dem Gewächshause des Château Rouge zu Fresnes les Rungis ein Milchkübel, der Gold- und Silberfachen, Wertpapiere au porteur und andre enthält.“

Donnerstag, den 29. Dezember. Viel Schnee, geringe Kälte. Der Minister bleibt im Bett wie gestern, arbeitet aber und scheint nicht besonders krank zu sein. Er läßt mich telegraphiren, daß die erste Armee in Verfolgung Faidherbes bis Bapaume vorgeedrungen ist, und daß der Mont Avron gestern unser Feuer (es sind einige dreißig oder vierzig Geschütze, die ihn beschießen) nicht mehr erwiedert hat. Beim Frühstück heißt es, daß die sächsische Artillerie gestern und vorgestern vier Tote und neunzehn Verwundete gehabt habe.

Nachmittags die Depesche Granvilles an Vostus in Betreff des Bismarckischen Rundschreibens über die Luxemburgische Angelegenheit für den König überseht. Dann Akten studirt. Um die Mitte des Oktober ist dem Chef eine Coburger Denkschrift mit Vorschlägen zu einer Neugestaltung Deutschlands zugegangen. Unter diesen



Wiener „Tageblatt“ reproduziert, worin es heißt, Bismarck habe sich über die Widerstandsfähigkeit von Paris gründlich getäuscht und in dieser Übereilung, der jetzt Hunderttausende [warum nicht lieber gleich Millionen?] zum Opfer fielen, zu hochgespannte Forderungen in Betreff des Friedens gestellt. Darauf wurde unsrerseits erwiedert, niemand kenne die Friedensbedingungen des Bundeskanzlers, da er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, sich amtlich darüber auszusprechen, jedenfalls seien sie nicht so hochgespannt, als die der öffentlichen Meinung in Deutschland, die fast einstimmig ganz Lothringen verlangt habe. Auch seine Ansichten über die Widerstandsfähigkeit von Paris könne niemand wissen, da er gleichfalls noch nicht in der Lage gewesen sei, sie amtlich kundzugeben.

Wie den Tag über mehrmals lebhaftes Schießen aus grobem Geschütz zu hören war, so auch in der Nacht bis nach zwölf Uhr.

Freitag, den 30. Dezember. Die bittere Kälte der letzten Tage währt fort. Der Chef hütet wegen Unwohlseins noch immer das Zimmer und meist auch das Bett. Früh auf seinen Befehl erst näheres über die Besetzung des Mont Avron, dann über die schmähliche Prämie telegraphirt, mit welcher die gefangenen französischen Offiziere nach amtlichem Eingeständnis der Delegation in Tours zum Davongehen unter Bruch ihres Ehrenwortes verlockt worden sind. Ich schrieb ferner Artikel über dieses Thema für die deutsche Presse sowie für den hiesigen „Moniteur“ mit folgendem Gedankengange:

Wiederholt schon haben wir Gelegenheit genommen, auf die tiefe Korruption aufmerksam zu machen, die sich in den Vorstellungen vom Wesen der militärischen Ehre auf seiten gewisser Staatsmänner und gewisser Offiziere der Armee Frankreichs kundgibt. Eine Mitteilung, die uns aus guter Quelle zugeht, liefert uns den Beweis, daß wir bis jetzt noch nicht gewußt haben, wie tief das Übel sitzt und wie weit es geht. Wir haben vor unsern Augen eine amtliche Verfügung, die aus dem französischen Kriegsministerium und zwar aus dem fünften Bureau der sechsten Abteilung ergangen ist und die Überschrift: „Solde et revues“ trägt. Tours, den 13. November datirt und vom Oberstleutnant Alfred Zerald, ~~sonne~~ vom Obersten



und wir begegnen hier einem weiteren Beispiele dieser mit nichts zu rechtfertigenden Meinung. Weshalb man immer wieder mit solcher Verdächtigung hervortritt, ist uns unerfindlich. Wir wissen nur, daß zwischen dem Kanzler des Norddeutschen Bundes und dem Reichskanzler Österreich-Ungarns eine persönliche Vereiztheit durchaus nicht besteht, ja daß die beiden Staatsmänner vor 1866, wo sie öfter in persönliche Berührung kamen, wie auch Graf Bismarck im Norddeutschen Reichstage konstatirt hat, auf recht gutem Fuße mit einander standen. Seitdem ist zwischen ihnen als Privaten nichts geschehen, was eine bittere Stimmung erzeugen könnte, schon weil sie seitdem nicht persönlich miteinander verkehrten. Standen sie sich als Staatsmänner bisher mehr oder minder feindlich gegenüber, so ist die Ursache hiervon nicht verborgen. Sie waren eben bisher Vertreter verschiedener politischer Systeme, sie versuchten verschiedene politische Grundgedanken zu verwirklichen, zwischen denen sich schwer Anknüpfungspunkte auffinden ließen, obwohl dies nicht absolut unmöglich ist. Dies und nichts andres ist die Erklärung dessen, was die Kölner Zeitung aus persönlichen Motiven hervorgehen läßt, die keinem Staatsmanne der Gegenwart in seinem Denken und Handeln ferner liegen als dem Bundeskanzler. — Nebenher sei hier noch bemerkt, daß sich Graf Bismarck über die Widerstandsfähigkeit von Paris nicht nur nicht, wie das rheinische Blatt einer Wiener Zeitung nachdruckt, »gründlich«, sondern überhaupt nicht getäuscht hat. Er ist nie darüber gefragt worden, hielt aber, wie wir aus bester Quelle wissen, die Einnahme der Stadt schon vor Monaten für schwierig und war gegen die Einschließung derselben vor dem Falle von Mex.

Abends im Bureau Akten gelesen, darunter interessante Berichte aus Baiern. — — — Ferner eine Weisung, nach dem Elsaß gerichtet, mit dem Grundgedanken: nicht darin besteht hier gegenwärtig die Hauptaufgabe, daß das Elend des Landes gemildert und die Bevölkerung möglichst mit der ihr bevorstehenden Einverleibung in Deutschland versöhnt wird; das erste vielmehr, wofür jetzt Sorge zu tragen ist, heißt Förderung des Kriegszwecks, der in baldiger Erreichung des Friedens besteht, und Sicherung der Truppen. In-





jetzlich bestehende Einrichtungen hinweggesetzt oder sie so autokratisch beseitigt, wie diese Republikaner vom reinsten Wasser. Soeben erfährt man, daß die Herren Crémieux, Gambetta, Glais-Bizoin und Fourichon am 25. Dezember mit Bezug auf frühere Verfügungen kurzer Hand dekretirt haben: „Die Generalräte und die Arrondissementsräte sind aufgelöst, desgleichen die Departemental-Kommissionen, wo man deren eingerichtet hat; die Generalräte werden durch Departemental-Kommissionen ersetzt werden, die aus so vielen Mitgliedern zu bestehen haben, als das Departement Kantone hat, sie werden auf den Vorschlag der Präfekten von der Regierung eingesetzt.“ — Wo wir sind, natürlich nicht. Ich schicke das Dekret zum Abdruck an die Redaktion des „Moniteur.“ — — —

Montag, den 2. Januar. Die Ermattung und die Kälte dauern fort. Der Chef ist noch immer unwohl. Desgleichen Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen. Der Gambettasche Krieg à outrance soll jetzt mit Beihilfe von einer Art arabischen Franc tireurs weitergeführt werden. Was wird Herr de Chaudordy, der uns neulich als Barbaren vor den Großmächten verklagte, zu dem Artikel sagen, in dem die „Indépendance Algérienne die Vorstellungen dieser wilden Horden von dem, was im Kriege erlaubt ist, auseinanderlegt, oder die sie ihnen einzuprägen beabsichtigt? Verschiedene in Frankreich erscheinende Blätter billigen sie offenbar; denn sie haben den geradezu bestialischen Artikel ohne ein Wort der Mißbilligung abgedruckt, und wenn sie das nicht unterließen, so ist daraus zu schließen, daß sie auch auf Billigung bei ihren Lesern rechnen konnten. Notiren wir ihn uns als Andenken an den Siedegrad, den die Leidenschaft des Hasses bei einem großen Teile unserer Gegner erreicht hat. Der Wutausbruch des afrikanischen Journalisten, in den französische Kollegen einstimmten, lautet:

„Der Augenblick ist gekommen. Möge jede unserer Provinzen zehn Gums von je zweihundert Mann ausheben! Sie werden ihre Raids und einige Offiziere von den arabischen Büreaux zu Anführern haben. Diese Gums werden sich, sobald sie fertig für den Abmarsch sind, nach Lyon wenden, dort werden sie den Dienst von fliegenden Tirailleurs und Eclaireurs übernehmen, von dem unsre leichte Rei-



bern und Niederbrennen der Wilden, die man aufruft, französische Offiziere die Führer sein sollen. Und solche Gums scheinen wirklich bereits auf französischem Boden eingetroffen zu sein, wenigstens liest man von der vor kurzem erfolgten Ankunft von Verstärkungen aus Afrika.

Dienstag, den 3. Januar. Der Gedanke, daß die weite Ausbreitung der deutschen Heere nach Norden und Südwesten hin gefährlich, und daß eine gewisse Konzentration geboten sei, hat, wie ich sehe, auch anderwärts seine Vertreter. Zunächst hat die Wiener „Presse“ aus der Feder eines Fachmannes eine Auseinandersetzung gebracht, welche eine Zusammendrängung unsrer in Frankreich befindlichen Truppenmassen für notwendig erklärt, wenn Zersplitterung vermieden und die damit verbundene Schwächung unsrer Offensivkraft verhindert werden soll. Der Verfasser denkt an eine Konzentration unsrer Truppen in einem Umkreise von fünfzehn bis zwanzig Meilen um Paris. Hier sollen die zum Entfasse der Stadt vom Westen und Norden heranrückenden französischen Armeen mit der ganzen Gewalt der deutschen Heeresmassen niedergeschmettert und zerstreut werden. Selbst die riesenhaften, bisher ohne Aufhören aus Deutschland hervorgegangenen Kräfte reichten, so fährt unser Sachverständiger fort, keineswegs hin, um alle kriegerischen Aufgaben, die man deutscherseits in die Hand genommen, gleichzeitig zu lösen. Der Wunsch aber, sie allesamt rasch zu Ende zu bringen, muß zu einer mit Gefahren aller Art verbundenen Verzettelung der Heereskörper führen, ein Übelstand, der dadurch noch bedenklicher wird, daß die weiten Märsche in harter Winterzeit die Mannschaften schwächen und aufreiben. Der betreffende Aufsatz warnt daher vor weitausehenden militärischen Unternehmungen, wie Märschen nach Havre und Lyon, und empfiehlt die Errichtung von verschanzten Lagern in gehöriger Entfernung von Paris sowie die Zerstörung der Eisenbahnen außerhalb des Gürtels dieser Lager, sodaß die noch nicht von uns okkupirten Teile Frankreichs an der Peripherie nur durch Schifffahrt mit einander zu verkehren im Stande sein würden.

Dieses Verzichten auf weiteres Vordringen und diese Zusammenfassung der deutschen Streitkräfte wird auch von der „Nationalzeitung“



dicht zu besetzen ist, daß wir ihn vollständig in der Hand haben und für eine beliebige Periode unter unsrer Herrschaft halten können. Dieser Teil würde die Hauptstadt und die besten Provinzen mit der tüchtigsten und streitbarsten Bevölkerung Frankreichs umfassen; er würde natürlich alle Lasten und Kosten des Krieges zu tragen haben, bis sich überall im Lande eine Friedenspartei bildete, welche stark genug wäre, den Machthabern des Augenblicks ihren Willen aufzuerlegen. Der zu okkupirende Gebietsteil würde so zu umgrenzen sein, daß er militärisch möglichst leicht zu verteidigen wäre. Über diese Linie hinaus würden natürlich auch ferner Offensivstöße zu augenblicklichen Zwecken erfolgen können, aber von vornherein würde nicht die Absicht bestehen, sie dauernd zu überschreiten. In denjenigen Gebieten, welche Deutschland zur Sicherung seiner Grenzen bedarf, wird in der Zwischenzeit mit der Einverleibung vorgegangen werden, ohne den Friedensschluß abzuwarten."

Freitag, den 6. Januar. Die Kälte bis gestern sehr groß, ich glaube neun bis zehn Grad unter Null. Dabei meist Nebel, der am Mittwoch besonders dicht war. Der Chef ist fast die ganze Woche unwohl gewesen. Erst gestern, dann heute fuhr er des Nachmittags ein Weilchen aus. Sakfeldt und Bohlen kränkeln. Auch bei mir beginnt die Abgespanntheit und Unlust zum Arbeiten erst heute zu weichen, vielleicht infolge von zwei Nächten mit reichlichem Schlasse, vielleicht infolge der Besserung des Wetters; denn der Nebel, der sich heute Morgen in Rauchfrost verwandelt hat und in funkelnden Krystallen an den Zweigen der Bäume sitzt, hat einem schönen Tage Raum gemacht und ist sogar über den Waldhügel zwischen hier und Paris im Abzug begriffen. Fangen wir also ein neues Leben an wie unsre Kanonen, die wegen verhüllter Aussicht in den letzten Tagen auch wenig arbeiteten, heute aber wieder herzhafter drein schießen. Vorher indes holen wir einige Tagebuchsnutzen nach, die unterblieben sind. In der Zwischenzeit ist der Oberregierungsrat Wagener zur Mitarbeit im Bureau, desgleichen ein Baron von Holstein, der, glaube ich, Legationssekretär ist, hier eingetroffen. Unter den Artikeln, die ich in den letzten sechs Tagen abgehen ließ, befand sich einer, der *hier an-  
nach*



Beirückung vor Noth im letzten Augenblicke erichopen zu können, das endliche Nachgeben derselben verzögert werden würde. — — — Monnechose hat auf Veranlassung des Kapites einen Brief an König Wilhelm geschrieben, in dem er den Frieden will, aber einen „ehrenvollen“ Frieden, d. h. ohne Landabtretungen, den wir schon vor zwölf Wochen von Sieur Favre haben konnten, wenn der Ober nicht einen nützlichen vorgezogen hätte. — Der Prinz Napoleon will zur Vermittelung nach Versailles kommen. Er ist ein geistreicher und lebenswürdiger Herr, erfreut sich in Frankreich aber geringer Geltung. — — — Bei der Londoner Konferenz über die Pontusfrage werden wir Rußlands Ansprüche nach Möglichkeit unterstützen.

Sonabend, den 7. Januar. Wir haben jetzt — vielleicht schon seit einigen Tagen — im Hause eine Wache von hellgrünen Landwehrjägern, ältern Herren mit langen wilden Bärten. Sie sollen lauter vorzügliche Schützen sein. Auf Anregung H.s, der vermutet, daß sich in Edilon Barrots Hause zu Bougival das eine oder das andre politische Schriftstück finden ließe, machten Bucher und ich diesen Morgen einen Ausflug zu Wagen dahin. Das Wetter war trüb und kalt. Nebel rieselte vom Himmel. Wir suchten erst H. in Beauregard auf, um uns die Lage der Barrotschen Villa beschreiben zu lassen. Dann ging die Fahrt weiter, an allerhand Verteidigungsanstalten, Mauern mit Schießcharten, halb zerstörten Landhäusern, einer umgeknickten Baumschule u. dergl. vorbei, in den Grund unter La Celle Saint Cloud hinab, wo das langgestreckte Bougival mit seiner alten hübschen Kirche liegt. Auf dem Wege durch das Städtchen waren nur Soldaten zu sehen. Auch hinter den Fensterscheiben der Häuser ließ sich kein Zivilist blicken, da man die Bevölkerung nach dem letzten oder vorletzten hierher gerichteten Ausfall gezwungen hatte, sich zu entfernen. In der Mitte des Ortes, wo an einem kleinen Platze zwei Straßen sich kreuzen, und wo die preußische Wache sich befand, stiegen wir aus und ersuchten den Vizefeldwebel, der hier befehligte, uns einen Soldaten als Führer und Begleiter mitzugeben. Zuerst begaben wir uns an der greulich verwüsteten Apotheke vorüber, neben der ein Posten den Zugang zu dem vor einigen Wochen hier entdeckten ~~unbekannten~~ Weinlager





uns erst in ein Blumenzimmer und dann in die Bibliothek, die sich in zwei Stuben befand. Dieselbe mochte zweitausend Bände haben, von denen der größere Teil in wirren Massen auf den Dielen lag — vielleicht noch das Werk der Mobilgarden und Franc tireurs, die vor der Einschließung von Paris dessen Umgebung verwüstet hatten. Vieles davon war zerrissen und zertreten. Eine Durchsichtung zeigte, daß es eine gutgewählte Bibliothek war. Sie enthielt namentlich Geschichtliches, Politisches und Belletristisches, darunter auch englische Bücher, aber nichts von dem, was H. vermutet hatte.

Auf die Rue de Provence zurückgekehrt, schrieb ich auf die Weisung des Chefs zwei Aufsätze, darunter einen über eine Äußerung der „Kreuzzeitung,“ die sich „nachzüglerisch über das Unterbleiben des Bombardements tröstet.“

Abends speist der Minister wieder mit uns. Man hört, daß die Festung Rocroy in unsere Hände gefallen, und daß der sächsische Minister von Fabrice zum Generalgouverneur eines aus sechs Departements bestehenden Gebietskomplexes ernannt worden ist. Beim Thee wird erwähnt, daß die Beschießung von Paris oder vielmehr seiner Forts auch von der Nordseite her begonnen hat und guten Erfolg zeigt. Inaugirard und Grenelles hat es Feuerbrünste gegeben — woher vielleicht der Rauch, den wir gestern von dem Hügelrücken zwischen Ville d'Avray und Sèvres aufsteigen sahen. Reudell meint, ich solle das doch dem Chef noch mitteilen. Ich gehe drei Viertel auf elf Uhr zu ihm hinauf. Er dankt, fragt aber: „Welche Zeit ist es jetzt?“ Ich antworte: „Bald elf Uhr, Excellenz.“ Er erwiderte: „Sagen Sie doch Reudell, er solle nun das Schreiben an den König machen, von dem ich mit ihm gesprochen hätte.“ —

Sonntag, den 8. Januar. Früh einen Sieg bei Vendome und die Nachricht von dem guten Fortgang des Bombardements telegraphirt, dann für den „Moniteur“ einen Hinweis auf die verlogene Ruhmredigkeit gemacht, mit der Faidherbe sich abermals einen Sieg über unsere Truppen zuschreibt, während er doch wieder den Rückzug anzutreten gezwungen worden ist. — Der Chef scheint sich seit einigen Tagen einen Vollbart wachsen zu lassen. Desbailly erwähnt beim Frühstück, daß er 1853 in Nordamerika gewesen und



auf der Mohrenstraße, gegenüber dem Hotel de Brandebourg an der Ecke eine Treppe hoch, da wohnten damals meine Eltern. Von dem Brande selbst weiß ich nicht, daß ich ihn gesehen hätte. Aber als Egoist weiß ich — vielleicht auch nur, weil man mir's hernach oft erzählt hat, wir hatten da vor den Fenstern noch so eine Stufe, auf der Stühle und der Nähtisch meiner Mutter standen. Und wie es brannte, da stieg ich hinauf und hielt an der einen Seite meine Hände an die Scheiben und zog sie gleich zurück, weil es heiß war. Hernach ging ich an das rechte Fenster und machte es ebenso." — „Dann erinnere ich mich noch, daß ich einmal fortlief, weil mein älterer Bruder mich schlecht behandelt hatte. Ich kam bis auf die Linden, da fingen sie mich wieder ein. Ich hätte eigentlich Strafe bekommen sollen, es wurde aber Fürsprache für mich eingelegt." — Dann sprach er davon, daß er von seinem sechsten bis zu seinem zwölften Jahre in Berlin im Plamannschen Institut, einer nach den Grundsätzen Pestalozzis und Zehns eingerichteten Erziehungsanstalt, gewesen, und daß er sich an die dort verlebte Zeit ungern erinnere. Es habe dort ein künstliches Spartanertum geherrscht. Niemals habe er sich satt gegessen, ausgenommen, wenn er einmal ausgebeten gewesen sei. Immer habe es im Institut elastisches Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden. Und Mohrrüben — roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke."

Damit lenkte die Unterhaltung wieder einmal auf das Gebiet der kulinarischen Genüsse hinüber, und zwar äußerte sich der Chef in der Hauptsache über sein Verhältnis zu gewissen Fischgattungen. Mit Wohlwollen gedachte er der frischen Neunaugen; dann wurden Schnepel und Elblachs lobend erwähnt, während letzterer „die richtige Mitte zwischen dem Ostseelachs und dem Rheinlachs hält, der mir zu fett ist." Er kam dann auf die Bankiersdiners zu sprechen, „wo eine Sache nicht für gut gilt, wenn sie nicht teuer ist, z. B. Karpfen nicht, weil der in Berlin ein verhältnismäßig wohlfeiler Fisch ist. Eher Zander, der sich schwer transportiren läßt. Übrigens mache ich mir aus dem nichts, und ebensowenig kann ich mich mit den Muränen befreunden, die ein weichliches Fleisch haben. Dagegen



Trochu vom 26. September angeschlagen, die sich auf die Einsetzung von Kriegsgerichten bezieht. Diese Androhung von Repressivmaßregeln darf angesichts solcher Plünderungen und Zuchtlosigkeiten nicht umsonst ergangen sein.“ Der Artikel unterstützt schließlich das Verlangen nach einer Untersuchung dieser Vorfälle damit, daß am 16. Dezember Leute eines Nationalgardenbataillons, welches bis dahin in Arcueil gestanden, bei ihrer Rückkehr nach Paris an Händler in der Umgebung eine Anzahl von Gegenständen, die Früchte ihrer Plünderungen in jenem Orte, verkauft hätten. Dieselben hätten vorzüglich in kupfernem Küchengeschirr bestanden. Es ist gut, wenn man das in Versailles und seiner Umgebung sowie in England erfährt, damit man den Unfug nicht nach dem Frieden unsern Soldaten auf die Rechnung setzt.

Gleichfalls in den „Moniteur“ kam der Bericht eines Thorner Krankenpflegers, der gegen die Bestimmungen der Genfer Konvention zum Gefangnen gemacht worden ist, und den man dann in Lille angespuckt und mit dem Tode bedroht hat. — Dann wurde nach Berlin telegraphirt, unsre Presse solle die Andeutung ins Publikum bringen, daß dem Vernehmen nach die Wahlen zum Reichstag noch in diesem Monat vorgenommen werden würden. — — —

Die Verteidigung der Luxemburger Regierung gegen die von unsrer Seite gegen sie erhobene Anklage wegen Bruch der Neutralität genügt nicht. Es geht aus ihr nur die Thatsache hervor, daß sie nicht im Stande ist, ihre Neutralität selbst zu wahren. Sie ist unter Anführung neuer Beweise für unsre Klagen nochmals gewarnt worden. Fruchtet dies nicht, so würden wir uns genötigt sehen, das Großherzogtum zu besetzen. — — —

Montag, den 9. Januar. Das Wetter kalt und neblig, es fällt viel Schnee. Sowohl von unsrer wie von feindlicher Seite wird wenig geschossen, nachdem während der Nacht unser Feuer sehr heftig gewesen. Aus London wird berichtet, daß der Prinz Napoleon mit dem Plane umgehe, einen uns genehmen Frieden kraft eignen Rechts zu unterzeichnen, dann nach der Kapitulation von Paris Senat und Gesetzgebenden Körper zusammenzuberufen, ihnen den Friedensvertrag zur Genehmigung vorzulegen und über denselben



Herr von R. in Berlin herum, der hatte das Kreuz auch. Ich dachte wunder, was der gethan hätte, hernach erfuhr ich aber, daß er einen Minister zum Onkel hatte und dem Generalstab als Galopin beigegeben gewesen war.“ Delbrück erinnerte sich des Mannes auch und erzählte, daß er sich später, in eine Untersuchung wegen Ungehörigkeiten in Wechselfachen verwickelt, den Hals abgeschnitten habe. — — —

„In Göttingen,“ fuhr der Chef fort, „nannte ich einmal einen Studenten einen dummen Jungen. Als er dann zu mir schickte, sagte ich, mit dem dummen Jungen hätte ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern bloß meine Ueberzeugung auszusprechen beabsichtigt.“

Bei Fasan und Sauertraut bemerkte jemand, daß der Minister lange nicht auf die Jagd gegangen sei, während doch die Wälder zwischen hier und Paris voll Wild seien. „Ja,“ versetzte er, „hier kam mir immer was dazwischen. Das letzte mal war in Ferrières, da war der König fort, der hatte es verboten — d. h. im Parke.“ — — — „Wir gingen auch nicht in den Park, und es war genug da, aber es wurde nicht viel geschossen, weil die Patronen oder die Gewehre nichts taugten.“ Holstein, der sich beiläufig als ungemein lebenswürdiger, auch sehr fleißiger und dienstbereiter Mann entwickelt, bemerkte dazu: „Das erzählt man so, Excellenz. Sie hätten den Befehl Seiner Majestät wohl gekannt und ihn natürlich beachten wollen. Sie wären aber einmal spazieren gegangen, und da hätte das Unglück gewollt, daß Sie plötzlich von drei oder vier Fasanen angefallen worden wären, und so hätten Sie sie zur Verteidigung Ihres Lebens totschießen müssen.“

Der französische Rothschild wurde Anlaß, daß des deutschen gedacht wurde, von dem der Chef eine ergötzliche Geschichte als eigenes Erlebnis zu berichten hatte. — — — Zuletzt kam die Rede auf schöne Litteratur. Man sprach von Spielhagens „Problematischen Naturen,“ die der Kanzler gelesen hatte, und von denen er nicht ungünstig urteilte, aber doch bemerkte: „Das wird ihm allerdings nicht passiren, daß ich ihn zweimal lese. Man hat hier überhaupt keine Zeit dazu. Sonst aber kommt es doch wohl vor, daß ein vielbeschäftigter Minister so ein Buch zur Hand nimmt und ein





Ich telegraphire nachmittags zweimal nach London: den Rückzug Chanzys auf Le Mans unter Verlust von tausend Mann an Gefangenen und Werders siegreichen Widerstand gegen die Übermacht der Franzosen, die ihn bei Villersexel angreifen, um zum Entfasse Belforts vordringen zu können.

Bei Tische sprach man zuerst vom Bombardement, und der Chef meinte, die meisten Forts von Paris, der Mont Valérien etwa ausgenommen, wollten nicht viel bedeuten, „kaum mehr als die Schanzen bei Düppel.“ Namentlich seien die Gräben nur von geringer Tiefe. Ebenso sei die Enceinte früher schwach gewesen. — Es kam dann die Rede auf die internationale Friedensliga und deren Zusammenhang mit der Sozialdemokratie, als deren Haupt für Deutschland man Karl Marx in London bezeichnete. Bucher nannte denselben einen gescheiten Kopf mit guter wissenschaftlicher Bildung und den eigentlichen Führer der internationalen Arbeiterverbindung. Der Chef äußerte in Betreff der Friedensliga, die Bestrebungen derselben seien bedenklicher Natur, und ihre Zielpunkte bestünden in ganz andern Dingen als im Frieden. Es versteckte sich der Kommunismus dahinter.

Das Gespräch wendete sich dem Grafen Bill zu, und der Chef bemerkte: „Der sieht von weitem wie ein älterer Stabsoffizier aus, weil er so dick ist.“ — Man hob das Glück hervor, daß er habe zur Begleitung Manteuffels befohlen worden zu sein. Es wäre wohl für beide nur eine vorübergehende Stellung, aber er bekäme doch auf diese Weise viel vom Kriege zu sehen. — „Ja,“ sagte der Chef, „er lernt was für seine Jahre. Das wäre für unsereinen nicht möglich gewesen mit achtzehn Jahren. Ich hätte 1795 geboren sein müssen, um 1813 mit dabei sein zu können.“ — „Übrigens ist seit der Schlacht bei [undeutlicher Name, aber ein Treffen in den Hugenottenkriegen scheint gemeint zu sein] keiner meiner Vorväter, der nicht den Degen gegen Frankreich gezogen hätte. Mein Vater und drei seiner Brüder. Dann war mein Großvater mit bei Roßbach, mein Eltervater gegen Ludwig den Vierzehnten und dessen Vater ebenfalls gegen Ludwig den Vierzehnten in den kleinen Kriegen am Rhein 1672 oder 1673. Dann jochten mehrere von uns im



Als dann aber andre kamen, mit Wagen voll Weizen und Hafer, da begriff ich sie und nahm es, wie es andre nahmen, und als die ersten mit mehr Heu zurückkehrten, sagte ich ihnen, sie hätten mich mißverstanden, es wäre vorhin genug gewesen, sie sollten das andre nur wieder mitnehmen. So verdiente ich, da ich das Heu und den Hafer der Regierung für die Truppen berechnete, jährlich meine zwanzigtausend Rubel.« Das erzählte er ganz offen und ungescheut in einem Salon in Petersburg und nur ich wunderte mich darüber.“ — „Ja, aber was hätte er den Bauern denn thun können?“ fragte Delbrück. — „Thun,“ erwiederte der Chef, „er nichts, aber er hätte sie auf anderm Wege ruiniren können, er brauchte nur den Soldaten nichts zu verbieten.“

Man kam auf Mantouffell zurück und erwähnte, daß er bei Metz das Bein gebrochen und sich ins Treffen habe tragen lassen.

Es habe ihn sehr gewundert, bemerkte jemand, daß man davon bei uns nichts gewußt. Gewiß habe er gedacht, wie schlecht wir doch über die Hauptfachen des Krieges unterrichtet wären. — „Ich weiß noch,“ so erzählte der Chef dann im weiteren Verlaufe des Gesprächs, „wie ich mit ihm und [Name unverständlich] auf den Steinen vor der Kirche von Beckstein saß. Da kam der König an, und ich machte den Vorschlag, ihn zu begrüßen wie die drei Herren: Heil, Ihn von Lauenburg! Heil Dir, Ihn von Kiel! Heil Dir, Ihn von Schleswig! — Es war, wie ich den Vertrag von Gastein mit Blome abschloß. Damals habe ich zum letzten mal in meinem Leben Quinze gespielt. Obwohl ich sonst gar nicht mehr spiele — schon lange nicht mehr — spielte ich da so leichtsinnig drauf los, daß sich die andern nicht genug verwundern konnten. Ich wußte aber, was ich wollte. Blome hatte gehört, daß man beim Quinze die beste Gelegenheit hätte, die Menschen kennen zu lernen, und wollte das jetzt versuchen. Ich dachte, sollst ihn schon kennen lernen. Ich verlor damals ein paar hundert Thaler, die ich eigentlich als im Dienste Seiner Majestät verwendet hätte liquidiren können. Aber ich machte ihn damit irre, er hielt mich für waghalsig und gab nach.“

Die Unterhaltung wendete sich hierauf Berlin zu, indem







Bombardement beobachtet. Man sieht deutlich das Ausblitzen der Schüsse in der französischen Batterie am Eisenbahnviadukt. Zurückgekehrt auf einem Waldwege, der erst über den Rücken links vom Thale von Ville d'Avray, dann an einem gestornen Teiche hinführt. Nicht weit von letzterem, wo es wieder bergab geht, springt von einem Lager im Schnee plötzlich ein Rudel von fünf Rehen auf.

Während des Diners wurde, wie jetzt in der Regel, vorzüglich vom Bombardement gesprochen und dabei erwähnt, daß es in Paris brenne. Der Chef sagte, als jemand bemerkte, man habe die dicken Rauchwolken deutlich gesehen: „Das ist nicht genug. Erst, wenn man es hier riecht. Den Brand von Hamburg hat man fünf Meilen weit gerochen.“ — Man gedachte dann der Opposition der „Patrioten“ in der bairischen Kammer gegen den Versailler Vertrag, und der Kanzler äußerte: „Ich wollte, ich könnte hin und mit ihnen reden. Sie haben sich offenbar verrannt und können nicht fort und nicht zurück. Ich wollte sie schon auf den rechten Weg bringen. Aber man ist hier auch so nötig.“ — — — Er kam hernach auf allerlei Jagdabenteuer zu reden, u. a. auf eins, wo Holstein ihm in Rußland durch einen unüberlegten Schuß auf neunzig Schritt einen Bären, mit dem er, der Chef, auf zwanzig Schritte „geliebäugelt“, verscheucht habe. „Indes fand ich,“ fuhr er fort, „doch noch Gelegenheit, das Tier mit einer Spitzkugel so frank zu schießen, daß man es später eine Strecke davon tot fand.“

Donnerstag, den 12. Januar. Früh nach sieben Uhr mit Wollmann und Mac Lean nach Ville d'Avray gefahren, aber wegen Nebels nichts gesehen. Wir haben acht Grad Kälte. Um Mittag flärte es sich auf, und es wurde wieder kräftig kanonirt. Bei Tisch drehte sich die Unterhaltung zunächst wieder um die Leistungen unserer Belagerungsgechüße gegenüber der Stadt. Als man dabei bemerkte, daß die Franzosen sich beklagten, wir nähmen ihre Hospitäler zum Ziele, sagte der Chef: „Mit Absicht geschieht das gewiß nicht. Beim Pantheon und Val de Grace sind Lazarette von ihnen, da kann wohl eine Kugel oder ein paar zufällig — hm, Pantheon, Pandämonium.“ — Abends wollte gehört haben, die Baiern hätten die Absicht, ein von den südöstlichen Forts zu stürmen, die ~~man~~ nur noch









und Reich, eine Proklamation, die nach Bucher in der Arbeit ist) erlassen. Der König hat (zu Ernsthausen gewendet) noch seine Bedenken wegen deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland. Er ist mehr für das letztere. Mir scheint nicht viel Unterschied zu sein zwischen beiden Titeln. Es ist aber wie auf den Konzilien das *Homousios* oder *Homoiosios*." Abeken verbessert: „*Homöusios*." — Chef: „Wir sprechen oi bei uns. In Sachsen hatten sie den Stazismus. Ich erinnere mich, da war einer auf unsrer Schule, aus Chemnitz, der las darnach [zitiert einen griechischen Satz]. Da sagte der Lehrer: »Halt, nein, wir sein Sie hier nicht aus Sachsen.«"

Abends neueingelaufene Depeschen und ältere Konzepte gelesen. Der Chef kehrt halb zehn Uhr vom Kronprinzen zurück und läßt mich bald nachher telegraphiren, daß wir bei Le Mans achtzehntausend Franzosen zu Gefangnen gemacht und zwölf Geschütze erbeutet haben, und daß Gambetta, der bei der Schlacht hätte zugegen sein wollen, uns beinahe in die Hände geraten, aber noch zu rechter Zeit entkommen sei. — Später Unruh's Rede über den Mangel an Lokomotiven auf den deutschen Eisenbahnen zum Vortrag zurechtgemacht.

---



nach Metz, nicht über Amiens. Wollte er nicht über Corbeil gehen, so möge er's sagen: man werde die Militärs dann anders anweisen. „Nach dem Wunsche, mit Familie zu reisen,“ setzte er hinzu, „sollte man fast meinen, er wolle sich salviren.“

Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung bemerkte der Minister: „Versailles ist eigentlich für den Geschäftsverkehr der ungeeignetste Ort, den man wählen konnte. Man hätte in Lagny oder Ferrières bleiben sollen. Aber ich weiß wohl, warum: manche Leute, die nichts zu thun haben, hätten sich da zu sehr gelangweilt.“ — „Die langweilen sich freilich auch hier und überall.“ — — —

Abends schrieb ich einen Artikel über die Schwierigkeiten einer Verproviantirung von Paris, nachdem es sich ergeben, der in den „Moniteur“ kommen sollte. „Wir finden,“ so heißt es da, „im »Journal Officiel« den folgenden Aufsatz in Betreff der Verproviantirung von Paris: »Aus einer am 3. Januar von Bordeaux abgesandten Depesche ergibt sich, daß die Regierung der nationalen Verteidigung im Hinblick auf die Wiederverproviantirung von Paris bedeutende Massen von Lebensmitteln zusammengebracht hat. Außer den in der Einrichtung begriffnen Märkten bestehen die jetzt bereits gelieferten, nahe bei den Transportwagen, außerhalb der Tragweite der feindlichen Operationen gesammelten und für das erste Signal zur Absendung bereitgestellten Lebensmittelmassen in folgendem: mehr als fünfzehntausend Stück Rindvieh, mehr als vierzigtausend Schafen, die durch die Fürsorge der Verwaltung an den Bahnhöfen der Schienenwege eingesperrt stehen, mehr als dreihunderttausend metrischen Zentnern Nahrungsstoffe aller Art, die in Magazinen aufgespeichert sind und dem Staate gehören. Diese Massen von Lebensmitteln sind lediglich zur Wiederverproviantirung von Paris zusammengebracht worden.«

Wenn man diesen Versuch zur Wiederverproviantirung vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, so findet man, daß er ernsthaften Schwierigkeiten begegnen muß. Wenn die Behauptung des »Journal officiel,« daß die Magazine sich außerhalb der Tragweite der deutschen Aktionsphäre befinden, begründet ist, so muß man wenigstens eine Entfernung von dreißig Meilen annehmen. ~~Nur~~ aber ist der Zustand, in den die Franzosen selbst die auf



teile, sondern diese Politik stets gewollt und empfohlen habe. Die Reservation am Anfange des gedachten Aktenstückes hätte wegbleiben können, da die Neugestaltung Deutschlands den Prager Frieden nicht verletze. — Die Briefe, in denen die deutschen Fürsten den Vorschlägen des Königs von Baiern wegen Wiederherstellung der Kaiserwürde zustimmen, drücken ungefähr dieselben Gedanken aus. Nur Neuß ä. L. hat sich bemogen gefunden, seine Einwilligung etwas anders zu motiviren. — — —

Der Chef speist heute beim König. Unter uns wird bei Tische nichts der Aufzeichnung werthes gesprochen.

Bamberg, der wie alle Abende um Information für den „Moniteur“ kommt, erklärt mir die Bedeutung des Buchsbaumzweiges an der Wand über meinem Bette: er ist am Palmsonntag in der Kirche geweiht und bleibt das ganze Jahr über an seiner Stelle. Wahrscheinlich spielt er als Schutzmittel gegen Krankheiten, böse Geister, Hexen u. dergl. eine Rolle im Volksaberglauben der Franzosen. — Um neun Uhr zum Chef gerufen: ich soll nach den Akten einen Artikel über unsre Stellung zu den amerikanischen Schiffen mit Kriegskontrebande machen. Zeitpunkt ist dabei der dreizehnte Artikel des Vertrags von 1799. Wir können solche Schiffe nicht kapern, sondern dürfen sie nur für die Dauer des Krieges anhalten oder uns die Kontrebande gegen Quittung aushändigen lassen und müssen in beiden Fällen billige Entschädigung leisten. Den Auftrag sofort verfaßt und in den Briefkasten im Bureau gelegt.

16. Januar, Montag. Thaumwetter, Himmel bedeckt, viel Wind von Südwesten her. Man kann wieder weit sehen, aber seit gestern Nachmittag ist kein Schuß mehr zu hören. Stodt das Bombardement? Oder verweht der Wind den Schall der Schüsse?

Früh den Brief Trochuß an Moltke gelesen, in welchem er sich darüber beklagt, daß unser Feuer im Süden von Paris Spitäler und andre Anstalten getroffen habe, obwohl dieselben mit Fahnen als solche bezeichnet seien, meint, daß dies nicht Zufall sein könne, und auf die internationalen Verträge hinweist, nach denen diese Anstalten unverleglich seien. Moltke hat sich entschieden gegen alle Absichtlichkeit verwahrt. Die Humanität, mit der wir den Krieg geführt hätten, „soweit der Charakter, welcher französischerseits“





Abends sah ich den Briefwechsel zwischen Favre und dem Kanzler. Ich schalte hier eine Übersicht über diesen Vorgang mit Berücksichtigung später bekannt gewordener Aktenstücke ein.

\* \* \*

Am 17. November erhielt Favre als Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch eine Tours, den 11. November datirte, von Chaudordy abgesandte Depesche die Nachricht, daß aus Wien gemeldet worden, die russische Regierung erachte sich durch die Stipulation des Vertrages von 1856 für nicht mehr gebunden. Favre antwortete sofort, indem er bis auf Eingang offizieller Benachrichtigung strenge Zurückhaltung empfahl, doch ohne zu versäumen, bei jeder Gelegenheit das Recht Frankreichs zu betonen, nach welchem dasselbe zur Beratung der russischen Erklärung zugezogen werden müsse. Es wurden dann mündliche und schriftliche Verhandlungen über die Sache zwischen verschiedenen Mächten und der provisorischen Regierung gepflogen, bei denen man sich von französischer Seite bemühte, die Vertreter jener Mächte zur Anerkennung der Behauptung zu gewinnen, daß der Repräsentant Frankreichs „bei der Konferenz die Pflicht haben werde, in derselben eine Erörterung von ganz anderer Bedeutung [als die Diskussion der Verträge von 1856] zu eröffnen, in Betreff deren man keine abschlägige Antwort erteilen könnte.“ Die Delegation von Tours theilte diese Meinung, glaubte indes, daß man die Einladung Europas zur Konferenz, wenn sie erginge, annehmen müsse, selbst wenn man vorher weder ein Versprechen, noch einen Waffenstillstand erhalten hätte. Gambetta schrieb unterm 31. Dezember an Favre: „Sie müssen bereit sein, Paris zu verlassen, um sich zur Londoner Konferenz zu begeben, wenn, wie man behauptet, es England gelungen ist, einen Passirschein zu erhalten.“ Ehe diese Zeilen eintrafen, hatte Favre Chaudordy gemeldet, die Regierung habe den Beschluß gefaßt, daß Frankreich, „wenn man es auf regelmäßige Weise berufe,“ sich auf der Londoner Konferenz vertreten lassen werde, wofern seinem Pariser Vertreter von England, welches mündlich dazu eingeladen, der erforderliche Passirschein verschafft werde. Dies wurde von dem englischen Kabinett angenommen, und Chaudordy setzte Favre durch eine Depesche, die am 8. Januar in Paris eintraf, davon in Kenntnis



gewählt ist. Aber gerade dadurch, daß in dieser Entscheidungsstunde, wo Frankreich allein für seine Ehre und Existenz kämpft, dieser offizielle Schritt der europäischen Mächte bei der französischen Republik gethan wird, erhält er einen ausnehmenden Ernst. Es ist ein verspäteter Anfang, Gerechtigkeit zu üben, eine Verpflichtung, von der man sich nicht mehr lossagen kann. Er heiligt mit der Autorität des Völkerrechts den Regierungswechsel und läßt auf der Szene, auf welcher es sich um die Geschichte der Welt handelt, die trotz ihrer Wunden freie Nation erscheinen angesichts des Oberhauptes, das sie zum Untergange geführt hat, und der Prä-tendenten, welche über sie verfügen wollen. Wer fühlt übrigens nicht, daß Frankreich, zugelassen zu den Vertretern Europas, das unbestreitbare Recht erhält, vor ihnen seine Stimme zu erheben? Wer wird es hindern können, wenn es, sich auf die ewigen Regeln der Gerechtigkeit stützend, die Grundsätze verteidigen wird, welche seine Unabhängigkeit und seine Würde sicher stellen? Es wird keinen derselben aufgeben. Unser Programm bleibt unverändert dasselbe, und Europa, welches denjenigen einladet, der es aufgestellt hat, weiß sehr wohl, daß er den Willen und die Pflicht hat, es aufrecht zu erhalten. Man durfte daher nicht zaudern, und die Regierung hätte einen schweren Fehler begangen, wenn sie die ihr gemachte Eröffnung zurückgewiesen hätte.

Indem sie dies anerkannte, dachte sie doch, wie ich, daß der Minister des Auswärtigen, wenn es sich nicht um höhere Interessen handelte, Paris während des Bombardements, das der Feind auf die Stadt richtet, nicht verlassen könnte. [Folgt eine lange sentimentale Klage über den Schaden, den die „Wut der Angreifer“ absichtlich, „um Schrecken zu verbreiten,“ durch ihre Bomben an Kirchen, in Lazaretten, Kinderstuben u. dergl. angerichtet habe. Dann heißt es weiter:] Unsere brave Pariser Bevölkerung fühlt mit der Gefahr ihren Mut steigen. Fest, gereizt, entschlossen, ist sie entrüstet und beugt sich nicht. Sie will mehr als je kämpfen und siegen, und wir wollen es mit ihr. Ich kann nicht daran denken, mich in dieser Krisis von ihr zu trennen. Vielleicht setzen unsere an Europa gerichteten Proteste wie die der in Paris anwesenden Mitglieder des diplomatischen Korps derselben bald ein Ziel. England



um den Austausch der gewöhnlichen Mittheilungen zu unterbrechen. Der Herr Graf von Bismarck scheint, wenigstens teilweise, die Richtigkeit dieser Bemerkungen zugegeben zu haben, weil er heute den Gesandten der Vereinigten Staaten beauftragt hat, mich wissen zu lassen, daß er heute unter dem Vorbehalt gegenseitiger Untersuchungen die Verbindungen durch Parlamentäre wiederherstelle. Es liegt also keine Nothwendigkeit vor, daß ein französischer Offizier sich in das preußische Hauptlager begeben, und ich werde mich mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Verbindung setzen, um den Passirschein zu erhalten, den Sie für mich ausgewirkt haben. Sobald ich denselben in den Händen haben werde, und die Lage von Paris es mir gestattet, werde ich den Weg nach London nehmen, im voraus sicher, nicht vergeblich im Namen meiner Regierung das Prinzip des Rechtes und der Moral anzurufen, dem Achtung zu verschaffen Europa ein so großes Interesse hat.“

Soweit Herr Favre. Die Lage von Paris hatte sich nicht verändert, die an Europa gerichteten Proteste hatten der Krisis noch kein Ziel gesetzt, dies auch noch nicht gekommt, als Favre am 13. Januar, drei Tage also nach seinem Schreiben an Granville und am Tage nach Erlaß seines Rundschreibens an die Vertreter Frankreichs im Auslande, folgende Depesche an den deutschen Bundeskanzler abgehen ließ:

„Herr Graf! Lord Granville benachrichtigt mich durch seine Depesche vom 29. Dezember v. J., die ich am 10. Januar abends erhielt, daß Ew. Excellenz auf das Ersuchen des englischen Kabinetts einen Passirschein zu meiner Verfügung halten, welcher für den Bevollmächtigten Frankreichs zur Londoner Konferenz notwendig ist, um die preußischen Linien passiren zu können. Da ich in dieser Eigenschaft designirt bin, beehre ich mich, von Ew. Excellenz die Zusendung dieses Passirscheines in meinem Namen in möglichst kurzer Frist zu beanspruchen.“

Ich theile dies alles lediglich in der Absicht mit, um den großen Unterschied zwischen dem Charakter und der Befähigung Favres und dem Wesen Bismarcks zu zeigen. Man vergleiche mit den oben in ausführlichen Auszügen gegebenen Schriftstücken des erstern die folgende Äußerung des letzteren. Dort Unentschlossenheit, Zweideutig-



finden läßt, auf welchem die angeführten Bedenken zu beseitigen sind, und jedes aus Ihrer Anwesenheit in London fließende Präjudiz vermieden werden kann.

Aber auch wenn ein solcher Weg gefunden werden sollte, erlaube ich mir doch die Frage, ob es ratsam ist, daß Em. rc. Paris und Ihren Posten als Mitglied der dortigen Regierung jetzt verlassen, um persönlich an einer Konferenz über das Schwarze Meer teilzunehmen, in einem Augenblicke, wo in Paris Interessen auf dem Spiele stehen, welche für Frankreich und Deutschland wichtiger sind als der Artikel XI des Vertrages von 1856. Auch würden Em. rc. in Paris die diplomatischen Agenten und die Angehörigen der neutralen Staaten zurücklassen, welche dort geblieben oder vielmehr zurückgehalten worden sind, nachdem sie längst die Erlaubnis zum Passiren der deutschen Linien erhalten, und welche daher umsomehr auf den Schutz und die Fürsorge Em. rc. als des Ministers der faktischen Regierung für die auswärtigen Angelegenheiten angewiesen sind.

Ich kann daher kaum annehmen, daß Em. rc. in der kritischen Lage, an deren Herbeiführung Sie einen so wesentlichen Antheil hatten, sich der Möglichkeit werden berauben wollen, zu einer Lösung mitzuwirken, wofür die Verantwortlichkeit auch Sie trifft.“

\* \* \*

Ich lasse jetzt das Tagebuch weiter sprechen.

17. Januar, Dienstag. Laues Wetter und viel Wind. Man hört nicht schießen. Das Bombardement ist indes gestern in befriedigender Weise und mit geringen Verlusten auf deutscher Seite fortgesetzt worden, was ich auf Befehl des Chefs telegraphire, indem ich zugleich melde, daß der Verlust der Franzosen in den sechstägigen Kämpfen bei Le Mans weit bedeutender gewesen ist, als angenommen worden. In unsern Händen befinden sich dort 19 Geschütze und 22000 unverwundete Gefangne.

Bei Tische hatten wir zu Gästen den sächsischen Grafen Mostik-Wallwitz, der hier bei der Verwaltung angestellt werden soll, und einen Herrn Winter oder von Winter, der zum Präfecten in Chartres bestimmt ist. Der Chef bemerkte, nachdem jemand das Gespräch auf die zukünftigen Operationen des Krieges gebracht ~~„denke mir, wenn wir Paris mit Gottes Hi“~~





hinab nach Archangel, aber seine Frau habe ihn nicht fortgelassen, auch hätte er dazu mindestens sechs Wochen Urlaub haben müssen. Dort oben in den Wäldern gebe es noch unglaublich viel Wild, besonders Birk- und Auerhähne, die von den Finnen und Samojeden, welche mit Teschings ohne Pfropf und schlechtem Pulver schossen, zu tausenden erlegt würden. „So ein Auerhahn dort läßt sich — ich will nicht sagen, mit der Hand fangen, aber mit dem Stocke totschlagen,“ fügte er hinzu. „In Petersburg kommen sie in Massen auf den Markt. Überhaupt ist's in Rußland für einen Jäger gar nicht übel. Und mit der Kälte ist's auch nicht so schlimm; denn jeder ist an den Kampf mit ihr gewöhnt, alle Häuser sind gehörig geheizt, selbst die Treppen und das Vorhaus — sogar die Reitbahnen — und keinem Menschen fällt es ein, mit dem Cylinder im Winter Visite zu machen, sondern man kommt mit Pelz und Pelzmütze.“

Ich weiß nicht mehr, auf welchem Wege, kam er dann nochmals auf seinen gestrigen Brief an Favre zu reden und sagte: „Ich habe ihm deutlich zu verstehen gegeben, das ginge doch nicht, und ich könnte nicht glauben, daß er, der die Sache am 4. September mit veranlaßt habe, nicht auch die Entwicklung mit abwarten wollte. Ich habe den Brief übrigens französisch geschrieben, erstens weil ich ihn nicht als amtlich betrachtete, sondern als Privatkorrespondenz, dann aber, damit sie ihn von den französischen Linien an bis zu ihm lesen können.“ Mostik fragte, wie es überhaupt mit der diplomatischen Korrespondenz gehalten würde. Chef: „Deutsch. Früher war's französisch. Ich habe es aber eingeführt. Doch nur mit solchen Kabinetten, deren Sprache bei uns verstanden wird. England, Italien, auch Spanien — das kann man zur Not auch lesen. Mit Rußland nicht, denn da bin ich wohl der einzige im Auswärtigen Amte, der es versteht. Holland, Dänemark und Schweden auch nicht; diese Sprachen lernt man doch in der Regel nicht. Die schreiben französisch, und denen wird ebenso geantwortet.“ — „Der König hat übrigens befohlen, daß die Militärs mit den Franzosen nur deutsch verkehren; mögen sie's lernen, wir haben ihre Sprache auch lernen müssen.“ — „Mit Thiers [er meinte Favre] habe ich in Ferrières französisch gesprochen. Aber ich sagte ihm, dies ge-



mir äußerte: „Weiß Gott, Herr Doktor, ich gäbe gleich meine ganzen Diäten darum, wenn ich das eiserne Kreuz auch kriegte. Sie können mir's glauben.“ Ich glaubte ihm das auch, obwohl es mir schwer begreiflich war; denn die Diäten, auf die er Anspruch hat, betragen etwa anderthalbmal so viel als seine gewöhnliche Einnahme.

Zwischen zwölf und halb zwei Uhr im großen Saale des Schlosses Ordensfest und Proklamirung des deutschen Reichs und Kaisers unter militärischem Gepränge. Soll ein sehr stattliches und feierliches Schauspiel gewesen sein. Ich machte inzwischen mit Wollmann einen weiten Spaziergang, und als wir bei der Rückkehr vom Gitter der Avenue de Saint Cloud die Allee hinauf und durch die Rue de Saint Pierre gingen, hörten wir vom Place d'Armes her das Rollen lauter Hurrahs. Sie galten dem Könige, der von der Zeremonie nach Hause fuhr — ich wollte sagen: dem Kaiser. Bei Tische fehlte der Chef, der beim Kaiser zum Diner war. Abends wurde ich zweimal zu ihm gerufen, um Aufträge zu erhalten. Er sprach dabei mit ungewöhnlich schwacher Stimme und sah ermüdet und abgespannt aus.

Der Minister hat von einer Anzahl in Paris zurückgebliebener Diplomaten, für die Kern, der Gesandte der Schweiz, das Wort führt, ein Schreiben erhalten, in welchem an ihn das Verlangen gestellt wird, dahin zu wirken, daß Maßregeln getroffen werden, welche den Schutzbefohlenen der Unterzeichner ermöglichen, sich vor dem Bombardement durch Entfernung aus der Stadt zu retten. Dabei wird unsre Berechtigung zur Beschießung von Paris bezweifelt und angedeutet, daß wir absichtlich auf Gebäude schossen, die zu schonen seien. Darauf ist zu erwiedern, daß der neutrale Teil der in Paris Wohnenden durch ihre Gesandtschaften wiederholt schon gegen das Ende des Septembers, dann mehrmals im Oktober auf die Nachteile aufmerksam gemacht worden ist, die der Stadt aus einem fortgesetzten Widerstande erwachsen müßten. Ferner haben wir monatelang jeden Neutralen, der sich als solcher legitimiren konnte und sich zu entfernen wünschte, ohne Schwierigkeiten unsre Linien passiren lassen, jetzt können wir dies aus militärischen Gründen nur den Mitgliedern des diplomatischen Korps gestatten. Wenn jene Erlaubnis, sich und



und Wiegen mit Wickelfindern sich zum Zielpunkt genommen hätten — die grausam gesonnenen Granaten!

Das heutige Schießen rührt, wie Reudell beim Frühstück erzählt, von einem neuen großen Ausfalle her, den die Pariser mit vierundzwanzig Bataillonen und zahlreichen Kanonen auf unsere Stellungen zwischen La Celle und Saint Cloud unternommen haben. — — — Gegen zwei Uhr, wo man deutlich das Getnarr und Gerassel von Mitrailleusen vernimmt, die französischen Geschütze also in der Luftlinie höchstens noch eine halbe Meile von Versailles entfernt sind, setzt sich der Chef zu Pferde, um nach dem Aquädukt von Marly zu reiten, wohin sich auch der König und der Kronprinz begeben haben sollen. Ich fahre mit Wollmann ebenfalls dahin. Auf dem Wege begegnet uns in Roquencourt ein zurückkehrender Musketier, der auf unsere Frage nach dem Gange der Dinge wissen will, es stünde schlecht für uns, der Feind wäre schon im Walde auf den Hügeln hinter La Celle. Wir können das nicht glauben, weil in diesem Falle mehr Leben sein und wir das Schießen deutlicher hören würden. Ein Stück weiter begegnet uns der Kronprinz, der nach Versailles zurückkehrt. Es muß also keine Gefahr mehr sein. Auf der Höhe von Marly an der schnurgeraden Chaussee, die hier nach Norden führt, läßt man uns nicht weiter. Wir warten eine Weile bei schneidendem Winde und unter einer Wolke, die ein dichtes Gestöber von Schneeflocken entsendet, unter den hier aufgestellten langbärtigen Enakskindern der Gardelandwehr. Der König und der Kanzler sollen sich auf dem Aquädukt befinden. Als die Wolke vorübergezogen ist, sehen wir deutlich den Mont Valérien drei Schüsse nach einander abgeben und die Schanze unter seinen Wällen achtmal feuern. Auch in unseren Batterien im Westen jenseits der Seine blizt es dann und wann auf, und in einem der Dörfer des Flußthales scheint ein Haus zu brennen. Als das Feuer aufhören will, kehren wir um.

In Versailles muß die Sache inzwischen Bedenken erregt haben; denn als wir durch die Stadt gehen, sehen wir, daß Baiern eingerückt sind, die man sonst hier nur einzeln zu sehen bekommt. Sie stehen auf dem Place d'Armes und der Avenue de Paris in dichten Massen, sagt man uns. Die Franzosen aber lagern, wohl



man hört kein Schießen mehr. Im Laufe des Vormittags erfahren wir, daß die Pariser ihre Stellungen von gestern Abend verlassen und mit klingendem Spiel in die Stadt zurückmarschirt sind. Unsere Verluste bei dem Kampfe sollen nicht erheblich sein, die des Feindes dagegen sehr beträchtlich. Vom Westen her kommt die Nachricht, daß Tours von unsern Truppen ohne Widerstand besetzt worden ist, vom Norden, daß Goeben bei Saint Quentin in siebenstündiger Schlacht die Franzosen geschlagen und ihnen viertausend unverwundete Gefangene abgenommen hat. Um zwölf Uhr wurde ich zum Chef geholt. Er will, daß seine Beantwortung der Sternschen Zuschrift und der Brief, in dem er Favre den Passirschein abgeschlagen hat, in den „Moniteur“ kommen.

Beim Diner war Böhlen wieder zugegen, desgleichen als Gäste Lauer und von Knobelsdorff. Der Chef war ausgeräumt und gesprächig. Er erzählte u. a., als er in Frankfurt gewesen, habe er häufig Einladungen an den großherzoglichen Hof in Darmstadt erhalten und benützt. Es habe dort vortreffliche Jagden gegeben. Dann fuhr er fort: „Aber ich habe Ursache, anzunehmen, daß die Großherzogin Mathilde mich nicht mochte. Sie hat zu jemand gesagt, damals, er steht immer da und sieht aus, als ob er so viel wie der Großherzog wäre.“

Als wir bei der Zigarre waren, kam plötzlich im Regenmantel der Adjutant des Kronprinzen (ein Major von Hanke oder Kameke) herein, um zu melden, daß der Graf (Name unverständlich) erschienen sei, um, angeblich im Namen und Auftrage Trochus, einen zweitägigen Waffenstillstand zur Wegschaffung der beim gestrigen Ausfalle Verwundeten und zur Bestattung der dabei Gefallenen zu verlangen. Der Chef erwiederte, der dürfe den Franzosen nicht bewilligt werden, für die Wegbringung ihrer Verwundeten und die Beerdigung ihrer Toten genügte einige Stunden; die letzteren lägen übrigens ebenso gut über als unter der Erde. Bald nachher erschien der Major wieder und meldete, der König werde herkommen, und kaum eine Viertelstunde danach stellte sich Majestät wirklich ein, desgleichen der Kronprinz. Sie gingen mit dem Kanzler in den Salon, wo eine Antwort für den Boten Trochus redigirt wurde, die abschlägig lautete.





geschnitten haben. Ich machte dann einen Artikel für deutsche Zeitungen und ein Entrefilet für das hiesige Blatt.

Abends waren beim Diner Voigts-Rheß, Fürst Putbus und der bairische Graf Berghem Gäste des Kanzlers. Der Baier hat die angenehme Kunde überbracht, daß die Versailler Verträge in der Münchner zweiten Kammer mit zwei Stimmen über die erforderliche Zweidrittel-Majorität durchgegangen sind. Das deutsche Reich ist also in aller Form fertig. Der Chef forderte mit Bezug auf diese Thatsache die Gesellschaft auf, die Gesundheit des Königs von Baiern zu trinken, „der die Sache doch eigentlich zu gutem Ende gebracht hat.“ — „Ich dachte immer,“ so setzte er hinzu, „daß wir damit durchkommen würden, wenn auch nur mit einer Stimme; auf zwei hätte ich nicht gehofft. Die letzten guten Nachrichten vom Kriegsschauplatz werden auch dazu beigetragen haben.“

Es wurde dann erwähnt, daß die Franzosen bei dem vorgestrigen großen Ausfalle weit mehr Leute gegen uns geführt haben, als man bisher dachte, wahrscheinlich über achtzigtausend Mann, und daß die Montretout-Schanze wirklich einige Stunden in ihren Händen gewesen ist, desgleichen ein Teil von Garches und Saint Cloud, daß sie auch bei ihrem Ansturm ganz gewaltige Verluste, — man sprach von 1200 Toten und 4000 Verwundeten — erlitten haben. Der Chef bemerkte: „Die Kapitulation muß nun bald erfolgen — ich denke, schon nächste Woche. Nach der Kapitulation werden sie von uns mit Lebensmitteln versehen werden — versteht sich — aber bevor sie nicht siebenmalhunderttausend Gewehre und viertausend Kanonen abgeliefert haben, kriegen sie kein Stück Brot, und dann wird niemand herausgelassen. Wir besetzen die Forts und die Enceinte und setzen sie so lange auf schmale Kost, bis sie sich zu einem Frieden bequemen, der uns paßt. Es sind in Paris doch noch sehr viele geachtete und angesehene Leute, mit denen was zu machen ist.“

Später kam man auf eine Madame Cordier zu sprechen, die sich seit einiger Zeit hier aufhalte und sich in diesen Tagen mehrere Stunden an der Brücke bei Sèvres hin und her bewegt habe, wie es geschienen, um nach Paris hineinzukommen oder etwas hineinzu bringen. Sie soll eine hübsche, schon etwas ältere Witwe sein,



zuzeichnen, als daß der Minister wieder davon sprach, daß es billig sein würde, den Vermundeten das eiserne Kreuz zu geben. Nach dem Diner Konzepte und andre Akten gelesen, darunter Heffters überaus gründlichen Bericht über die Kaisertitel. Der gewissenhafte Gelehrte hat über den Gegenstand, der dem Chef am Wurschtesten ist, eine Anzahl von Schriften studirt, aber unter den da aufgeführten Titulaturen kommt, wofern ich seine Abhandlung in der Eile recht begriffen habe, ein deutscher Kaiser, ein Kaiser von Deutschland, ein deutscher König und ein König von Deutschland nirgends vor.

Abends in zwei Artikeln auf eine den Krieg, den Gambetta angefacht, deutlich charakterisirende Grausamkeit der Franzosen aufmerksam gemacht, die, wie die folgenden Berichte zeigen, vollständig verbürgt ist.

„Auf Befehl des Bataillons meldet der Unterzeichnete, daß er auf seinem Marsche nach Vendome am 1. Januar den Bericht erhalten hat, daß sich in Villaria ein toter Kürassier befindet, dem beide Augen ausgestochen sind. Der Unterzeichnete hat diesen Kürassier auf einem von Kameraden eskortirten Wagen liegen sehen. Er hatte mehrere Messer- und Bajonnetstiche im Unterleibe, einen Schuß in der Schulter, und die Augen waren ihm aus den Augenhöhlen geschnitten. Der Leichnam schien vor einem oder zwei Tagen in diesem Zustande aufgefunden worden zu sein.

von Lüberitz,

Premierleutnant im 4. westfälischen Infanterieregiment Nr. 17.“

„Ich bescheinige, am 1. Januar zu Villaria die Leiche eines Kürassiers gesehen zu haben, dem beide Augen ausgestochen waren. Ich habe keine detaillirtere Besichtigung der Leiche vorgenommen, glaube aber, daß man genauere Nachrichten erhalten könnte. Die Leiche ist von Dragonern des 16. Regiments eskortirt worden.

Les Tuileries, 9. Januar 1871.

D. Halle,

Arzt im 2. Bataillon des Regiments Nr. 17.“

„Die Division [20. Infanterie-Division] legt dem kommandirenden General in dem anliegenden Schriftstück den Bericht des Premierleutnants von Lüberitz vom 4. westfälischen Infanterieregiment Nr. 17



gekommen. Beide bekommen auch zu essen, was in der Eile zu haben ist, Kotelettes, Rührei, Schinken u. dergl., was den armen Märtyrern der Hartnäckigkeit wohlthun wird. Kurz vor ein viertel auf elf gehen beide wieder, um in dem vor der Thür haltenden Wagen nach ihrer hiesigen Wohnung zu fahren. Dieselbe ist auf dem Boulevard du Roi ausgesucht in einem Hause, wo zufällig auch Stieber und die Feldpolizei ihre Quartiere haben. Haxfeldt begleitet die Herren dahin. Favre sieht ziemlich niedergeschlagen und in der Kleidung etwas derangirt aus. Sein Schwiegersohn, ein kleiner Mensch mit südlichem Typus, desgleichen. Uslar hat sie von den Vorposten hierher begleitet.

Der Chef fährt nach halb elf Uhr zum König und kommt nach etwa drei Viertelstunden wieder. Als er zu uns in das Theezimmer tritt, sieht er ungemein vergnügt aus, setzt sich, läßt sich von mir Thee einschenken und ißt ein paar Bissen trocknes Brot dazu. Nach einer Weile sagt er zu seinem Vetter: „Kennst du das?“ worauf er eine kurze Melodie pfeift, das Signal der Jäger, welches verkündigt, daß der Hirsch erlegt ist. Bohlen antwortete: „Ja — gute Jagd.“ — Chef: „Nein, das geht so,“ worauf er eine andre Weise pfeift. „Es war das Hallali,“ sagte er dann. „Ich denke, die Sache ist gemacht.“ Bohlen meinte dann, Favre habe „recht ruppig“ ausgesehen. Der Chef erwiderte: „Ich finde, daß er viel grauer geworden ist als in Ferrières — auch dicker, vermutlich vom Pferdefleisch. Sonst aber sieht er aus wie einer, der in der letzten Zeit viel Verdruß und Aufregung erlebt hat, und dem jetzt alles Worscht ist. Ubrigens war er sehr aufrichtig und gestand zu, daß es schlecht gehe drinnen. Auch erfuhr ich von ihm, daß Trochu beseitigt ist. Vinoy kommandirt jetzt in der Stadt.“ — Bohlen erzählte dann, daß Martinez del Rio äußerst zurückhaltend gewesen sei. Sie hätten ihn auch nicht auszufragen versucht, aber einmal hätten sie sich doch erkundigt, wie es wohl mit Rothschilds Villa in Boulogne stehe, wo sich, wie Thiers gesagt, der Generalstab der Pariser Armee einquartiert hat. Da hätte er ganz kurz entgegnet, das wisse er nicht. Sonst hätten sie sich unartigerweise mit ihm nur über gute Pariser Restaurants unterhalten. Haxfeldt berichtete, als er von der Begleitung der beiden Pariser zurückkehrte, Favre sei froh gewesen, daß er erst in der



eine Gesellschaft von „Patrioten“ hier angebracht worden ist. Sonst erinnert nichts an das, was hier geschah. Als ich mir die historische Stätte betrachtete, war in dem Brettergange im Saale Wäsche zum Trocknen aufgehangen, und auf dem Fußboden in der Mitte lagen Krautblätter umhergestreut — vielleicht trieb der Portier, wo Mirabeau gedonnert, eine gemütliche Kaninchenzucht — doch erinnerten auch ein Lederball und ein Instrument zum Ballschlagen an die eigentliche Bestimmung des Raumes.

24. Januar, Dienstag. Der Tag trüb und nebelig. Der Chef ist schon vor neun Uhr aufgestanden und hat mit Abkochen gearbeitet. Kurz vor zehn Uhr fährt er zum König — oder sagen wir jetzt, zum Kaiser. Erst gegen ein Uhr kommt er, während wir noch beim Frühstück sitzen, zurück. Er isst ein Stück gebratenen Schinken, trinkt ein Glas Tivoli-Bier dazu, seufzt und sagt: „Bisher habe ich immer gedacht, die parlamentarische Behandlung von Staatsangelegenheiten wäre die langsamste. Jetzt denke ich nicht mehr so. Dort gibt's doch noch die Rettung mit dem Schlußantrage. Hier aber bringt jeder vor, was er gerade denkt, und wenn man sich der Hoffnung überläßt, nun wäre es endlich abgemacht, kommt einer mit einem Gedanken, den er schon vorher vorgebracht hat, und der

---

ließ der Versammlung der drei Stände eine Verfassung vorlegen, der fünfzehn Artikel vorangeschickt waren, welche eine durchgreifende Umgestaltung des Staatswesens, wie sie die Liberalen verlangten und beabsichtigten, geradezu verboten. Die Rede, welche die Minister den König halten ließen, schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich alsbald zu trennen, sich morgen in den für jeden einzelnen Stand bestimmten Saal zu begeben und dort Ihre Sitzungen wieder zu beginnen.“ Es waren starke Worte, aber sie wurden von einem schwachen Fürsten gesprochen. Die bürgerlichen Abgeordneten blieben trotz des königlichen Befehls beisammen, und als der Großzeremonienmeister Marquis de Dreux-Brézé sie zum Gehen aufforderte, antwortete ihm Mirabeau: „Sie, mein Herr, können das Organ des Königs bei der Nationalversammlung nicht sein; denn Sie haben hier weder Sitz noch Stimme, noch auch das Recht, uns an das vom Könige gesprochene Wort zu erinnern. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier durch den Willen des Volkes versammelt sind, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette aneinander treiben wird.“ Der König that dieser Widerseßlichkeit gegenüber nichts; er gab, als man sie ihm meldete, zur Antwort: „Nun denn, wenn die Herren vom dritten Stande den Saal nicht verlassen wollen, so soll man sie drin lassen.“





über den Sterbefall der hochseligen Dame aus. Der Chef aber sagte: „Wie kann Ihnen das so zu Herzen gehen? Es ist doch kein Belgier hier am Tische und auch kein Vetter.“

Er erzählte dann, daß Favre sich gegen ihn beklagt habe, daß wir auf die Kranken und Blinden — das Blindeninstitut — schossen. „Ich weiß nicht, was Sie sich darüber beschweren, sagte ich ihm. Sie machen es ja noch viel schlimmer, Sie schießen auf unsre rüstigen und gesunden Leute.“ Welch ein Barbar! wird er da gedacht haben. — Man erwähnte Hohenloheß und seiner Verdienste um den Erfolg der Beschießung. Chef: „Ich werde vorschlagen, ihm den Titel Poliorfetes zu verleihen.“ — Die Unterhaltung lenkte sich auf Statuen und Gemälde der Restaurationszeit und deren Unnatur und Geschmacklosigkeit. „Da erinnere ich mich,“ sagte der Chef, „der Minister Schuckmann, den hatte seine Frau gemalt — ich glaube, man nannte es en coquille — in einer rosenroten Muschel, und dabei hatte er eine Art antikes Kostüm an, bis hierher [zeigt auf die Magengegend] nackt, wie ich ihn nie gesehen habe.“ — „Der gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Die gaben öfters, was man zu jener Zeit Assemblées nannte, und was jetzt Raut heißt — einen Abend ohne Abendbrot. Da gingen meine Eltern gewöhnlich hin.“ — Er beschrieb dann wieder den Anzug seiner Mutter, worauf er fortfuhr: „Später war da ein Gesandter in Berlin, der gab auch solche Bälle, wo bis um drei Uhr getanzt wurde, und wo es nichts zu essen setzte. Da weiß ich, daß ich und ein paar gute Freunde oft hingingen. Zuletzt aber lehnten wir jungen Leute uns auf. Als es spät wurde, zogen wir Butterbröte aus der Tasche und verzehrten sie. Hernach, das nächste mal, gab es zu essen, aber wir waren nicht wieder eingeladen.“

---



Der Minister gedachte darauf seiner ersten Reise nach Petersburg. Er sei im Wagen gefahren, weil es zuerst keinen Schnee gegeben. Später aber sei ein starkes Gestöber eingetreten und der Weg ganz verweht worden, sodaß sein Fuhrwerk nur ganz langsam weitergekommen sei. Bei fünfzehn Grad Kälte und ohne Schlaf in dem engen Wagen habe er bis zur ersten Eisenbahnstation volle fünf Tage und sechs Nächte gebraucht. Im Waggon sei er dann aber gleich so fest eingeschlafen, daß er, als sie nach zehnstündiger Fahrt in Petersburg eingetroffen seien, der Meinung gewesen sei, erst vor fünf Minuten in den Zug gestiegen zu sein.

„Es hatte aber auch sein Gutes, damals, als die Eisenbahn noch nicht fertig war,“ fuhr er fort. „Man hatte da nicht so viel zu thun. Es war nur zweimal die Woche Posttag, und da wurde aus allen Leibeskräften gearbeitet. Wenn die Post aber fort war, da ging's zu Pferde hinaus, und es war gute Zeit bis zur nächsten Post.“ — Jemand äußerte, daß die Arbeit in den Gesandtschaften sowie im Auswärtigen Amte viel mehr durch den Telegraphen als durch die Eisenbahn vermehrt worden sei. Der Chef kam davon auf die Berichte der Gesandtschaften und der diplomatischen Agenten überhaupt zu reden, und bemerkte, daß viele derselben in gefälliger Form nichts enthielten. „Es ist Feuilletonarbeit, geschrieben, damit was geschrieben wird. So waren da z. B. die Berichte unsers Konsuls [Name gleichgiltig]. Man liest sie durch und denkt immer: nun soll's kommen. Es kommt aber nicht. Es klingt ganz hübsch und man liest weiter und weiter. Am Ende aber findet man, daß wirklich nichts darin steht — alles taub und leer.“ — Man erwähnt ein andres Beispiel, Bernhardi, unsern Militärbevollmächtigten in Florenz, der auch als Schriftsteller aufgetreten, und der Chef urteilt über ihn: „Ja, der galt für einen guten Militärschriftsteller, wegen der Schrift über Toll, von der man aber nicht weiß, wieviel daran von ihm selbst ist. Darauf hat man ihm den Charakter eines Majors gegeben, obwohl auch nicht sicher ist, ob er überhaupt einmal Offizier war, und ihn zum Militärbevollmächtigten in Italien gemacht. — Man dachte, er würde was leisten, und an Quantität hat er viel geleistet — auch in der Form. Er schreibt gefällig und wie für ein Feuilleton, aber wenn ich seine eng und klein und



kam ich mit der Hand neben mir in etwas Rausch, und als ich es unteruchte, war es etwas Ländliches — von einer Aub.“ — „Später weckte mich einer. Es war Perponcher, der sagte mir, der Großherzog von Mecklenburg hätte noch ein Unterkommen für mich und ein Bett übrig. Das war richtig. Nur war das Bett ein Kinderbett. Ich machte mir's zurecht, indem ich mir zu Füßen eine Stuhllehne hinstellte, und schlief ein. Aber früh konnte ich kaum aufstehen, da ich mit den Knien auf der Lehne gelegen hatte.“ — „Wenn man nur einen Strohiack hat, kann man sich's recht bequem machen, auch wenn er sehr ichmal ist, wie das oft vorkommt. Man schneidet ihn nämlich in der Mitte auf, schiebt das Stroh zurück und legt sich dann in die auf diese Weise entstandene Mulde. Ich habe das mitunter in Rußland so gemacht, auf der Jagd.“ — „Das war, wie die Depesche von Napoleon ankam,“ bemerkte Bohlen. — „Und Du thatest das Gelübde, Du wolltest es dem Gallier vergelten, wenn sich Gelegenheit fände.“ —

Zuletzt erzählte der Chei noch: „Vorgeistern sagte mir Favre, die erste Granate, die in das Pantheon gefahren wäre, hätte der Statue Heinrichs des Vierten den Kopf abgerissen.“ — „Das sollte wohl was Ruhrendes sein?“ fragte Bohlen. — „Ach nein,“ erwiderte der Chei, „ich glaube vielmehr, er sagte es als Demokrat, es war der Ausdruck seiner Freude, daß es einem König passiert war.“ — Bohlen: „Ja, dem ist's nun zweimal schlecht gegangen, die Franzosen haben ihn in Paris erstickt, und wir haben ihn da geföpft.“

Das Diner dauerte diesen Abend ungewöhnlich lange, von halb sechs bis nach sieben Uhr, und jeden Augenblick wurde Favre aus Paris zurückerwartet. Er kam endlich nach halb sieben Uhr an, wieder mit dem Schwiegerjohn spanischen Namens. Beide sollen sich nicht mehr wie das erstemal gegen das Essen gesträubt haben, sondern wie vernünftige Leute dem Guten, das man ihnen aufgetragen, gerecht geworden sein. Man darf daraus wohl schließen, daß sie auch in der Hauptsache, um die es sich handelt, der Vernunft Gehör gegeben haben und geben werden. Das wird sich jetzt zeigen, wo Favre mit dem Kanzler in der Stube des jungen Jossé konferirt.

Nach Tische Konzepte gelesen. — — — Nach Heims ist eine Weisung wegen des Verfahrens bei der Steuereintreibung ergange



tärische Dinge schwer begreiflich zu machen.“ Er nannte ein paar französische Worte — „das ist die Erhöhung vor dem Graben draußen“ — er nannte ein paar andre — und das ist die innere Seite.“ Das mußte er nicht.“ — „Na, heute hat er doch hoffentlich gehörig gegessen,“ sagte Bohlen. — Der Chef bejahte das, und Bohlen äußerte weiter, unten hätte sich das Gerücht verbreitet, er habe diesmal auch den Sekt nicht verachtet, sondern ordentlich davon getrunken: „Ja, vorgestern wollte er nicht, heute aber hat er sich einschenken lassen. Neulich hatte er sogar Gewissensbedenken wegen des Essens, ich redete sie ihm aber aus, und der Hunger wird mir beigestanden haben; denn er aß ganz wie jemand, der lange gefastet hat.“

Hatzfeldt berichtete, vor einer Stunde sei der Maire Rameau dagewesen, um nachzufragen, ob Herr Favre bei uns wäre. Er wolle mit ihm sprechen, sich ihm zur Verfügung stellen. Ob es wohl erlaubt wäre, ihn zu besuchen? Er, Hatzfeldt, habe ihm gesagt, daß er das natürlich nicht wisse. Der Chef bemerkte darauf: „Wenn jemand in der Nacht zu einem geht, der nach Paris zurück will, so ist das hinreichend, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Ein dreister Geselle!“ — Bohlen: „Na, Mantey wird's schon Stiebern gesagt haben. Dieser Monsieur Rameau hat wahrscheinlich Sehnsucht nach seiner Zelle zurück.“ [Er hatte wegen Renitenz oder unverschämter Schreibweise bei Verhandlungen über die Beschaffung von Lebensmitteln für Versailles vor einiger Zeit — ich glaube mit andern Magistratspersonen — sich einige Tage das Innere einer Stube im Gefängnis auf der Rue de Saint Pierre ansehen müssen.]

Der Minister erzählte darauf einiges aus seiner Besprechung mit Favre. „Er gefällt mir jetzt besser als in Ferrières,“ sagte er. „Er sprach viel und in langen wohlgesetzten Perioden. Dit brauchte man garnicht aufzupassen und zu antworten. Es waren Anekdoten aus früherer Zeit. Er versteht übrigens recht hübsch zu erzählen.“ — „Meinen Brief von neulich hat er mir garnicht übel genommen. Im Gegenteil, er sagte, daß er mir Dank schuldig sei, daß ich ihn aufmerksam gemacht auf das, was er sich selber schuldig sei.“ — „Er sprach auch davon, daß er bei Paris eine Villa besäße, die wäre aber verwüstet und ausgeplündert. Ich hatte auf der Zunge: Doch nicht von uns. Aber er setzte gleich selbst hinzu, es müßte





Nach einer Weile sagte er: „Das ist doch ein unerhörtes Vorgehen der Engländer: sie wollen da [Edo Russell hat es angezeigt, der Kanzler es als unzulässig abgelehnt] ein Kanonenboot die Seine heraufschicken, wie sie sagen, um die dort wohnenden englischen Familien abzuholen, die weg wollten. Sie wollen aber bloß sehen, ob wir Torpedos gelegt haben.“ — — — „Die sind verstimmt, daß wir hier große Schlachten geschlagen haben — und allein gewonnen. Sie gönnen es dem kleinen ruppigen Preußen nicht, daß es in die Höhe kommt. Das ist ihnen ein Volk, das bloß da ist, um für sie gegen Bezahlung Krieg zu führen.“

Er schwieg wieder eine Weile. Dann sagte er: „Ich weiß, 1867, wie ich in Paris war, da dachte ich, wie wär's wohl, wenn wir wegen Luxemburg losgeschlagen hätten, ob ich da jetzt in Paris wäre oder die Franzosen in Berlin? Ich glaube, daß ich recht gethan habe, damals abzurathen. Wir hätten die Kräfte von heute bei weitem nicht gehabt. Die Hannoveraner waren von der Zeit nicht von der Art, daß sie so gute Soldaten gestellt hätten wie heute. Die Hessen — von denen will ich nichts sagen, da ging's. Die Schleswig-Holsteiner, die sich jetzt wie die Löwen geschlagen haben, — da gab's damals gar keine Armee. Bei den Sachsen war das Heer aufgelöst und sollte erst wieder gebildet werden. Und von den Süddeutschen war wenig zu erwarten. Die Württemberger — was sind das jetzt für prächtige Leute, ganz ausgezeichnet! Aber damals, sechsundsechzig, da mußte jeder Soldat lachen, als die einmarschirten in Frankfurt wie eine Bürgergarde. Auch mit den Badnern stand es nicht gut, da hat der Großherzog seitdem viel geschaffen.“ — „Freilich war die öffentliche Meinung damals in ganz Deutschland auf unsrer Seite, wenn wir Krieg um Luxemburg führen wollten. Aber die ersetzte doch diese Mängel nicht genug. Und dann war auch das Recht nicht auf unsrer Seite. Ich habe es öffentlich nie zugegeben, hier aber kann ich's sagen: nach der Auflösung des deutschen Bundes war der Großherzog souverän geworden und konnte machen, was er wollte. Daß er sein Land für Geld abtreten wollte, war eine Gemeinheit, aber abtreten konnte er's. Und mit unserm Bejatzungsrechte stand es auch schlecht. Wir durften eigentlich nach Auflösung des Bundes auch Rastatt und Mainz u



Paris, meinte sie, wäre uneinnehmbar, unüberwindlich, durch Kanonen nicht zu bezwingen, vielleicht durch Hunger. Wenn sie aber drin zu befehlen hätte, fuhr sie mit blinkenden Augen und mit größter Erregtheit fort, so würde sie sich nicht ergeben, und wenn sie verhungern müßte.

Der Chef fuhr um halb elf Uhr zum Könige. Wir ließen uns mittlerweile von einem Berliner in großer Gruppe vor der Gartenseite des Hauses photographiren, der Minister soll später im Vordergrunde des Bildes die Mitte einnehmen. Nach dem Frühstück erzählte mir B. eine Anzahl anmutiger Historien vom englischen Hofe, namentlich vom Prinzen von Wales. — — — Ein angenehmer Charakter, der für die Zukunft Schönes hoffen läßt und dem widerwärtigen Volke wohlbekommen möge.

Gegen zwei Uhr, nicht lange, nachdem der Chef vom König zurückgekehrt ist, kommt Favre wieder. Als er sich nach einiger Zeit entfernt, um wieder nach Paris zu fahren, hört man, daß ausgemacht worden, er solle morgen schon um acht Uhr früh wiederkommen, und zwar in Begleitung eines Generals, mit dem über die militärischen Fragen zu verhandeln wäre. — Über die militärischen Fragen der Kapitulation nämlich! Denn darum handelt es sich jetzt wirklich. Es geht mit Paris auf die Knie. Das Bombardement hat im Süden, noch mehr aber im Norden gut gewirkt, und der Brotkorb will leer werden.

Ich fahre mit L. nach Ville d'Avray, wo wir tüchtig herüber und hinüber schießen sehen. Kurze rötliche Blitze zucken aus einer in dunstiger Ferne gelegenen französischen Batterie auf. Rechts — wahrscheinlich von Meudon aus — wird von unserer Seite geschossen. Wieder scheint es in der Stadt zu brennen. Wir fahren über Sèvres zurück, wo wir an vier Häusern Spuren von französischen Granatschüssen gewahren.

Als ich Haxfeldt von diesem Ausflug erzählte, äußerte er: „Ach, wenn ich das Schießen und den Brand doch auch gesehen hätte. Es ist vielleicht das letzte mal Gelegenheit dazu. Bei Nacht unterscheidet sich das Feuer wohl besser, wenn ich nur einen Ort wüßte, wo.“ Ich erbot mich, wenn der Chef mir Urlaub gäbe, noch diesen Abend mit ihm hinauszufahren und ihm eine gute Aussicht zu zeigen. (Er fuhr später — ich glaube mit Bohlen — hinaus, sie sahen es



burg ernannt worden war, kam er mit einer ganzen langen Reihe schöner eleganter Wagen an, und alle Koffer, Kisten und Kasten voll Spitzen und Seidenzeug und Damenpuß, wofür er als Botschafter keinen Zoll zu zahlen hatte. Jeder Diener hatte seinen eignen Wagen, jeder Attaché oder Sekretär mindestens zwei, und er selber hatte wohl fünf oder sechs, und wie er ein paar Tage da war, verkaufte er das alles, Wagen und Spitzen und Modesachen. Er soll achtmal hunderttausend Rubel dabei verdient haben. — Er war gewissenlos, aber liebenswürdig — er konnte wirklich sehr liebenswürdig sein,“ was er dann weiter ausführte und mit Beispielen belegte. Dann fuhr er fort: „In Petersburg verstanden sie sich übrigens auch darauf — die Leute von Einfluß. Nicht, daß sie direkt Geld genommen hätten. Aber wenn jemand was wollte, da ging er in einen französischen Laden und kaufte teure Spitzen, Handschuhe oder Schmucksachen für tausende von Rubeln. Der Laden aber arbeitete für Rechnung des Beamten oder seiner Frau.“

Er erzählte dann die Geschichte von dem Finnen, dem er Holz ablaufen gewollt, noch einmal, aber etwas anders als vorher. „Er war zuerst ganz geneigt, es mir zu lassen,“ sagte er. „Wahrscheinlich hielt er mich für einen Kaufmann oder so was ähnliches aus den Ostseeländern, als ich ihm aber sagte, es wäre [russische Worte] für die preußische Gesandtschaft, da stutzte er. Es hatte ihn offenbar bedenklich gemacht. Er fragte, ob das [russische Worte] für die Krone wäre. Preußen wäre wohl ein Gouvernement des russischen Reiches. Ich sagte ihm, das gerade nicht, aber die Gesandtschaft hätte mit der Krone zu thun. Das war unvorsichtig, undiplomatisch, es befriedigte ihn offenbar nicht, und es half auch nichts, daß ich ihm das Geld gleich geben wollte. Er fürchtete ohne Zweifel, daß ihm das von mir wieder abgedrückt werden würde, und daß man ihn obendrein einstecken würde und Prügel aufzählen.“ Er teilte davon ein Beispiel mit. Dann schloß er: „Am andern Morgen kam er nicht wieder.“

Bohlen rief über den Tisch hinüber: „Ach, erzähle doch 'mal die hübsche Geschichte von dem Juden mit den zerrissenen Stiefeln, der fünfundzwanzig kriegte.“ Chef: „Ja, das war so. Eines Tages kam in unsre Kanzlei ein Jude, der nach Preußen zurückbefördert sein wollte. Er war aber sehr abgerissen und hatte be-



Im Theezimmer traf ich gegen halb elf Uhr den Chef im Gespräch mit den Abgeordneten von Röllert und von Jordanbeck. Jener sprach eben davon, daß man bald wieder Geld brauchen werde. „Wir wollten nicht mehr vom Reichstage verlangen,“ sagte er, „da wir nicht dachten, daß der Krieg so lange dauern würde. Nun habe ich an Camphausen geschrieben, der aber verweist uns auf Requisitionen und Kontributionen. Die sind jedoch schwer einzutreiben, da es uns bei dem weiten Raume, über den wir uns ausgebreitet haben, an Truppen zur Erzwingung fehlt. Um so ein Land von zwölftausend Quadratmeilen ganz in seine Hände zu bekommen, müßte man zwei Millionen Soldaten haben.“ — „Auch ist alles durch den Krieg teurer geworden. Wenn wir requiriren, friegen wir nichts. Wenn wir baar bezahlen, kommt immer noch genug auf den Markt und billiger als in Deutschland. Der Scheffel Hafer kostet hier vier, aus Deutschland bezogener sechs Franken.“ — „Nun dachte ich erst daran, mir die Matrifularbeiträge eher bezahlen zu lassen. Das giebt aber nur zwanzig Millionen, da Baiern bis zweiundsiebzig noch eigne Rechnung hat. Da habe ich mir nun den Ausweg gedacht, daß man sich an unsern Landtag wenden könnte, daß er eine Summe als Vorschuß bewilligte. Man muß nur erst wissen, was wir den Parisern abdrücken können, d. h. der Stadt Paris; denn mit der allein haben wir's jetzt zu thun.“ — Jordanbeck war der Ansicht, der Plan des Chefs würde im Landtage keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Zwar würden die Doktrinäre die Berechtigung bestreiten, und andre würden sagen, da müsse Preußen immer wieder aushelfen und Opfer für die übrigen bringen, allein die Mehrheit würde man aller Wahrscheinlichkeit nach haben, wie Röllert bestätigen werde, was dieser denn auch that.

Später kam ein Offizier von den dunkelblauen Husaren, ein ungewöhnlich hübscher junger Mann. Es war ein Graf Arnim der eben von Le Mans eingetroffen war und allerlei Interessantes von dort zu berichten hatte. Die dortigen Einwohner schienen recht verständige Leute zu sein, die Gambettas Politik mißbilligten und allenthalben ihr Verlangen nach dem Frieden äußerten, meinte er. — „Ja,“ erwiderte der Chef, „das ist recht schön von den Leuten, aber was hilft es uns, wenn sie sich mit ihrer verständigen Ge-





General scheint also in der That — vielleicht durch Hunger in seiner gewohnten Kapazität geschwächt — sich mehr als er verträgt zugemutet und stark dejeuner zu haben.

Beim Frühstück wurde dann noch erwähnt, daß Jordenbeck auf der Fahrt bei der durch aufständische Bauern zerstörten Eisenbahnbrücke das von unsern Truppen zur Strafe angezündete Fontenay lichterloh brennen sehen, und Delbrück freute sich mit uns, „daß doch endlich einmal wieder eine ordentliche Strafe stattgefunden habe.“

Als ich unserer Gärtnersfrau heute bemerkte, nun würde sie wohl nicht mehr zweifeln, daß der Fall von Paris ganz nahe wäre; sie hätte doch wohl den General gesehen, der zu Unterhandlungen herausgekommen wäre, antwortete sie wütend wie eine böse Kake: „Dieser General ist ein Verräter [sie sprach das Wort *traître* wie *trait* aus] wie Bazaine und wie Napoleon, das Schwein, das den Krieg mit den Preußen angefangen hat, als wir noch nicht bereit waren. Alle unsere Generale sind Verräter und Monsieur Favre ist auch einer. — Aber haben wir nur erst eine sichere Regierung, so machen wir Euch wieder den Krieg, und dann — *tous les Prussiens capot, capot, capot!*“ — Ich bemerkte: „Vielleicht haben Sie in acht Wochen den Kaiser wieder.“ — Sie entgegnete giftig, die Arme in die Seiten gestemmt: „*Mais non, Monsieur!* Der muß in Deutschland bleiben. Wenn der nach Paris kommt, schicken wir ihn auf das Schaffot und Bazaine auch.“ Zuletzt äußerte sie, Frankreich wäre zu Grunde gerichtet und sie mit ihrer Familie auch; denn Madame Jessé wäre genau, sie habe von ihrem Vermögen verloren und würde sich nun keinen Gärtner mehr halten, sondern ihren Garten durch bloße Tagelöhner besorgen lassen. Die arme kleine Frau! Hoffen wir, daß es ihr besser ergeht.

Nachmittags hörte man, daß der Kanzler kurz vor ein Uhr zuerst zum Kaiser gefahren sei und sich dann zu Wolke begeben habe, wo er nebst Podbielski wieder mit den Franzosen zusammengetroffen sei. Die letzteren haben sich darauf gegen vier Uhr nach Paris zurückversüßt und wollen morgen gegen Mittag wiederkommen, um die Kapitulation abzuschließen. Ich las einen Brief an den Chef mit Zeitungsausschnitten, den mir der letztere heute Morgen zu beliebiger Benutzung übergeben, und nach dessen Inhalt englische



und die höchsten Eide und »moi, Général de l'armée française.« daß es kaum auszuhalten war. Spielte sich fortwährend auf den biedern Troupier und den guten Kameraden. Moltke wurde ein paar mal ungeduldig, und es war von der Art, daß er fünfzig mal hätte hinausgeworfen werden sollen.“ — „Favre, der doch auch keine first rate Erziehung hat, sagte zu mir: »J'en suis humilié!« — Er war übrigens zwar betrunken, es war aber auch seine ordinäre Manier.“ — — „Beim Generalstabe wollten sie daraus, daß man ihn dazu gewählt, schließen, daß man es zu nichts kommen lassen wolle. Im Gegenteil, sagte ich, sie haben den genommen, weil es bei dem nichts ausmacht, wenn er in der öffentlichen Meinung fällt, indem er die Kapitulation unterzeichnet.“

Dann erzählte er: „Bei unsrer neulichen Besprechung sagte ich zu Favre: »Vous avez été trahi — par la fortune.« — Er merkte den Stich recht gut, äußerte aber nur: »A qui le dites-vous! Dans trois fois vingt quatre heures je serai aussi compté au nombre des traitres.« Seine Lage in Paris sei bedenklich, setzte er hinzu. — Ich schlug ihm vor: »Provoquez donc une émeute pendant que vous avez encore une armée pour l'étouffer.« — Er sah mich darauf ganz erschrocken an, als wollte er sagen: Was Du blutdürstig bist!“ — — — „Übrigens hat der keine Idee, wie es bei uns zugeht. Er ließ mich mehrmals merken, daß Frankreich das Land der Freiheit wäre, während bei uns der Despotismus herrschte. Ich hatte ihm z. B. gesagt, wir brauchten Geld und Paris müßte welches schaffen. Er dagegen meinte, wir könnten ja eine Anleihe machen. Ich erwiderte, das ginge nicht ohne den Reichstag oder den Landtag. »Ach,« sagte er, »fünfhundert Millionen Franken, die könnte man doch auch so kriegen, ohne die Kammer.« Ich entgegnete: »Nein, nicht fünf Franken.« Er wollte es nicht glauben. Aber ich sagte ihm, daß ich vier Jahre lang mit der Volksvertretung im Kriegszustande gelebt hätte, aber eine Anleihe ohne den Landtag aufzunehmen, das wäre immer die Barriere gewesen, bis zu der ich gegangen, und es wäre mir nie eingefallen, die zu überschreiten. Das schien ihn doch in seiner Ansicht etwas irre zu machen. Er sagte nur, in Frankreich on ne se gênerait pas. Doch kam er immer wieder darauf zurück, daß Frankreich ungeheure Freiheit be-



ich recht verstand, übereingekommen, daß Bubberg französisch schreiben solle und das Auswärtige Amt gelegentlich auch.

Der Chef kam dann auf die französischen Unterhändler zu sprechen und bemerkte: „Monsieur Dürrbach hat sich vorgestellt als »membre de l'administration du chemin de fer de l'Est; j'y suis beaucoup intéressé« — wenn der wüßte, was wir vorhaben?“ (Vermutlich Abtretung der Ostbahn.) — Hatzfeldt bemerkte: „Er hat die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen, als man ihm im Generalstabe auf der Karte die Zerstörungen nachgewiesen hat, die sie selbst angerichtet haben, Brücken und Tunnel u. s. w. »Ich habe,« sagte er, »stets dagegen gesprochen und sie darauf aufmerksam gemacht, daß eine Brücke sich in drei Stunden wiederherstellen läßt, aber sie wollten nicht hören.«“ — „Ja,“ versetzte der Chef, „eine Brücke für uns gewiß, aber die Eisenbahnbrücken, auf denen die Züge gehen. Es wird ihnen jetzt schwer fallen, den Proviant herbeizuschaffen, besonders wenn sie auch im Westen solche Dummheiten vorgenommen haben. — Ich denke, sie rechnen auf die Bretagne und die Normandie, wo viele Schafe sind, und auf die Hafenplätze. Da sind meines Wissens viele Brücken und Tunnel, wenn sie die nur nicht auch zerstört haben. Sonst würden sie in große Verlegenheit kommen.“ — „Ich hoffe übrigens, daß die in London ihnen bloß Liebeschinken schicken werden und nicht etwa Getreide.“

In dieser Weise drehte sich die Unterhaltung eine Weile um die Frage der Befriedigung des Magens von Paris. Zuletzt erzählte der Chef noch eine kleine Anekdote von seinem guten Freunde Daumer, der nichts vom Tode wissen wollte. „Wir waren da einmal auf der Jagd im Taunus und frühstückten da gerade. Ich machte auf die schöne Aussicht aufmerksam, die man von der Stelle hatte. Wie hübsch dort drüben das Dörfchen in der Baumgruppe läge mit der weißen Kirche! Und wie schön der Friedhof sich ausnähme da unten! — »Was?« fragte er. — »Ich meine den Friedhof dort.« — »Ach, lasse Sie mer doch in Ruhe mit de Friedhöfe dort. Sie hadde mer damit de ganze Appetit verdorbe,« sagte er. Ich fragte: »Wie viel sind denn noch Würste da?« — »So viel Sie wolle, ich kann nicht mehr esse.« Er war ganz verdrießlich geworden bei der Erinnerung an den Tod.“



unterirdischen Lagers mit tiefen Gruben verwandelt. In einer der letzteren war ein Blockhausstübchen mit einem Ofen eingerichtet, welches der Feldtelegraphist bewohnte. Vorn auf der Terrasse, unmittelbar hinter der Steinbrüstung, die sie nach der Tiefe des Pariser Kessels hin umgiebt, befand sich die Batterie mit ihren hochbeinigen Geschützen. Wir unterhielten uns eine Weile mit dem hier kommandirenden preußischen Offizier, einem recht netten und mittheilsamen jungen Kriegsmann. Unter uns sahen wir, zum Theil auf dem Berghange, zum Theil am Fuße desselben, die Häuser und Gassen der Stadt Meudon, die noch von den Bewohnern geräumt waren. Zur Rechten blickten wir in die anmutige Waldschlucht von Clamart hinüber, links in der Ferne schimmerte in der Nachmittagssonne der Bogen der Seine, und zwischen beiden, mehr nach rechts hin, erhob sich vor uns auf einer fahlen Bodenanschwellung das Fort Issy, dessen Kasernen von unsern Granaten in Ruinen verwandelt waren.

Zurückgekehrt nach Versailles, war ich mit H. und J., die beide Leutnants geworden waren, eine halbe Stunde im Hotel de Chasse.

Abends dinirten die Franzosen bei uns. Da wir der zahlreicheren Tischgenossenschaft wegen weiter wie gewöhnlich auseinander-saßen und die Pariser Gäste meist nicht laut sprachen, so lieferte die Unterhaltung wenig Stoff zum Aufzeichnen. Der General (er heißt Balden) aß wenig und sprach fast gar nicht. Auch Favre war kleinlaut und wortkarg. Der Adjutant, ein Herr d'Hérisson, schien sich die Sache nicht so sehr zu Herzen zu nehmen, und die Eisenbahnbeamten widmeten sich mit begreiflichem Eifer den lange entbehrten Tafelgenüssen. Nach dem, was ich von letzteren hören konnte, war es in der That drinnen seit einiger Zeit äußerst knapp zugegangen, und die Sterblichkeit hatte in der verflossenen Woche, wenn ich recht verstand, die Ziffer von circa fünftausend Todesfällen erreicht. Namentlich waren viele Kinder im Alter von einem bis zwei Jahren gestorben, und allenthalben war man Leuten mit Särgen für solche kleine Franzosen begegnet. „Favre und der General,“ so äußerte Delbrück später, „sahen wie arme Sünder aus, die morgen aufs Schaffot sollen. Sie dauerten mich.“

Reudell hat gute Hoffnung auf baldigen Friedensschluß, er meinte, wahrscheinlich wären wir in vier Wochen schon wieder in





rechthaltung der Ordnung in der Stadt, und dasselbe gilt von der Gendarmerie, der republikanischen Garde, den Zollbeamten und Pompiers. Nach Übergabe der Forts und Entwaffnung der Enceinte wird die Wiederverproviantirung von Paris von den Deutschen freigegeben; doch dürfen die zu diesem Zwecke ins Auge gefaßten Lebensmittel nicht aus den Gebietsteilen bezogen werden, welche von den deutschen Truppen besetzt sind. Wer Paris verlassen will, muß einen Erlaubnißschein der französischen Militärbehörde und ein Visum der deutschen Vorposten haben. Denen, die sich um ein Mandat in den Provinzen bewerben wollen, sowie den zur Nationalversammlung in Bordeaux gewählten Abgeordneten müssen diese Scheine und Visa erteilt werden. Die Stadt Paris zahlt binnen vierzehn Tagen eine Kriegskontribution von zweihundert Millionen Franken. Während des Waffenstillstandes darf von öffentlichen Werten, die zu deren Zahlung dienen könnten, nichts entfernt werden. Desgleichen ist während dieser Zeit die Einfuhr von Waffen und Munition nach Paris untersagt.

Beim Frühstück war Graf Hensel zugegen, der als Präsekt in Metz angestellt ist. Derselbe behauptete, in seinem Departement würden die Wahlen nach Verlauf von etwa fünf Jahren gouvernemental ausfallen, ja, er getraue sich, schon jetzt solche zu Stande zu bringen. Dagegen stünde es im Elsaß nicht so gut, da die Deutschen nicht so gefügig gegen jede Autorität wären wie die Franzosen. Er erzählte auch, daß sein Departement allerdings sehr gelitten habe: es möchte zu Anfang des Krieges zweiunddreißig- bis fünfunddreißigtausend Pferde gehabt haben, jetzt aber habe es, wie er glaube, nicht über fünftausend mehr. Ferner erfuhr man beim Frühstück, es gehe das Gerücht, Bourbaki habe sich in der Verzweiflung darüber, daß er mit seiner Armee gegen Werder nichts ausgerichtet und nun vor diesem und Manteuffel den Rückzug antreten mußte, erschossen. Nachmittags wurde ein Ausflug nach Petit-Chesnay unternommen, wo ich meine zur Rast dort eingerückten Sechszundvierziger wieder einmal besuchen wollte. Ich fand aber in dem betreffenden Hause einen mir unbekannten Offizier, der mir mittheilte, daß das Regiment heute früh beordert worden, den Mont Valérien zu besetzen, und wahrscheinlich schon dort eingetroffen sei. Vor Tische wieder Konzepte gelesen, darunter ein Schreiben, in welchem der Chef



Dinge, die man in den Salons und Klubs von Paris noch nicht wissen und gern hören konnte, z. B. das ordinäre Betragen Rothschilds in Ferrières und die Metamorphose, bei welcher Großvater Umschel durch den Kurfürsten von Hessen aus einem kleinen Juden ein großer geworden. Er nannte diesen wiederholt „juif de la cour“ und kam dabei auf eine Charakteristik der Hausjuden des polnischen Adels. —

Nach Tische Konzepte und Berichte gelesen, unter letztern einen sehr interessanten, nach welchem uns von einem östlichen Staatsmanne in hoher Stellung geraten worden ist, den Franzosen Metz und Deutsch-Lothringen zu lassen und uns dafür Luxemburg einzuleihen. — — — Die Sache ist abgelehnt worden, weil wir Metz zur Sicherstellung Deutschlands gegen die Franzosen unumgänglich bedürften, und weil das deutsche Volk eine Änderung des vor fünf Monaten aufgestellten Programms nicht dulden würde.

Favre ist mit den andern Franzosen noch spät da. Er geht erst um ein Viertel auf elf Uhr, und zwar nicht nach Paris zurück, sondern in sein hiesiges Quartier auf dem Boulevard du Roi. Er will morgen Mittag wiederkommen. — — —

Später stellte sich der Chef zum Thee ein. Man sprach von der Kapitulation und dann vom Waffenstillstande. „Wie aber,“ fragte Bohlen, „wenn nun die andern nicht wollen — Gambetta und die Präfekten im Süden“? — „Nun, dann haben wir die Forts und damit Gewalt über die Stadt,“ erwiderte der Chef. „Wenn die in Bordeaux die Übereinkunft nicht gut heißen, dann bleiben wir in den Forts und halten die Pariser eingesperrt, und vielleicht verlängern wir dann den Waffenstillstand am 19. Februar nicht. Inzwischen haben sie die Waffen und die Lafetten der Kanonen abgeben und die Kontribution zahlen müssen. — Es ist einer immer schlimmer daran, wenn er bei einem Vertrage ein Faustpfand gegeben hat und ihn dann nicht halten kann.“

Bohlen brachte dann das Gespräch auf d'Hérisson, und wie der so munter und vergnügt von den Pariser Hundejagden erzählt habe. Er ist mit in China gewesen, und man vermutete, daß er sich im kaiserlichen Sommerpalaste auch das eine und das andre Andenken mitgenommen habe. Er hat erwähnt, als man dort an die Rückkehr gegangen, habe Montauban, mit dem der Kaiser sehr



d'Hérissons. Nach dem 4. September erschienen die Pariser Stadtsergeanten in verwandelter Gestalt. Schnauz- und Anebelbart waren abrasirt, nur ein kleiner friedfertiger Backenbart war geblieben. Die Locke am linken Ohre war ebenfalls weggefallen, desgleichen die Waffe an der Seite und der militärische Anzug bis auf das Bonnet de Police. So hatte Kératrys demokratische Weisheit angeordnet. Ganz Paris lachte. Außerdem war den Wächtern der öffentlichen Ordnung anbefohlen, auf der Straße immer zu dreien zu erscheinen. Dies geschah einige Wochen, dann aber geriet der Befehl in Vergessenheit, sie waren immer nur paarweise zu finden, und da sagte der Volkswitz, als die Lebensmittel knapp wurden: „Voilà deux sergents! Eh, ils ont mangé le troisième!“

Hatzfeldt erzählte, daß ein spanischer Gesandtschaftssekretär dagewesen, der von Bordeaux gekommen sei und nach Paris hineingewollt habe. Er habe seine Landsleute herausholen wollen, auch einen Brief von Chaudordy an Favre bei sich gehabt und sehr eilig gethan. Was man ihm antworten solle? Der Chef bückte sich ein wenig, richtete sich wieder auf und sagte: „Depejche von dem einen Mitglied einer feindlichen Regierung durch unser Hauptquartier an ein andres Mitglied zu tragen versucht, das eignet sich ja ganz zu kriegsgerichtlicher Behandlung. Fassen Sie die Sache, wenn er wiederkommt, mit Ernst auf, seien Sie kühl, sehen Sie befremdet aus, und sagen Sie ihm das, und daß wir bei dem neuen Könige von Spanien wegen Verletzung der Neutralität Beschwerde führen und Genugthuung fordern würden. Über die Militärs wundre ich mich übrigens, daß sie den Menschen durchgelassen haben. Die nehmen immer ungebührliche Rücksicht, wenn es sich um einen von der fremden Diplomatie handelt. Und wenn's ein Botschafter gewesen wäre — — — er hätte ihn abweisen müssen, auch wenn er darüber erfroren oder verhungert wäre. Solche Postenträgerei grenzt doch dicht an Spionendienst.“

Es wurde dann davon gesprochen, daß jetzt überhaupt ein großer Zulauf nach Paris und von da heraus drohe. Der Chef aber erwiderte: „O, die Franzosen werden nicht viele herauslassen, und wir lassen nur die passiren, die von denen drinnen einen Erlaubnisschein haben — und vielleicht auch die nicht alle.“



ments in eine Stubenwand gefahren, dort stecken geblieben und später durch Zufall explodirt sein. Vielleicht ist der Zufall auch Unvorsichtigkeit gewesen. Es wird übrigens eine hübsche Ruine geben, so was wie das Heidelberger Schloß.

Favre und andre Franzosen, darunter der Präsident oder Präsekt der Pariser Polizei, arbeiteten den Nachmittag wieder fleißig mit dem Chef und dinirten dann um halb sechs Uhr mit ihm und den Räten. Ich und die Sekretäre sollten diesmal im Hotel des Reservoirs speisen, da es am Tische an Platz mangelte. Ich blieb indes zu Hause, übersezte Granvilles neueste Friedensanregung für den Kaiser und aß dann auf meiner Stube.

Abends kam Abeken zu mir herauf, um sich die Übersetzung abzuholen. Er bedauerte, nicht gewußt zu haben, daß ich zu Hause geblieben, man hätte dann unten für mich noch Raum gemacht. Es wäre schade, daß ich nicht dabei gewesen, da das Tischgespräch heute ein ganz besonderes Interesse gehabt habe. Der Chef habe da u. a. zu den Franzosen gesagt, konsequent sein in der Politik werde häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man müsse sich nach den Thatfachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodeln, mit den Verhältnissen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurteile wären. Als er zuerst in die Politik eingetreten, als grüner, junger Mensch, habe er sehr andre Ansichten und Ziele gehabt als jetzt. Er habe sich aber geändert, sich's überlegt und sich dann nicht gescheut, seine Wünsche teilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Man müsse dem Vaterlande nicht seine Neigungen und Wünsche ausdringen, habe er weiter bemerkt und dann geschlossen: „La patrie veut être servie et pas dominée.“ Dieser Ausspruch habe den Pariser Herren sehr imponirt (natürlich durch die Form vorzüglich), und Favre habe gesagt: „C'est bien juste, Monsieur le Comte, c'est profond!“ Ein anderer Franzose habe ebenfalls enthusiastisch geäußert: „Oui. Messieurs, c'est un mot profond.“ — Bucher erzählte mir dann unten noch, indem er dieses Meierat beitätigte, daß Favre auf die Rede des Chefs — der sie natürlich zur Belehrung der Franzosen gehalten hat, wie manche frühere Tischrede für andre Mäc — und





präfekt! In meinem Leben habe ich keinen unpraktischeren Menschen gesehen. Bei allem sollen wir raten und helfen. Er hat mich in einer halben Stunde wohl um allerlei Dinge gebeten, und ich wäre zuletzt fast ungeduldig geworden. Ich sagte ihm endlich: »Aber, lieber Herr, wollen Sie mir das nicht lieber schriftlich geben? Ich kann das doch unmöglich alles im Gedächtnis behalten, und nur so kann es ersprießlich erledigt werden. — Wir gehen viertausend Sachen durch den Kopf, und wenn ich ernsthaft an eine denke, verliere ich die andre aus dem Gesicht.«

Man sprach von den Schwierigkeiten, auf welche die Versorgung der Pariser mit Lebensmitteln aller Wahrscheinlichkeit nach stoßen werde. Mehrere Bahnen seien wenigstens für den Augenblick nicht praktikabel, der Bezug von Nahrungsstoffen aus den hinter den von uns aus besetzten Gegenden liegenden Teilen Frankreichs könne uns selbst in Not und Verlegenheit bringen, und der Hafen von Dieppe, auf den man für die Zufuhr von auswärts rechne, sei nur wenige Schiffe aufzunehmen imstande. Der Chef rechnete aus, wie viele Portionen täglich etwa gebraucht würden, und wie viele man ungefähr herbeischaffen könnte, wenn die Verhältnisse nicht zu anormal wären, und fand, daß die Versorgung nur eine kärgliche sein werde und leicht noch viele Menschen durch Hunger zu Grunde gehen könnten. Er setzte hinzu: „Fabre selbst sagte mir, daß sie zu lange ausgehalten hätten. Es war aber, wie er eingestand, bloß, weil sie wußten, daß wir in Lagny Vorräte für sie bereit hielten. Sie waren ganz genau davon unterrichtet. Wir hatten einmal dort herum vierzehnhundert beladene Wagen für sie.“

Man kam auf die Hindernisse zu sprechen, auf welche wir bei Eintreibung der Steuern und Kontributionen stoßen, und der Chef setzte Malzbahn auseinander, was er deshalb angeordnet habe. Man müsse, so fügte er dann hinzu, die Zerstreuung der Truppen dabei nach Möglichkeit vermeiden, sie für gewöhnlich am Hauptorte des Departements oder Arrondissements zusammenhalten und von diesem Mittelpunkt aus mit fliegenden Kolonnen gegen die Steuerverweigerer, die Freischaren und die Fehler und Helfershelfer der letzteren operiren.

Jemand gedachte der zehn Millionen Franken, die dem Kreise um Fontenay wegen Zerstörung der Eisenbahnbrücke auferlegt worden



tag wäre in seinem Rechte gewesen, wenn er seine Freilassung verlangt hätte.

Geistesverwandtschaft gab Anlaß, daß die Rede von Jacoby sich Waldeck zuwendete, und der Chef charakterisirte letzteren: „Ähnliche Anlage wie Favre, immer konsequent, prinzipientreu, fertig mit seiner Ansicht und seinem Entschluß von vornherein, dazu stattliche Gestalt, weißer, ehrwürdiger Bart, Phrase im Brustton der Überzeugung auch in Kleinigkeiten — das imponirte. Er hielt mit einer Stimme, die vor tiefster Überzeugungstreue behte, eine Rede darüber, daß der Löffel hier im Glase steckte, und proklamirte, daß jeder ein Schuft wäre, der das nicht zugeben wollte, und alle glaubten's ihm und priesen in allen Tonarten seine energische Gesinnung.“

31. Januar, Dienstag. Früh verschiedene kleine Siege in den südöstlichen Departements telegraphirt, wo der Waffenstillstand vertragsmäßig nicht gilt. Der König von Schweden hat eine kriegerisch klingende Thronrede gehalten. Warum, ihr Götter? — Ich mache zwei Aufsätze im Auftrage des Chefs, dann einen dritten, der auf die Leiden hinweist, die eine Anzahl unschuldiger deutscher Familien, welche nach der Austreibung aus verschiedenen Gründen in Paris zurückgeblieben, während der Belagerung erduldet haben, und der Verdienste rühmend gedenkt, welche sich Washburne, der Gesandte der Vereinigten Staaten, um die Milderung des Loses dieser Unglücklichen erworben. Derselbe hat in der That nach dieser Richtung sehr dankeswerthes gethan, und seine Unterbeamten haben ihm dabei getreulich Beistand geleistet.

Die Pariser Herren sind wieder im Hause, auch Favre, der Gambetta per Telegramm inständig bittet, nachzugeben. Es steht zu befürchten, daß der's nicht thun wird. Der Präsekt von Marseille wenigstens hat sich auf das hohe Pferd gesetzt und dem armen Favre von da herunter das Patriotenwort zugeschnauzt: „Je n'obéis le capitulé de Bismarck. Je ne le connais plus.“ Stolz, gesinnungsvoll, aber weit davon ist gut für den Schuß. — Von Bourbaki noch nichts gewisses, ob er sich erschossen oder bloß verwundet; mit seiner Armee aber steht es offenbar nicht gut. Die wird wohl gewesen sein wie die andern Schöpfungen des Diktators von Tours.

Unsre Franzosen diniren wieder mit dem Chef. Ich esse m'



nicht viel. So im Süden und Westen — da gab's, als sie sich selbst überlassen waren, nur Reichsritter, Reichsstädte und Reichsdörfer, jedes für sich, da ging alles auseinander. Die Deutschen sind gut, wenn sie durch Zwang oder Zorn einig sind — vorzüglich, unwiderstehlich, nicht zu überwinden — sonst aber will jeder nach seinem Kopfe.“ — „Eigentlich ist doch der wohlwollend, gerecht und vernünftig gehandhabte Absolutismus die beste Regierungsform. Wo nicht etwas davon ist, da fährt alles auseinander, da will der das und jener dies, und es ist ein ewiges Schwanken, ein ewiger Aufenthalt.“ — „Aber wir haben keine rechten Absolutisten mehr — — die gehen ab, die Sorte ist ausgestorben.“ — — Ich gestattete mir zu erzählen, daß ich mir als kleines Kind den König wie den König auf der deutschen Karte vorgestellt, mit Krone, Hermelin, Reichsapfel und Szepter, steif und bunt und immer sich gleich, und daß ich dann sehr enttäuscht gewesen, als meine Wärterin mich einmal auf den Gang zwischen dem Dresdner Schlosse und der katholischen Kirche geführt und mir den König Anton, diesen kleinen, krummen, gebrechlichen Greis — gezeigt habe. — Der Chef sagte: „Ja, die Bauern bei uns machten sich auch sehr wunderliche Vorstellungen. Da hieß es, wir wären etliche zusammen gewesen — junge Leute — in einem öffentlichen Lokale und hätten da etwas gegen den König gesagt, der dabei gesessen hätte, aber unerkannt. Da wäre er plötzlich aufgestanden, hätte den Mantel auseinandergeschlagen und den Stern auf der Brust gezeigt. Die anderen wären erschrocken, ich aber hätte mich nicht daran gekehrt und ihn grob behandelt. Da hätte ich zehn Jahre Gefängnis gekriegt und dürfte mich nicht rasiren. Nun trug ich damals einen Vollbart, was ich mir in Frankreich angewöhnt hatte, 1842, wo das eben aufkam, und so hieß es, alle Jahre in der Sylvesternacht käme der Scharfrichter, der schnitte mir ihn ab. — Es waren reiche und sonst gar nicht dumme Bauern, die das erzählten, und sie sagten es nicht, weil sie was gegen mich hatten, sondern ganz gutmütig und voll Mitleid mit dem jungen Menschen.“

An diese Mythe anknüpfend sprach man davon, daß sich auch heute noch Sagen bilden, die wenig oder gar keine Begründung in wirklich Geschehenem haben, und in diesem Zusammenhange fr-



waren, die ungefähr meine Ansichten hatten. Sie waren ärgerlich über ihren Kameraden und gaben mir Recht. Später traf ich zwei davon am Brandenburger Thor. Da sagte ich: »Sie waren ja wohl dabei, meine Herren, als ich die Geichichte in dem Bierhause auf der Nägerstraße hatte. Wie ist es denn dem ergangen? Es sollte mir leid thun, wenn er Schaden davon behalten hätte.« Man hatte ihn nämlich hinaustragen müssen. — »Ach,« sagten sie, »der ist ganz wohl und munter, und auch die Zähne sind wieder fest geworden. Er ist ganz still geblieben und hat es sehr bedauert. Er war eben eingetreten, um als Arzt sein Jahr abzudienen, und da wäre es ihm sehr unlieb gewesen, wenn die Sache unter die Leute und vor seine Vorgesetzten gekommen wäre.«

Der Uhef erzählte dann, daß er als Göttinger Student in drei Semestern achtundzwanzig Mensuren gehabt habe und immer gut davon gekommen sei. — Ich sagte: „Aber einmal haben Ezzellenz doch was abgekriegt. Wie hieß doch der kleine Hannoveraner? — Biedenfeldt.“ — Er erwiderte: „Biedenweg, und klein war er auch nicht, fast so groß als ich. Das kam aber bloß davon, daß seine Klinge absprang, die wahrscheinlich schlecht eingeschraubt war. Die fuhr mir ins Gesicht und blieb stecken. Sonst habe ich niemals was bekommen. — Doch einmal, in Greifswald, war's nahe daran. Da hatten sie eine solche wunderliche Kopfbedeckung eingeführt — wie ein Kaffeebeutel von Filz — auch hatten sie Glockenschläger, an die ich nicht gewöhnt war. Ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt, ich wollte ihm die Spitze von seinem Kaffeebeutel abhauen, und da gab ich mich bloß, und sein Hieb pfiff mir ganz nahe am Gesicht, doch bog ich mich noch zu rechter Zeit zurück.“

1. Februar, Mittwoch. Früh ziemlich heller Himmel, leichter Regen und Glatteis. Beim Frühstück wird erzählt, daß Gambetta in den Waffenstillstand gewilligt, sich aber gewundert habe, daß die Franzosen im Südosten von uns noch angegriffen worden sind. Favre hat nämlich in seiner Geschäftsunkunde unterlassen, ihm zu telegraphiren, daß der Krieg dort — beiläufig auf seinen eignen Wunsch — fortgesetzt wird. Wir haben beim Frühstück Gäste, indem der Geheime Regierungsrat Scheidtman aus dem Finanzministerium, ein etwas eigentümlicher Herr, Graf Dön-





schiednen Stockwerke. Man sah auf den Restern der letztern noch Sekretäre, Kommoden, Bücher- und Schüsselbretter, Waschtische u. dergl. stehen und an den tapezierten Wänden Bilder und Spiegel hängen. Ganze Häuserfronten, drei Etagen hoch gewesen, lagen in den Haupt- und Seitengassen, andre drohten, nach vorn oder zurückgeneigt, den Einsturz. Allenthalben noch rauchender Schutt und Brandgeruch, an drei oder vier Gebäuden noch züngelnde Flämmchen am Rohr der Decken und am Balkenwerk der Wände und Simse. Die Kirche, neu und in gefälligem gothischen Stil erbaut, war bis auf ein paar Löcher im Dache unverletzt, alles ringsum Ruine — ein furchtbares Bild vom Ernste des Krieges! Von der Höhe der zerstörten Stadt hatte man eine hübsche Aussicht auf das Thal der Seine, auf die Brücke, von welcher ein Bogen gesprengt war, und auf den südlichen Teil von Paris mit dem Gehölz von Boulogne. Wir hielten uns damit nicht auf, sondern begaben uns rasch nach dem Schlosse, das, vor dem Kriege der Sommeraufenthalt Napoleons, jetzt ebenfalls ein stiller Trümmerhaufen war. Französische Granaten hatten es in einen solchen verwandelt. — Nur die Umfassungsmauern und einige von den Zwischenwänden standen von ihm noch aufrecht. Wir durchkletterten seine Schutthaufen, stiegen über die gefallen Dach- und Deckenreste von Zimmer zu Zimmer, soweit nicht weitere Einstürze drohten, und nahmen uns von den herabgestürzten Marmor kapitälen und von den verstümmelten Statuen Andenken mit.

Auf dem Heimwege nach Saint Cloud wie auf der Rückfahrt begegneten wir mehrmals kleinen Gesellschaften von Leuten die mit Betten und Hausrat aus Paris nach ihren heimatlichen Dörfern zurückkehrten, und bei Ville d'Avray kam uns eine Kompagnie preussischer Artillerie entgegen, die nach dem Mont Valérien marschirte.

Als ich halb sechs Uhr wieder auf der Rue de Provence eintraf, fand ich den Chef schon mit den andern bei Tische. Gäste waren nicht zugegen. Der Minister sprach, als ich eintrat, gerade von Favre und sagte: „Ich glaube, er ist heute nur deshalb heraufgekommen. Ich meine, infolge unsers gestrigen Gesprächs, wo ich nicht zugeben wollte, daß Garibaldi ein Hero wäre. Er hat offenbar Angst um ihn, weil ich ihn nicht in den W. einschließen wollte. Wie ein echter Advokat“



der fein langes Leben versprach — Coffin, Sarg. Das merkwürdigste ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gesellschaftszustande verkehrte.“

Zuletzt äußerte der Chef seinen Glauben an den Einfluß des Mondes auf das Wachstum von Haaren und Pflanzen, indem er davon ausging, daß er Abeten scherzhaft zu seiner Frisur gratulirte. „Sie sehen noch einmal so jung aus, Herr Geheimrat,“ sagte er. „Wenn ich ihre Frau wäre! — Sie haben sie sich eben noch zu rechter Zeit schneiden lassen, bei zunehmendem Monde. 's ist wie mit den Bäumen, wenn die wieder wachsen sollen, fällt man sie auch im ersten Viertel, wenn man sie aber roden will, schlägt man sie bei abnehmendem Monde, da vermodert der Stumpf eher. Es giebt Leute, die nicht daran glauben, Gelehrte, aber selbst der Staat verfährt darnach, obwohl er's nicht eingestehen will. Es wird keinem Förster einfallen, eine Birke, die wieder Schößlinge treiben soll, bei abnehmendem Monde zu fällen.“

Abends eine Anzahl Aktenstücke, die sich auf den Waffenstillstand und die Verproviantirung beziehen, gelesen, darunter mehrere eigenhändige Briefe Favres, der eine zierliche und gut zu lesende Hand schreibt. In einem der Briefe heißt es, daß Paris nur bis zum 4. Februar noch Mehl und dann nur noch Pferdefleisch habe. Moltke ist brieflich gebeten, man möge Garibaldi nicht auf gleichem Fuße mit den Franzosen behandeln und jedenfalls vollständige Waffenstreckung von ihm und seinen Leuten fordern — der Minister wünsche das aus politischen Gründen. Nach dem Elsaß ist die Weisung ergangen, die Wahlen zu der Versammlung in Bordeaux, welche über Fortsetzung des Krieges oder Friedens, sowie eventuell über die Bedingungen des letztern Beschluß fassen soll, nicht zu hindern, sie sollen ignorirt werden. In den von uns okkupirten Gegenden werden die Maires, nicht die Präfekten die Wahlen leiten. In den dieserhalb von den Pariserern erlassenen Anweisungen heißt es: „Die Maires der Hauptorte im Departement werden sich mit denen der Hauptorte in jedem Arrondissement, und diese wieder sich mit den Maires der Hauptorte der Kantone und der Gemeinden in Ver-



Krieg bis zum äußersten Widerstand, bis zur völligen Erschöpfung. Deshalb bieten Sie alle Ihre Thatkraft zur Erhaltung des guten Geistes unter der Bevölkerung auf. Der Zeitraum des Waffenstillstandes muß zur Verstärkung unsrer drei Armeen mit Mannschaften, Munition und Lebensmitteln ausgebeutet werden. Es gilt, um jeden Preis den Waffenstillstand für uns nutzbar zu machen, und wir sind in der Lage, es so einzurichten. Kurzum, es giebt bis zu den Wahlen nichts, was nicht zu unserm Vorteil gewendet werden könnte. Was Frankreich bedarf, das ist eine Vertretung, die den Krieg will und entschlossen ist, ihn auf alle Fälle zu führen.«

So lautet das mit Laurier unterzeichnete Rundschreiben. Für verständige Leute spricht es sich selbst sein Urtheil, wir könnten uns also enthalten, einen Kommentar dazu zu schreiben. Es ist indes von Wichtigkeit, zu bemerken, daß die deutschen Behörden dem Vertrage vom 28. Januar in Betreff seiner Ausführung eine sehr weitherzige und milde Deutung und Handhabung gewährt haben. Sie haben den Vorstellungen der Pariser Regierung weit über das durch die Convention vom 28. festgesetzte Maß hinaus Folge gegeben. Sie haben den Wahlen zu der Versammlung, die in Bordeaux selbst über die Frage: ob Krieg, ob Frieden entscheiden soll, volle Freiheit zugestanden. Trotzdem fährt zu Bordeaux die öffentliche Behörde fort, den Krieg bis zum äußersten zu predigen, und wirkt offen für Wahlen solcher Leute, von denen sie hofft, daß sie für den Krieg und die vollständige Erschöpfung Frankreichs stimmen werden. Sollte dieses Verfahren nicht derart sein, daß es den deutschen Behörden die Frage vorlegte, ob ihre großmütige Auffassung der von Frankreich eingegangenen Verpflichtungen am rechten Orte sei, und ob sie nicht im eignen Interesse Frankreichs einer strengeren Interpretation des Übereinkommens vom 28. Januar Platz machen müsse?

Was übrigens die drei Armeen anbelangt, von denen Herr Laurier spricht, so machen wir darauf aufmerksam, daß, nachdem die Truppen Bourbakis theils in Gefangenschaft geraten sind, theils sich auf das Gebiet der Schweiz geflüchtet haben, für Frankreich nur die Reste von zwei Armeen übrig sind. Schließlich aber wolle man mit den Rundgebungen des Herrn Laurier den folgenden Auszug des »Daily Telegraph« über die Ansichten des Herrn Gambetta



vermehrt jede Stunde Verzögerung die Schwierigkeiten. England hat einen großen Irrtum begangen, daß es sich nicht eher eingemischt, und daß es Preußen nicht gesagt hat, bei Überschreitung einer gewissen Grenze würde es in den Augen Englands den Kriegsfall herbeiführen.«

Bald nach ein Uhr kamen die Franzosen wieder, aber der Chef war mit dem Kriegsminister ausgeritten, wie man vermutete, nach einem der Forts oder einem Punkte mit weiter Aussicht; denn sie hatten Ferngläser mitgenommen. Gerstäcker und Duboc besuchten mich, und ich ging mit letzterem, der sich als Korrespondent im Lager der Sachsen aufhält, auf eine Stunde in den Schloßpark. Bei der Rückkehr erfuhr ich, daß der Chef in Saint Cloud gewesen, und daß die Franzosen inzwischen in unserm Park auf ihn gewartet hätten.

Bei Tische hatten wir Edo Russell und einen großen starken jungen Herrn in dunkelbauer Uniform zu Gästen, welcher letztere mir als Graf Bray, Sohn des Ministers und früher bei der bairischen Gesandtschaft in Berlin gewesen, bezeichnet wurde. Der Chef äußerte zu Russell: „Die englischen Zeitungen und auch einige deutsche haben meinen Brief an Favre getadelt und zu stark gefunden. Er selber aber scheint dieser Meinung nicht zu sein. Er sagte mir von freien Stücken: »Sie haben Recht gehabt, mich an meine Pflicht zu erinnern. Ich durfte nicht weggehen, bevor das zu Ende ist.«“ Der Minister lobte hierauf diese Selbstverleugnung. Er wiederholte dann, daß unsre Pariser unpraktische Leute seien, und daß wir ihnen fortwährend Ratgeber und Gehilfen sein sollten. Er setzte hinzu, daß sie jetzt auch Miene machten, Änderungen an der Konvention vom 28. Januar zu verlangen. Außerhalb der Stadt Paris zeige man wenig guten Willen, bei der Verproviantierung derselben behilflich zu sein, z. B. sage die Direktion der Eisenbahn Rouen-Dieppe, auf die man gerechnet, es fehle an Betriebsmaterial, da die Lokomotiven auseinandergenommen und nach England geschafft worden seien. Gambetta verhalte sich noch zweifelhaft, scheine aber an Fortsetzung des Krieges zu denken. Es sei notwendig, daß Frankreich bald eine ordentliche Regierung bekomme. „Wenn sie nicht bald eine zustande bringen,“ fuhr er fort, „so werden wir ihnen einen Souverän geben. Es ist schon alles bereit dazu. Amadeo kam mit einer Reisetasche in der Hand als König von Spanien





geheimer Mensch und keine so vornehme Erscheinung war. Bei dem war's mehr der weiße Bart und die Gesinnungstüchtigkeit.“ — „Die Gabe der Beredsamkeit hat im parlamentarischen Leben manches verdorben. Man braucht viel Zeit, weil alle, die da was zu können glauben, das Wort haben müssen, auch wenn sie nichts neues vorzubringen wissen. Es wird zu viel in die Luft gesprochen und zu wenig zur Sache. Alles ist schon abgemacht in den Fraktionen, und so redet man im Plenum bloß für das Publikum, dem man zeigen will, was man kann, und noch mehr für die Zeitungen, die loben sollen.“ — „Es wird noch dahin kommen, daß man die Beredsamkeit für eine gemeinschädliche Eigenschaft ansieht und bestraft, wenn sie sich eine lange Rede zu schulden kommen läßt.“ — „Da haben wir Einen,“ fuhr er fort, „der gar keine Beredsamkeit treibt, und der trotzdem mehr für die deutsche Sache geleistet hat als irgend jemand sonst — das ist der Bundesrat. Ich erinnere mich zwar, zuerst wurden einige Versuche in der Richtung gemacht. Ich aber schnitt das ab. — Enfin, ich sagte ihnen ungefähr: Meine Herren, mit Beredsamkeit, mit Reden, welche überzeugen sollen, da ist hier nichts zu machen, weil jeder seine Überzeugung in der Tasche mitbringt — seine Instruktion nämlich. Es giebt bloß Zeitverlust. Ich denke, wir beschränken uns hier auf die Darstellung von Thatfachen. Und so wurde es. Niemand hielt eine große Rede mehr. Dafür ging es mit den Materien umso rascher, und der Bundesrat hat wirklich viel geleistet.“

Abends Depeschen gelesen, dergleichen einige Konzepte. — — Dann drei Telegramme gemacht und abgelaßen: eins über Belfort und die drei südöstlichen Departements, eins über die Hindernisse der Verproviantirung von Paris und eins über die Schwierigkeiten, die Faidherbe und d'Argent erheben.

3. Februar, Freitag. Kälteres Wetter. Am Vormittag, da der Chef beschäftigt ist, mit Wollmann wieder nach Saint Cloud, dessen Trümmer noch immer rauchen und nach Brand riechen, und dann weiter bis an die ersten Häuser von Suresnes am Fuße des Mont Valérien gefahren. Noch stehen am Seineufer unsre Schildwachen, sonst aber hat alles das friedlichste Aussehen, und nur tiefe Stille fällt auf, die jenseits des Stromes herrscht, ~~währ-~~ doch eine große Stadt ganz dicht dabei liegt.



Bedienen wir uns des Waffenstillstandes dazu, unsre jungen Soldaten einzuüben und die Organisation der Verteidigung und des Krieges thatkräftiger wie jemals zu fördern. Thun wir unser möglichstes, daß statt der von den Fremden gehofften reaktionären und feigherzigen Vertretung eine wahrhaft national und republikanisch gesinnte Versammlung zusammenkommt, die den Frieden will, wenn er die Ehre und Unverletzlichkeit unsers Vaterlandes sicherstellt, die aber gleich fähig und bereit ist, den Krieg zu wollen, um zu verhindern, daß an Frankreich ein Meuchelmord begangen wird. Franzosen, laßt uns eingedenk sein unsrer Väter, die uns Frankreich als einen festgefügtten und unteilbaren Staat hinterlassen haben. Hüten wir uns vor Verrat an unsrer Geschichte und davor, daß unser ererbter Besitz in die Hände der Barbaren übergeht.“ — Das fanatische Aktenstück endigt mit dem Aufrufe: „Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine und unteilbare Republik!“

Daneben hat Gambetta eine Verfügung erlassen, welche eine Anzahl von Personen für nicht wählbar erklärt. In derselben bemerkt er:

„Die Gerechtigkeit verlangt, daß alle Mitschuldigen der Regierung, welche mit dem Attentate vom 2. Dezember begann und mit der Kapitulation von Sedan endigte, nunmehr in dieselbe politische Machtlosigkeit versetzt werden, in der sich die Dynastie befindet, deren Helfershelfer und Werkzeuge sie waren. Es ist dies die notwendige Folge der Verantwortlichkeit, die sie übernommen haben, als sie dem Kaiser bei der Ausführung gewisser Regierungshandlungen an die Hand gingen. Dahin gehören alle die Personen, welche vom 2. Dezember 1851 bis zum 4. September 1870 die Stellung eines Ministers, Senators, Staatsrats oder Präfekten innegehabt haben. Ferner sind von der Wählbarkeit zur Nationalversammlung alle die Individuen ausgeschlossen, die bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper während der Zeit vom 2. Dezember 1851 bis zum 4. September 1870 in irgend einer Weise als Regierungskandidaten aufgestellt worden sind, sowie die Mitglieder derjenigen Familien, die in Frankreich seit dem Jahre 1789 regiert haben.“

In Bezug auf die letztere Verfügung telegraphire ich auf Befehl des Chefs nach London und Köln, die Regierung in Bordeaux habe durch ein Wahlauschreiben ganze Klassen der Bevölkerung, ~~die~~ Senatoren, Staatsräte, alle, welche früher of



gierung in alle Departements verhandt worden. Jules Simon ist, nachdem er am 31. Januar einen Passirschein erhalten, denselben Morgen abgereist. Nach seinem Eintreffen in Bordeaux hat Jules Simon eine Versammlung der Mitglieder der Delegation zusammenberufen, um ihnen die Lage der Dinge auseinanderzusetzen, und abends vier Uhr hat eine lange Erörterung stattgefunden. Jules Simon erklärte den Vertretern der Presse, daß er auf der Ausführung der Verfügung der Pariser Regierung zu bestehen gewillt sei, und ermächtigte sie, diese Erklärung zu veröffentlichen. Die unterzeichneten Vertreter der Presse haben nun nur die Ausführung der Pariser Verfügung zu erwarten.“ Folgen die Unterschriften. Gambettas Diktatur hat also wohl am längsten bestanden. Sein starrer Sinn verliert den Boden unter den Füßen.

Nochmalß zum Chef gerufen, telegraphirte ich den Erfolg der Kämpfe der von Manteuffel geführten Südarmee bei Pontarlier. Wir haben dabei fünfzehntausend Franzosen zu Gefangnen gemacht, darunter zwei Generale, und neunzehn Geschütze sowie zwei Adler erbeutet.

Graf Herbert ist heute aus Deutschland wieder bei seinem Vater eingetroffen. Er war um neun Uhr bei ihm.

4. Februar, Sonnabend. Das Wetter ist wärmer als gestern. Früh Eingänge und Konzepte gelesen. Ich sehe, daß der Chef gegen Gambettas Wahlauschreiben in doppelter Weise protestirt hat: in einem an diesen selbst gerichteten Telegramm und in einer Note an Favre. Jenes lautet: „Im Namen der durch die Waffenstillstands-Konvention verbürgten Freiheit der Wahlen protestire ich gegen die in Ihrem Namen ergangenen Verfügungen, welche zahlreiche Klassen französischer Bürger des Rechtes berauben, in die Versammlung gewählt zu werden. Durch Wahlen, welche unter der Herrschaft der Unterdrückung und Willkür vollzogen werden, können die Rechte nicht erworben werden, welche die Waffenstillstands-Konvention freigewählten Abgeordneten zuspricht.“ — In der Depesche an Favre aber heißt es, nachdem der Inhalt des Wahldekrets Gambettas kurz angegeben ist: „Ich beehre mich, Ew. Excellenz die Frage vorzulegen, ob Sie dies als im Einklang mit der Bestimmung der Konvention stehend betrachten, daß die Versammlung aus freien Wahlen hervorgehen soll. Gestatten Ew. Excellenz mir, Ihnen die Verhandlungen ins Gedächtnis zurückzurufen, welche der Übereinkunft vom 28. Januar vorausgingen. Ich



Ich aber konnte von den Verhandlungen über die Konvention nur das in die Öffentlichkeit bringen, was hinein sollte.“ — „Na“, sagte er, „schreiben Sie doch einmal über diese Sache und sagen Sie, daß die Verhältnisse daran schuld sind, wir aber nicht.“ —

Ich erlaubte mir dann, ihm zu dem Ehrenbürgerbriefe zu gratuliren, den er in diesen Tagen bekommen haben sollte, und daran die Bemerkung zu knüpfen, daß Leipzig eine gute Stadt, die beste in Sachsen und mir immer wert gewesen sei. — „Ja,“ erwiderte er, „Ehrenbürger — ich bin nun auch Sachse — und Hamburger; denn von da habe ich auch einen. Das hätte man 1866 nicht gehofft.“

Ich wollte gehen, als er sagte: „Dabei fällt mir ein — es gehört auch zu den Wundern dieser Zeit — schreiben Sie doch auch, bitte, etwas ausführliches über die seltsame Thatsache, daß Gambetta, der sich so lange die Miene gegeben hat, die Freiheit zu vertreten und gegen die Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung zu kämpfen — daß er jetzt, wo er selber zur Macht gelangt ist, die grausamste Beeinträchtigung der Wahlfreiheit verfügt, und alle die, von welchen er glaubt, daß sie nicht seiner Meinung sind, von dem Rechte gewählt zu werden ausschließt. Es ist das ganze amtliche Frankreich mit Ausnahme von dreizehn Republikanern. Und daß ich den Franzosen die Wahlfreiheit zurückverschaffen muß gegenüber diesem Gambetta und seinem Gehilfen und Bundesgenossen Garibaldi, ist doch auch ein wunderliches Verhältniß.“ — Ich sagte: „Ich weiß nicht, ob das beabsichtigt war, aber in Ihrem Protest gegen Gambetta nahm es sich sehr eigen aus, der Gegensatz, wo Sie au nom de la liberté des élections sich verwahrten gegen les dispositions en votre nom pour priver des catégories nombreuses du droit d'être élues. Das könnte wohl auch erwähnt werden?“ — „Ja,“ sagte er, „machen Sie das nur.“ — „Sie können,“ fügte er lächelnd hinzu, „auch daran erinnern: Thiers hat mich nach seinen Verhandlungen mit mir einen liebenswürdigen Barbaren genannt — barbare aimable. Jetzt nennen sie mich in Paris un barbare astucieux, einen verschlagenen Barbaren, und nun werde ich vielleicht der barbare constitutionnel sein.“

Ich schalte zum Vergleich hiermit ein Kapitel über andre Bezeichnungen des Fürsten ein, die man in französischen Zeitungen und Büchern der Jahre 1870 bis 1874 fand. Das Verzeichniß stand in





fügt wird. In Betreff seiner politischen Richtung sind die Franzosen nicht einer und derselben Meinung, sie huldigen vielmehr in dieser Beziehung sehr verschiedenen Ansichten. Bald nennen ihn die Blätter *le défenseur des idées aristocratiques*, bald *le champion du Liberalisme moderne et de la raison humaine* oder auch *l'apôtre du Liberalisme*. In den französischen Zeitungen, die eine freisinnige Richtung verfolgen, gehen diese Bezeichnungen, die in Bismarck zwei Seelen voraussetzen, einträchtig neben einander her. Die legitimistischen und klerikalen drücken sich folgerichtiger aus, bei ihnen ist und bleibt er *ce revolutionnaire*. Die hohen staatsmännischen Eigenschaften des Reichskanzlers werden auch von den Franzosen in ihrem vollen Umfange anerkannt. In diplomatischer Hinsicht ist er *l'illustre diplomate, l'homme de Biarritz*, was einen großartigen Erfolg bezeichnen soll, wie *l'homme de Sedan* eine ungeheure Niederlage. Er ist *habile, le Passe partout, la Main partout. Il voit dans les plus petites causes les moyens d'arriver son but*. Gedenkt man der Politik, mit welcher der Reichskanzler Frankreich besiegte, so wird von ihm gesagt: *Il profite de nos embarras avec une science admirable; toujours il se fait adroitement valoir*. Dem armen harmlosen Frankreich gegenüber, das niemand das Wasser getrübt hat, das den Frieden liebt, gar keinen andern Anspruch erhebt, als in Ruhe leben und gedeihen zu können, ist er *l'implacable chancelier Allemand*. Für die innere und äußere Politik Bismarcks gilt das Wort, das man der Fortschrittspartei nachbetet: *l'homme de la force primant de droit*. Wie die deutschen demokratischen Zeitungen, so reden auch die französischen Blätter von ihr als von einer Politik des Blutes und Eisens. Er ist *l'auteur célèbre de cette politique de fer et de sang*. Dann ist er wieder *le macchiavélique chancelier*. Daneben wird er als *l'homme des nobles mœurs et de la crainte de Dieu* bezeichnet, was eine Ironie sein soll. Wie bekannt, wird dieser Ausdruck eigentlich nur vom Lande Preußen gebraucht, aber in der Anschauung der Franzosen ist in Bismarck das Land zum Menschen geworden, der Kanzler ist die Zusammenfassung der Eigenschaften Preußens, dessen Typus und Quintessenz, *le grand homme Prussien, le Grand-Prussien*. Der letztere Ausdruck ist eine Erfindung des Journals „*l'Union*“ und offenbar dem Großtürken nachgebildet. Denn Bismarck ist den französischen Ultramontanen noch m



Sammlung“. Wieder ein andres mal zeigte er mir ein kleines Blatt, herausgegeben von einem gewissen Armand le Chevalier, 61 Rue Richelieu, und vorn mit einem Porträt des Reichskanzlers in Holzschnitt bedruckt, und sagte: „Sehen Sie mal, da empfiehlt einer mit Beziehung auf das Blindische Attentat, mich zu ermorden, und giebt gleich mein Porträt dazu — wie die Photographie der Franc-tireurs. Sie wissen, in den Wäldern der Ardennen hat man in den Taschen der Franc-tireurs unsere Holzläufer gefunden, die sie erschießen sollten. Zum Glück wird man hier nicht behaupten können, mein Bild wäre besonders getroffen — auch die Lebensbeschreibung nicht. Diese Stelle [er las sie vor und gab mir dann das Blatt mit] soll mit Nutzenwendung in die Presse gebracht werden und dann in die Broschüre kommen.“

Schließlich gab er mir noch einige französische Zeitungen, indem er sagte: „Da, sehen Sie nach, ob was drin ist für mich oder den König. Ich will machen, daß ich fortkomme; denn sonst überfallen mich die aus Paris wieder.“

In dem Blatte des Monsieur Chevalier wird in der That von einem gewissen Ferragus\*) mit ziemlich dünnen Worten gesagt, daß Frankreich eine Ermordung des Chefs beifällig begrüßen werde, obwohl er eigentlich ein Völkthäter der Franzosen sei. Der Verfasser, dessen Stil nach der Schule Victor Hugos schmeckt, sagt u. a.:

„Bismarck hat Frankreich vielleicht mehr Dienste geleistet als Deutschland. Er hat an einer falschen Einheit seines Landes gearbeitet, aber er hat sehr wirksam an der Wiedergeburt des unsrigen gearbeitet. Er hat uns vom Kaisertume befreit. Er hat uns die Thatkraft, den Haß des Fremden, die Liebe zum heimischen Boden, die Geringsachtung des Lebens, die Opferwilligkeit, kurz, alle die Tugenden wiedergegeben, die Bonaparte in uns vergiftet hatte. Ehre daher diesem grimmigen Feinde, der uns rettet, indem er uns verderben will! Er beabsichtigt uns zu töten, und ruft uns zur Unsterblichkeit, und zu gleicher Zeit verleiht er unserm irdischen Leben Schwung. Das Blut, das er vergießt, befruchtet das Vaterland, die Zweige, die er abhaut, lassen den Baum sich mit mehr Saft füllen. Ihr werdet sehen, wie wir größer werden, wenn wir aus dieser furchtbaren, aber heilsamen Umstrickung

\*) Bloßer Schriftstellernamen; der Mann hieß nicht wirklich so, sondern scheinlich Mazzini.



Der Chef ritt schon um ein Uhr weg, wurde aber von Favre, der inzwischen angekommen war, doch noch „überfallen“ und arbeitete dann mit ihm oben im kleinen Salon.

Bei Tische waren Fürst Putbus und Graf Lehndorff zugegen. Der Chef erzählte zunächst, wie er auch Favre auf den wunderlichen Fall aufmerksam gemacht habe, daß er, der für despotisch und tyrannisch verschrieene Graf von Bismarck, im Namen der Freiheit gegen die Proklamation Gambettas, des Advokaten der Freiheit, der viele hunderte seiner Landsleute der Wählbarkeit und alle der Wahlfreiheit berauben gewollt, habe protestiren müssen, und setzt dann hinzu, Favre habe das mit einem „oui, c'est bien drôle“ anerkannt. Übrigens sei die Beschränkung der Wahlfreiheit, die jener verfügt, von dem Pariser Teile der französischen Regierung nunmehr zurückgewiesen und aufgehoben. „Er hat mir das heute Morgen schriftlich [durch den Brief, den die Nationalgarde-Offiziere brachten] angekündigt und vorhin mündlich versichert,“ sagte er.

Man erwähnte dann, daß mehrere deutsche Blätter mit der Kapitulation unzufrieden seien, indem sie sofortigen Einmarsch unserer Truppen in Paris erwartet hätten. Der Chef bemerkte dazu: „Das beruht auf vollständiger Unkenntnis der Lage hier vor und in Paris. Bei Favre hätte ich's durchsetzen können, aber die Bevölkerung. Sie hatten gewaltige Barrikaden und dreimalhunderttausend Mann, von denen gewiß hunderttausend gekämpft hätten. Es ist Blut genug geflossen — deutsches — in diesem Kriege. Hätten wir Gewalt brauchen wollen, so wäre noch viel mehr vergossen worden bei der Erhitzung der Bevölkerung drin. Und bloß um ihnen noch eine Demütigung zuzufügen, das wäre zu teuer gekauft.“ — Nach einigem Nachsinnen fuhr er fort: „Und wer sagt ihnen denn, daß wir nicht noch einziehen und einen Teil von Paris selbst besetzen? Oder wenigstens Durchzug, wenn sie sich abgeführt und Vernunft angenommen haben. Der Waffenstillstand wird vermutlich verlängert werden müssen, und dann können wir für unsere Bereitwilligkeit dazu Besetzung von Paris auf dem rechten Ufer verlangen. Ich denke mir, daß wir in etwa drei Wochen drin sein werden.“ — „Den vierundzwanzigsten“ — er sann nach — „ja, ein Vierundzwanzigster war's, wo die Verfassung des Norddeutschen Bundes veröffentlicht wurde. Es war für den 24. Februar 1859, wo w' "



Ärlinge aufgezählt habe. — „Fünfundsiebzig,“ sagte der Chef, „hm, das ist denn doch zu viel.“ Jemand erzählte ähnliches aus der Gegend von Meaux, wo die Soldaten, als Graf Herbert neulich da vorbeigekommen, einen Müller, der auf den Grafen Bismarck geschimpft und den Wunsch geäußert, ihn zwischen zwei Mühlsteinen zu haben, hingelegt und so fürchterlich zerprügelt hätten, daß er sich ein paar Stunden lang nicht hätte rühren können.

Man erwähnte dann die Wahlprogramme, mit denen die Kandidaten für die Nationalversammlung sich an den Edlen den lieben Mitbürgern empfehlen. Es wurde einiges daraus angeführt und im allgemeinen bemerkt, daß sie noch sehr auf dem hohen Pferde säßen und in Bordeaux großartige Dinge zu leisten versprächen. „Ja,“ sagte der Chef, „das glaube ich wohl. Auch Favre versuchte es noch ein paar mal mit dem hohen Rothurne. Aber es dauerte nicht lange. Ich brachte ihn immer mit einem leichten Scherze herunter.“

Jemand gedachte der Rede, die Klaczko am 30. Januar in der Reichsratsdelegation gegen ein Zusammengehen Österreichs mit Preußen gehalten, und der Enthüllung Giskras, die in der Morgenausgabe der „Nationalzeitung“ vom 2. Februar steht. Letzterer hat gesagt, Bismarck habe ihn von Brünn mit Friedensvorschlägen nach Wien geschickt, die auf folgendes hinausgelaufen seien: Abgesehen von Venetien, Statusquo vor dem Kriege, Maingrenze der preußischen Hegemonie, keine Kriegskosten, aber Fernhaltung der Vermittlung Frankreichs beim Friedensschluß. Giskra habe den Baron Herring damit nach Wien gesandt, der sei aber von Moriz Esterhazy kühl empfangen und nach sechzehnständigem Warten ausweichend beschieden worden. Nach Nicolzburg gereist, habe er dort schon Benedetti getroffen und die Antwort erhalten: „Sie kommen zu spät.“ Österreich kostete somit, wie Giskra hervorhebt, die französische Vermittlung dreißig Millionen Kriegssentschädigung. — Man bemerkte, Preußen hätte den Österreichern damals wohl mehr abnehmen können, auch Land, z. B. Österreichisch-Schlesien, vielleicht Böhmen. Der Chef erwiderte: „Das ist möglich. Geld — was konnten die denn mehr geben! Böhmen wäre schon etwas gewesen, und es gab Leute, die daran dachten. Aber wir hätten uns damit Verlegenheiten aufgeladen, und Österreichisch-Schlesien war für uns nicht viel wert. Gerade dort sind die Sympathien für das Kaiserhaus





daß, wenn das Dekret, von dem Sie mir sprechen, von der Delegation zu Bordeaux entlassen worden ist, es von der Regierung der nationalen Verteidigung widerrufen werden wird. Ich verlange zu dem Zwecke nur die Möglichkeit, mir den amtlichen Beweis für die Existenz dieses Dekrets zu verschaffen, was durch ein Telegramm geschehen kann, das noch heute abgehen soll. Es giebt also zwischen uns keine Meinungsverschiedenheit, und wir müssen der eine wie der andre zur festen Ausführung der von uns unterzeichneten Konvention zusammenwirken.“

Um neun Uhr zum Chef gerufen, der einen Artikel über das Thema will, daß der Einzug unserer Truppen jetzt unpraktisch, aber späterhin möglich ist. Es war eine Beurteilung des Waffenstillstandes in der „Nationalzeitung,“ die dazu aufforderte. Es hieß da zu Anfang: „Wie ein Krieg jederzeit an Überraschungen reich und unergründlich ist, so sehen wir denn jetzt auch den Fall von Paris, dieses große Ereignis, bei seinem endlichen Eintreten von unvermuteten Umständen begleitet. Nicht nur in Deutschland hatten die meisten angenommen, daß eines Tages unsere Heere mit Glanz ihren Einzug halten würden durch die geöffneten Thore der feindlichen Hauptstadt: auch diese tapfern Heere selbst hatten auf diese verdiente und kriegsmäßige Genugthuung gerechnet. Sie begnügen sich jetzt statt dessen mit der Besetzung der Außenwerke und blicken von da hinunter auf die bezwungne Stadt, in welcher alle Soldaten der Linie und der Mobilgarde bis auf zwölftausend Mann die Waffen strecken und als Gefangne bleiben.“ — „Diese Übereinkunft von Versailles scheint äußerlich nicht nur weniger glänzend, es scheint auch unsere Errungenschaft weniger vollständig zu sein, als wenn wir sofort mit dem Einzuge in die Stadt Verfügung über alle ihre Kriegsmittel erlangt hätten.“ — Weiterhin wurde behauptet: „Im November dachte Favre an Krieg, im Januar an Frieden.“ Dagegen ist zu sagen: „Einzug mit Glanz“ — es würde ein Einzug über Barricaden gewesen sein. Der Wunsch darnach verkennet die Lage der Dinge vollständig, er weiß nichts von dem, was unter den obwaltenden Umständen möglich, ja wahrscheinlich ist. Die französische Regierung würde vermutlich auf eine Besetzung von Paris durch unsere Truppen eingegangen sein, wenn wir darauf gedrungen hätten; ein sehr großer ~~Teil der Bevölkerung~~ ~~aber~~ ~~würde~~ ~~sich~~ ~~uns~~ ~~in~~ ~~ihrer~~ ~~gegenwärtigen~~ ~~Ge-~~



Abends mehrmals zum Chef geholt und verschiedenes in die Presse gebracht. Die vier Mitglieder der Delegation in Bordeaux haben, wie telegraphisch gemeldet wird, eine Bekanntmachung erlassen, in der sie die Gambettasche Verfügung in Betreff der Wahlen aufrecht erhalten. Es heißt darin, das Mitglied der Pariser Regierung Jules Simon habe in Bordeaux die Anzeige eines Wahldekrets überbracht, welches mit dem von seiten der Regierung in Bordeaux erlassenen nicht übereinstimme. Die Regierung in Paris sei seit vier Monaten eingeschlossen und von jeder Verbindung mit der öffentlichen Meinung abgeschnitten, und noch mehr, sie befinde sich gegenwärtig im Zustande der Kriegsgefangenschaft. Nichts spreche gegen die Annahme, daß sie, besser unterrichtet, in Übereinstimmung mit der Regierung in Bordeaux gehandelt haben würde, ebensowenig aber sei erwiesen, daß sie, als sie Jules Simon im allgemeinen den Auftrag zur Vornahme der Wahlen erteilt, in unbedingter und verletzender Weise sich gegen die Nichtwählbarkeit gewisser Personen habe entscheiden wollen. So aber halte die Regierung zu Bordeaux sich für verpflichtet, bei ihrem Wahldekrete zu bleiben, trotz der Einmischung des Grafen Bismarck in die innern Angelegenheiten des Landes, sie halte es aufrecht im Namen der Ehre und der Interessen Frankreichs.

Damit ist der helle Zwiespalt ins feindliche Lager geworfen worden, und Gambettas Rücktritt kann jede Stunde erwartet werden. Die Pariser Regierung hat in einer Proklamation an die Franzosen vom 4., die im „Journal Officiel“ steht und die wir im „Moniteur“ abdrucken werden, Gambetta mit dürren Worten als „ungerecht und tollkühn“ (si injuste et si téméraire) bezeichnet und dann erklärt: „Wir haben Frankreich zur freien Wahl einer Versammlung aufgerufen, die in dieser äußersten Krisis ihre Willensmeinung zu erkennen geben wird. Wir erkennen niemand das Recht zu, ihm eine solche aufzunötigen, sei es für den Frieden, sei es für den Krieg. Eine Nation, die von einem mächtigen Feinde angegriffen wird, kämpft bis zum äußersten, sie bleibt aber immer Richterin über die Stunde, wo der Widerstand möglich zu sein aufhört. Das wird also das Land sagen, wenn es über sein Schicksal befragt wird. Damit sein Wille sich allen als geachtetes Gesetz auflege, bedarf es veränderten Ausdrucks der freien Abstimmung aller. Nun aber nicht zu, daß man dieser Abstimmung willkürliche Schranken



Staatsforsten Frankreichs nach richtigem System ausbeuten. Wir verfahren nach forstwissenschaftlichen Grundsätzen, wenn auch nicht nach dem französischen Hausystem. Übrigens aber wäre die rücksichtsloseste Ausnutzung dieser Hilfsquelle des Feindes erlaubt, weil er dadurch eher geneigt werden würde, mit uns Frieden zu schließen.

Sehr anerkennenswert ist das Verhalten des Herzogs von Meiningen. Er ist, statt in Versailles sitzen zu bleiben, der Ruhe zu pflegen, und zuweilen aus sicherer Ferne das Schauspiel eines Treffens zu genießen, seinem Regiment in dem von Prinz Albrecht geführten Truppenforps gefolgt, hat an allen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren desselben teilgenommen und sich vielfach um das Los seiner Unterthanen verdient gemacht, die in den Reihen des deutschen Heeres für das Vaterland kämpfen.

6. Februar, Montag. Wetter lau. Der Chef will früh einen Artikel gegen Gambetta, der in den „Moniteur“ soll, und ich verfaßte folgenden:

„Die Konvention vom 28. Januar, abgeschlossen zwischen dem Grafen von Bismarck und Herrn Jules Favre, hat die Hoffnung aller aufrichtigen Freunde des Friedens neu belebt. Seit den Ereignissen des 4. September war der militärischen Ehre Deutschlands genügend Befriedigung zuteil geworden, sodaß es dem Wunsche Raum geben konnte, mit einer die französische Nation in Wirklichkeit repräsentierenden Regierung in Verhandlungen über einen Frieden einzutreten, der die Früchte des Sieges verbürgte und unsre Zukunft sicherstellte. Als die in Versailles und Paris vertretenen Regierungen sich endlich über einen Vertrag verständigen konnten, der nach der zwingenden Gewalt der Thatfachen bestimmt war, Frankreich sich selbst wiederzugeben, waren sie zu der Erwartung berechtigt, daß diese erste Staffel einer neuen Ära der Beziehungen der beiden Länder untereinander allgemein geachtet werden würde. Die Verfügung des Herrn Gambetta, welche die früheren hohen Beamten und Würdenträger, die Senatoren und offiziellen Kandidaten für nicht wählbar zur Nationalversammlung erklärt, war vielleicht notwendig, um Frankreich die ganze Tiefe des Abgrundes zu zeigen, der sich vor ihm geöffnet, seit die Diktatur, das kostbarste Blut Frankreichs opfernd, sich geweigert hatte, die Vertretung der Nation in regelmäßiger Weise zusammen zu berufen.“



machen. Bereitwillig geben wir zu, daß die Regierung der nationalen Verteidigung in Paris die Berechtigung der Beschwerden, welche der Graf von Bismarck in seiner Depesche vom 3. Februar erhoben, ohne Verzug anerkannt hat. In edler, vornehmer Sprache hat diese Regierung sich an die französische Nation gewendet, um ihr Rechenschaft über die Schwierigkeit der Lage und über die Anstrengungen abzulegen, die sie gemacht hat, um die letzten Folgen eines unglücklichen Feldzuges zu beschwören. Sie hat zu gleicher Zeit die Verfügung der Delegation von Bordeaux für null und nichtig erklärt. Hoffen wir denn, daß der Versuch des Herrn Gambetta im Lande ohne Wiederhall bleiben werde, und daß die Wahlen in vollkommenem Einklange mit dem Geiste und dem Buchstaben der Konvention vom 28. Januar stattfinden können.“

Später einen zweiten Artikel mit nachstehendem Gedankengange gemacht: Die Not kann in Paris noch nicht sehr groß sein, sie kann wenigstens nicht die Gefährlichkeit haben, die man nach Favres Äußerungen annehmen mußte. Die seit acht Tagen den Parichern aus unsern Vorräten zur Verfügung gestellten Lebensmittel sind von ihnen noch garnicht benutzt worden. Wie General von Stosch berichtet, ist noch kein Pfund Mehl oder Fleisch von ihnen abgeholt worden. Dann aber haben sie beträchtliche Vorräte von Zwieback und Pöfelsfleisch in den Forts zurückgelassen, als sie dieselben räumten, und Leute von uns, die in Paris gewesen sind, haben dort in dem einen Magazine noch viel Mehl gesehen — auch im Vergleiche mit der Einwohnerzahl war es viel. „Man muß das hervorheben,“ bemerkte der Chef, „weil die Verproviantirung nur langsam vor sich geht, die betreffenden Befehle einen weiten Weg zu durchlaufen haben, vom General bis zur Schildwache.“

Um elf Uhr nochmals zu ihm zitiert, soll ich Favre gegen gewisse Anflagen der gestrengen Meinung verteidigen, welche einige französische Blätter redigirt. „Die Pariser Journale machen Favre zum Vorwurf, daß er bei mir gegessen hat,“ sagte der Chef. „Ich hatte Mühe, ihn dazu zu bringen. Aber es ist doch ganz unbillig, zu verlangen, daß er, nachdem er acht bis zehn Stunden bei mir gearbeitet hat, entweder als geistvoller Republikaner hungern oder in ein Hotel gehen soll, wo ihm die Leute nachlaufen, als einer bekannten Persönlichkeit, und die Straßenjungen ihn angaffen.“

Von zwei bis vier Uhr sind die Franzosen wieder da, sechs oder





200000 Mann durch Saint Cloud, und über die Höhen von Garches, die Truppen von Trochu befehligt. Die Preußen sind aus dem Park von Saint Cloud, wo ein entsetzliches Gemetzel stattgefunden hat, hinausgeworfen worden. Die Franzosen sind bis an die Accisethore von Versailles vorgeedrungen. Ergebnis: 20000 von den Preußen kampfunfähig, alle ihre Werke zerstört, die Kanonen erobert, vernagelt oder in die Seine geworfen. Die Nationalgarde steht in erster Linie.“ Wenn Gambetta so von Paris spricht, wo seine Berichte leicht zu kontrolliren sind, was mag er den Leuten erst aus den Provinzen aufgebunden haben!

8. Februar, Mittwoch. Die Luft lau, wie gestern, der Himmel rein und sonnig. Ich werde immer abgespannter, Kopf eingenommen, Schwindel zum Umfallen. Es kann auch die gewöhnliche Frühjahrsmattigkeit sein. Wollen sie uns möglichst verbeißen. Der Chef ist ungewöhnlich zeitig auf und fährt schon drei Viertel auf zehn Uhr zum Könige. Kurz vor ein Uhr kommt Favre mit einem ganzen Schwarm von Franzosen an, es müssen zehn oder zwölf sein. Er konferirt mit dem Minister, der vorher mit uns frühstückte. Sonst waren noch Dönhoff und der Schwager Haxfeldts, ein Mr. Moulton, dabei, letzterer ein etwas dreister, aber amüsanter junger Herr.

Abends ißt der Chef mit seinem Sohne beim Kronprinzen, vorher war er aber noch eine Weile bei uns. Er bemerkt wieder mit Anerkennung, daß Favre seinen „malitösen Brief“ nicht übelgenommen, sondern ihm dafür gedankt, und fügte hinzu, daß er, der Chef, ihm mündlich wiederholt, daß es Pflicht für ihn gewesen, das, was er einrühren geholfen, nun auch mit auszueffen. — Er erwähnte dann, daß heute die Beschaffung der Kontribution von Paris besprochen worden, daß sie den größten Teil davon in Banknoten zahlen wollten, und daß wir dabei Verluste haben könnten. „Wie viel das, was sie anbieten, wert ist, weiß ich nicht,“ sagte er. „Aber jedenfalls wollen sie dabei verdienen. Sie müssen aber alles zahlen, was ausgemacht ist, da lasse ich keinen Franken ab.“ — Wie er aufstand, um zu gehen, gab er Abeken ein Telegramm auf rosenrotem Papier und sagte: „Dieses ist mir Worscht; ich kann mich ohne Orleans behelfen — und zur Not auch ohne Louis.“

9. Februar, Donnerstag. Heute waren die Pariser einmal nicht da. Früh den Wortlaut der Ansprache gelesen, mit der Gambetta am 6. nachmittags sich bei den Franzosen verabschiedet hat. Sie lau



„Die Demarkationslinie, die von der Konvention vom 28. Januar gezogen worden ist, durchschneidet die Stadt Saint Denis in der Weise, daß sie die größere Hälfte derselben in die neutrale Zone fallen läßt. Da die Bewohner dieser Hälfte ohne Zertifikat keine Lebensmittel in der deutschen Zone erlangen und nicht mehr nach Paris hineinkommen können, so ist die Folge eine beträchtliche Teuerung gewesen, während welcher diese hartgeprüfte Bevölkerung nicht aufgehört hat, den Posten der mit der Prüfung der Zertifikate beauftragten deutschen Offiziere zu umlagern. Von diesem Stande der Dinge benachrichtigt, hat der Graf Bismarck an Jules Favre einen Brief gerichtet, dessen Wortlaut wir hier veröffentlichen. Zu gleicher Zeit hat der Kanzler sich an die deutschen Militärbehörden gewendet und sie veranlaßt, der Bevölkerung von Saint Denis vorläufig und in Gestalt eines Geschenkes Lebensmittel zukommen zu lassen. Seine Majestät der Kaiser hat infolge dessen Befehl erteilt, und es sind fünfzehntausend Portionen aus den Magazinen der deutschen Armee verteilt worden. Der Brief des Grafen von Bismarck aber lautet: »Die Gemeinde von Saint Denis scheidet sich durch die Demarkationslinie in der Weise in zwei Teile zerschnitten, daß die größere Hälfte in die neutrale Zone fällt. Bis zu der Zeit der Konvention wurden die Lebensmittel von der Stadt Paris geliefert und durch Vermittlung der Mairie von Saint Denis verteilt. Jetzt sehen die Einwohner, welche zur neutralen Zone gehören, sich von Paris ausgeschlossen, welches ihnen nichts mehr liefert, und es ist ihnen untersagt, sich außerhalb der Demarkationslinie mit Lebensmitteln zu versehen. Daraus ist für diese unglückliche, bereits schwer vom Kriege heimgejuchte Bevölkerung ein Zustand hervorgegangen, dem man im Interesse der Menschlichkeit abhelfen muß. Ich habe die Ehre, die Aufmerksamkeit Ew. Excellenz auf diesen Punkt zu lenken und Sie zu bitten, die Maßregeln zu ergreifen, die nötig sind, um dem Teile der Bevölkerung von Saint Denis, der in der neutralen Zone wohnt, die Mittel zum Leben zu sichern. Indem ich die Wirkung dieser Maßregeln abwarte, habe ich die deutschen Militärbehörden ersucht, bei der Versorgung dieser Bevölkerung dadurch mitzuwirken, daß sie derselben in Gestalt eines Geschenkes einige Lebensmittel von unsern Vorräten abtreten.«“

---



nützen, wenn der „Moniteur“ diese Nachricht morgen ohne Kommentar unter die Leute bringt. Er schreibt ja nicht Geschichte, sondern soll Geschichte machen helfen. —

Bei Tische waren der Herzog von Ratibor und ein Herr von Roke, der Mann von der Schweitertochter des Chesi, als Gäste zugegen, beide äußerlich auffallend verschieden von einander. — — — Der Minister bemerkte u. a., nachdem von Strousberg gesprochen worden, daß fast alle oder doch viele Mitglieder der Provisorischen Regierung Juden wären: Simon, Cremieux, Magnin, desgleichen Picard, von dem er das nicht gedacht, „sehr wahrscheinlich auch Gambetta, nach seiner Gesichtsbildung.“ — „Selbst Favre habe ich deshalb in Verdacht,“ setzte er hinzu. — — —

11. Februar, Sonnabend. Schönes helles Wetter. Früh Zeitungen und namentlich gewisse Verhandlungen des englischen Parlaments zu Ende des vorigen Monats gelesen. Das sieht ja aus, als ob man sich unter unsern guten Freunden drüben überm Kanal bedenklich zu Frankreich hinneigte, als ob man sich wieder einmal einzumischen nicht übel Lust hätte, und als ob sogar ein englisch-französisches Bündnis unter Umständen möglich sein würde. Daß die, welche darauf hinsteuern, sich aber nur nicht verrechnen, sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. Andres wäre dann wahrscheinlicher. Wie man hört und aus den Zeitungen herausliest, ist die Stimmung hierzulande den Engländern fast so ungünstig und in gewissen Sphären ungünstiger als uns, und es könnte sich für den Fall, daß wir uns durch Englands Haltung bedroht sehen, recht wohl ereignen, daß plötzlich das Gegenteil eines französisch-englischen Bündnisses gegen Deutschland unsere Bettern in London überraschte. — Wir könnten uns genötigt sehen, die Zurückführung Napoleons ernstlich ins Auge zu fassen, eine Nötigung, die uns bisher fern lag. — — —

Um die Mittagstunde hörte man eine Anzahl von Schüssen aus schwerem Geschütz, als ob das Bombardement wieder losbräche. Es sind aber wohl nur Zersprengungen von Festungskanonen, die uns mit den Forts überliefert worden und der Mühe des Mitnehmens nach Deutschland nicht wert sind.

Bei Tische waren von Fremden Graf Hensel und Bleichröder zugegen. Man erzählte, daß Scheidtman bei den Verhandlungen mit den



leumden. Auch sei ihr Hezen und Lügen dem Abschluß des Friedens hinderlich, da es beide Teile erbittere und den Eintritt einer ruhigen Stimmung verzögere. Man habe dies bei Abschluß der Konvention über den Waffenstillstand nicht voraussetzen können, und man werde bei einer infolge jener Verzögerung etwa notwendig werdenden Verlängerung des Waffenstillstandes erwägen müssen, welche Mittel es gebe, um ferneren Verhehungen wirksam vorzubeugen. Das geeignetste Mittel wäre ohne Zweifel die Besetzung der Stadt selbst durch unsre Truppen. Wir würden damit der französischen Regierung eine schwere Sorge abnehmen und in Betreff der Verhütung übler Folgen von aufreizenden Preßzeugnissen unsrerseits möglich machen, was ihrerseits vielleicht unerfüllbar sei. — Der „Progrès de Lyon“ habe behauptet, daß der Reichskanzler Favre in Betreff Belforts und der drei südöstlichen Departements dupirt habe. Das sei aber eine Fälschung und Entstellung des Sachverhalts, der folgender gewesen. Der Chef habe bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand verlangt, daß die Belagerung von Belfort demselben ausgeschlossen sein solle, also ihren Fortgang haben könne. Darauf habe Favre, vermutlich irregeleitet durch erfundene Erfolge der französischen Waffen, welche die Provinzialpresse gebracht, und in der Meinung, daß Bourbaki noch große Thaten gegen uns verrichten und Belfort entsetzen würde, die Forderung gestellt, daß letzterem ebenfalls die freie Bewegung vorbehalten bleibe. Wir hätten nun allerdings die Voraussetzung dieses Verlangens nicht geteilt, aber auch keinen Grund gesehen, uns ihm zu widersetzen. Im Gegenteil, wenn wir uns ihm gegenüber ablehnend verhalten hätten, so würde man dies französischerseits als eine große Härte betrachtet haben. Es sei folglich eine Unverschämtheit von dem Lyoner Blatte, uns in dieser Angelegenheit der Unredlichkeit anzuklagen. Nur die Lügenberichte der Franzosen und ihr darauf basirter eigener Wunsch trage die Schuld daran, daß es so gekommen.

In einem Leitartikel für den „Moniteur“, der die Gedanken beider Aufsätze verband, wurde das folgendermaßen ausgedrückt:

„Der »Progrès de Lyon« vom 4. Februar schreibt: »Man wird bemerken, daß Herr Bismarck bei den Bedingungen des Waffenstillstandes, der eine eigentümliche Ähnlichkeit mit einer Waffenstreckung zeigt, nicht vergessen hat, einen Kniff des Handwerks anzubringen, in





stellungen und Erfindungen, von einfältigen Fabeln, grundlosen Anklagen, gemeinen Schmähungen und frechen Beleidigungen, welche die französische Presse, die Pariser Blätter in erster Linie, nach wie vor dem Waffenstillstande täglich fabrizirt und auf den Markt bringt. Es ist aber doch wohl zuviel verlangt, wenn die Pariser Presse das Recht haben sollte, den Sieger vor ihren Mauern während eines Waffenstillstandes, der den Frieden vorbereiten soll, in dieser Weise zu beleidigen und herauszufordern. Die Haltung der Pariser Presse, welche überhaupt die wesentliche Schuld an dem ganzen Kriege trägt, bildet eines der Haupthindernisse des Friedens. Sie hindert die Franzosen, die Nothwendigkeit des Friedens einzusehen, und vermindert die Bereitwilligkeit der Deutschen, Frieden zu schließen und demselben für die Zukunft zu vertrauen. Bei den zu erwartenden Verhandlungen über eine etwaige Verlängerung des Waffenstillstandes wird man deutscherseits zu erwägen haben, daß die Besetzung der Stadt Paris das wirksamste Mittel ist, dieser Aufwiegelung gegen den Frieden ein Ziel zu setzen.“

13. Februar, Sonntag. Napoleon hat, wie telegraphisch gemeldet wird, eine Proklamation an die Franzosen erlassen. Das Telegramm geht an unser hiesiges Blatt zum Abdruck. — Der Chef scheint unwohl zu sein. Er kommt nicht zu Tische. Abeken übernimmt da den Vorsitz, wie er im Bureau als Vize-Staatssekretär mit Selbstgefühl fungirt. Man spricht vom Einzuge in Paris als einer Sache, die unausbleiblich, und der alte Herr will dabei im Gefolge des Kaisers mitreiten, zu welchem Zwecke er sich von Berlin seinen Dreimaister kommen zu lassen vorhat. „Sich einen Helm für die Gelegenheit anzuschaffen, das wird wohl doch nicht gehen,“ äußerte er. „Obwohl, wenn man bedenkt, daß Wilmowski einen hat —“ Haxfeldt meinte, ein griechischer Helm mit großen weißen Federn müsse schön aussehen. „Oder einer mit einem Visir, das dann beim Einzuge herabgelassen werden könnte,“ sagte ein anderer Tischgenosse. Bohlen endlich schlug eine goldverbrämte Sammetdecke für den Grauschimmel des Herrn Geheimrat vor. Der aber behandelte alle diese Neckereien als vollkommen ernsthaft vorgebrachte und zu erörternde Dinge.

Ich wollte, ich wäre die Schläftheit und den Schwindel los, die immer wiederkehren.

15. Februar, Mittwoch. Gestern und vorgestern nicht wohl



Mundgebungen mit der Betrachtung betrachten, die sie verdienen, wenn es nicht den Zweck im Auge zu behalten hätte, den es zu erreichen sich vorgesetzt hat.

Dieser Zweck ist der Friede und zwar ein solcher, der eine möglichst lange Dauer verheißt. Dagegen wirkt aber die Aufregung, die von der Pariser Presse ausgeht, in doppelter Weise: sie verblendet die Franzosen, und sie erbittert die Deutschen. In Paris wird man sich über die Lage der Dinge, d. h. darüber, daß wir die Stadt in der Hand haben, nicht klar. Man bemerkt nicht, daß diese Mundgebungen einer vernünftigen Entscheidung der Frage, ob Krieg oder Frieden, zu der sich jetzt die Nationalversammlung anblickt, nicht förderlich sein können, und so erscheinen der Einmarsch der deutschen Armee und die Okkupation der Stadt als die einzigen Mittel zur Beschleunigung des Friedenswerkes und zur Beilegung einer Opposition, an der Europa schon lange Anstoß genommen hat."

22. Februar, Mittwoch. In der letzten Woche allerlei große und kleine Artikel gemacht und etwa ein Duzend Telegramme abgesandt. Dazwischen in Fort Nün, auf dem Mont Valérien und in dem zur Ruine ausgebrannten Schlosse von Meudon gewesen. Auf dem Mont Valérien kamen wir gerade dazu, wie unsere Leute die größte der dortigen Kanonen mit Laub bekränzt wegfuhren. Die übrigen Geschütze hier und im Fort von Nün sind theils zerstreut worden, theils hat man sie auf die Stadt gerichtet, zu welchem Zwecke die Wälle und Brustwehren umgebaut worden sind. — Die Versammlung in Bordeaux zeigt eine verständige Berücksichtigung der Situation, welche die letzten vier Wochen herbeigeführt haben. Sie hat Gambetta fallen lassen und Thiers zum Chef der ausübenden Gewalt und zum Wortführer der Sache Frankreichs bei den Verhandlungen über den Abschluß eines Friedens gewählt, die gestern hier begonnen haben. In Betreff derselben sagte der Chef gestern bei Tüche, wo Wendel als Gast zugegen war: „Wenn sie uns eine Milliarde mehr gäben, so könnte man ihnen Meß vielleicht lassen. Wir nähmen dann achthundert Millionen und bauten uns eine Festung ein paar Meilen weiter zurück, etwa bei Falkenberg oder nach Saarbrücken hin — es muß doch dort einen geeigneten Platz geben. Da profitiren wir noch haare zweihundert Millionen. Ich mag nicht so viele Franzosen in unserm Hause, die nicht drin sein wollen. Es ist mit Belfort ebenso:



zu erzählen. Auch dauert er mich manchmal; denn er ist in einer schlimmen Lage. Aber es kann alles nichts helfen.“

Später kam der Kanzler auf die Besprechung zu reden, die er mit Thiers in Betreff der Kriegskosten gehabt, und sagte: „Er wollte durchaus nur fünfzehnhundert Millionen bewilligen als Kriegskostenentschädigung, da man gar nicht glaube, wie viel ihnen der Krieg gekostet hätte. Und dabei wäre alles, was sie ihnen geliefert hätten, schlecht gewesen. Wo ein Soldat nur ausgerutcht und hingefallen wäre, hätte er schon seine ganzen Hosen mehr gehabt, so elend wäre das Tuch gewesen. Ebenso die Schuhe mit den Sohlen aus Pappe, desgleichen die Gewehre, besonders die amerikaniſchen. Ich erwiderte ihm: „Ja, denken Sie sich aber einmal, ein Mensch überfällt Sie und will Sie prügeln, und wie Sie sich seiner erwehrt haben, und mit ihm fertig sind, und nun Genugthuung verlangen — was werden Sie antworten, wenn er ihnen damit kommt, Sie sollten doch Rücksicht darauf nehmen, die Ruten, mit denen er sie hätte hauen wollen, hätten ihm soviel Geld gekostet und wären so schlecht gemacht gewesen?“ — Übrigens ist zwischen fünfzehnhundert und sechstausend Millionen doch ein ganz artiger Unterschied.“

Die Unterhaltung verlor sich hierauf, ich entsinne mich nicht mehr, wie, in das Dunkel der polniſchen Wälder und deren Sümpfe und drehte sich eine Weile um große einsame Bauernhöfe in diesen Gegenden und um Kolonisation in diesen „Hinterwäldern des Ostens,“ und der Chef bemerkte: „Früher, wo so vieles nicht war und nicht werden wollte, wie es sein sollte — da dachte ich manchmal auch, wenn es gar nicht mehr ginge, da wollte ich die letzten tausend Thaler nehmen und mir einen Hof in den Wäldern dort anschaffen und da wirtschaften. Es kam aber anders.“

Zulezt war von Gesandtschaftsberichten die Rede, über die der Chef im allgemeinen gering zu denken schien. „Es ist größtenteils Papier und Tinte darauf,“ sagte er. „Das Schlimmste ist, wenn sie's lang machen. Ja, bei Bernstorff, wenn der jedesmal ein solches Ries Papier schickt, mit veralteten Zeitungsausschnitten, da ist man's gewohnt. Aber wenn ein anderer einmal viel schreibt, da wird man verdrießlich, weil doch in der Regel nichts drin ist.“ — „Wenn sie einmal Geschichte schreiben darnach, so ist nichts Ordentliches daraus zu ersen. Ich



nicht entgehen wird. Man versichert uns mit Bestimmtheit, daß derselbe sofort nach Ablauf des Waffenstillstandes stattfinden wird.“

24. Februar, Freitag. Früh das hellste, herrlichste Frühlingswetter und der Garten hinter dem Hause voll Vogelgezwitscher. Thiers und Favre sind von ein bis halb sechs Uhr da. Als sie fort sind, lassen sich der Herzog von Mouchy und der Graf de Gobineau melden, wie es heißt, um sich über Bedrückung von seiten des deutschen Präfekten zu beklagen, der in Beauvais dem Anschein nach mit Härte, wenigstens nicht mit gewinnender Milde regiert. — Bei Tisch erscheint der Chef im Zivilanzuge — zum erstenmal in diesem Kriege. Wäre das ein Symbol, daß der Friede abgeschlossen worden? —

25. Februar, Sonnabend. Aus Baiern wieder einmal unerfreuliche Nachrichten. — Im Laufe des Tages soll Edo Russell dagewesen, aber beim Chef nicht vorgekommen sein. Man spricht davon, daß England sich in die Friedensverhandlungen einmischen wolle.\*) Abends heißt es, daß die Kriegskostenentschädigung, die uns die Franzosen zahlen sollten, von sechs auf fünftausend Millionen Franken ermäßigt worden ist, und daß der Präliminarfriede wahrscheinlich morgen unterzeichnet werden wird, wo ihm dann nur noch die Gutheißung der Nationalversammlung in Bordeaux fehlt. Wer ist darin abgetreten, nächsten Mittwoch ziehen unsere Soldaten in Paris ein, um den Teil der inneren Stadt, der zwischen der Seine, der Straße des Faubourg Saint Honoré und der Avenue des Ternes liegt, in der Zahl von 30 000 Mann zu besetzen, bis die Nationalversammlung ihre Einwilligung in die Friedenspräliminarien erklärt hat. Diese wird ohne Zweifel rasch erfolgen, und so können wir noch in der ersten Woche des März die Heimreise antreten.

1. März, Mittwoch. Früh nach der Schiffsbrücke bei Suresnes hinaus und hinüber nach der Rasenebene von Longchamps am Bois de Boulogne und vom Dache der halbzerstörten Tribüne der Rennbahn der Heerschau zugehen, welche der Kaiser über die nach Paris hineinziehenden Truppen abhielt. Es befanden sich darunter auch bairische Regimenter. Morgen soll, wie es heißt, die Garde nachrücken. — Beim Diner, an dem die württembergischen Minister von Wächter und

\*) Der Kanzler jagte mir später, am 4. März, ja, aber nur in Betreff des Geldpunktes hätten sie's versucht, und zu spät.





Von hier fuhren wir tags nachher mit einem Extrazuge weiter nach Metz, wo wir spät abends eintrafen und in einem Gasthose blieben, während der Chef bei Graf Hendel in der Präfektur abstieg. Am nächsten Morgen durchstreiften wir die Stadt nach verschiedenen Richtungen, besuchten den Dom und überblickten von einer der Festungsbasteien die Gegend im Nordwesten. Kurz vor elf Uhr stiegen wir wieder in die Eisenbahnwagen, um über Saarbrücken und Kreuznach nach Mainz und von dort nach Frankfurt zu fahren. Allenthalben, besonders in Saarbrücken und Mainz, enthusiastischer Empfang des Chefs, nur in Frankfurt war es still. Von hier, wo wir spät abends angekommen waren, ging es in der Nacht noch weiter, und am andern Morgen halb acht waren wir in Berlin, von wo ich genau sieben Monate weggewesen war. Sah man sich um, so war in der Zwischenzeit gemacht worden, was gemacht werden konnte.

## Nachtrag zu Seite 193.

Nachdem der erste Band der fünften Auflage dieses Werkes bereits gedruckt war, erschien in Paris eine Übersetzung des Buches ins Französische, die zu den Mittheilungen desselben über Madame Tessé nachstehende Anmerkung des ihr befreundeten Übersetzers brachte:

„Wir können mit dem Tagebuche des Herrn Doktor Busch einige Notizen verbinden, die Madame Tessé, die Besitzerin des Hauses, welches Herr von Bismarck und sein Gefolge vom 6. Oktober 1870 bis zum 5. März 1871 bewohnten, sich ohne Verzug gemacht hat:

Ich gelangte am 7. März wieder in den Besitz meines Hauses, nachdem ich Herrn von Bismarck schon am 5. gesehen.

An diesem Tage war der Graf abwesend, und ich wollte nicht ins Haus treten. Der kleine Graf, sein Neffe, fand mich im Garten. Wir blieben da, und er theilte mir den Wunsch Seiner Excellenz mit, aus meinem Hause ein Andenken mitzunehmen.

Der Graf kam dann zurück und traf mich. Einige Worte, die wir wechselten, ließen ihn meine Unzufriedenheit bemerken.



wiederholte immer: »Der Teufel — der verwünschte Teufel!« . . . . Der Friede ist vor ihr unterzeichnet worden. Thiers konnte sie nicht ausstehen.“

„Und Sie, Herr Graf?“

„Allerliebste . . . ein wahres Kunstwerk . . . hängen Sie sehr daran?“

„Ja, ich hänge daran.“

Wir gehen in den Garten.

„Sie sehen, Madame, wie sehr ich darauf gehalten habe, daß alles, was Ihnen gehört, respektirt wird. Es ist vollkommen in Ordnung; selbst Ihre Perlhühner, die mich durch ihr Geschrei sehr belästigt haben, deren Eier ich gern gegessen hätte, die mir aber keine geben wollten. [Natürlich aus Patriotismus, wird Madame Jessé verstanden wissen wollen.] Sie sind noch vorhanden. Kommen Sie, um sie zu sehen.“

Aber der Hinterhof war leer, man hatte sie einige Tage vor meiner Rückkehr auf Befehl des kleinen Grafen getötet. Indem wir weiter gingen, sagte er zu mir:

„Nicht wahr, ich werde von den Franzosen verabscheut?“

„Ja, Herr Graf. Sind Sie überzeugt, in Ihrem Lande geliebt zu sein, nach so vielen Leiden?“

„O! ja!“ sagte er zu mir . . . hundertundzwanzigtausend Tote, zweihundertfünfzigtausend Verwundete! . . . „so geht's im Kriege.“ Diese Worte wurden sehr rasch von ihm gesprochen.

„Was für ein schöner Garten! — das ist's, was mich hier bleiben ließ . . . von ihm entworfen, nicht wahr? . . . Wollen Sie, daß ich Ihr Haus morgen verlasse?“

Endlich führte er mich, indem er mir mit honigsüßer Liebenswürdigkeit anbot, zu meiner Rückkehr anspannen zu lassen oder, wenn ich bleiben wollte, Befehl zu geben, daß ein Zimmer für mich in Bereitschaft gesetzt werde, nicht an die Thür, sondern fast bis auf den Boulevard zurück, wo er zu mir sagte: „Auf Wiedersehen.“

Nachdem ich fortgegangen, werde ich in der Nähe des Collèges von zwei Reitern eingeholt. Der eine steigt vom Pferde, kommt auf mich zu und sagt:

„Wohlan, Madame, Sie entschließen sich in Betreff der Pendeluhr? Sie ist ein Gegenstand, den Seine Exzellenz gern haben möchte. Bestimmen Sie einen Preis.“



Ich erwiedere darauf folgendes.

Die vordere Hälfte der Erzählung der Französin, ihr Bericht über ihr erstes Zusammentreffen mit dem Reichskanzler, ist im großen und ganzen richtig. Nur wird man von vornherein die Frage des Grafen, ob er von den Franzosen verabscheut werde, für unwahrscheinlich, ja für unmöglich zu halten geneigt sein, und zwar einmal, weil sich von selbst verstand, daß die Franzosen denselben nicht liebten, dann, weil nur Eitelkeit eine solche Frage hätte thun können, und Eitelkeit bekanntermaßen nicht die schwache Seite des Kanzlers ist. Wenn er Beust hieße, wäre eher daran zu glauben. Sonst pflegen nur Franzosen oder die unter uns lebenden Semiten auf derartige Fragen zu verfallen. War es also im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß der Reichskanzler sich nach der Meinung der Franzosen über ihn erkundigt, so kann ich, aus der zuverlässigsten Quelle schöpfend, hinzufügen, daß er die betreffende Äußerung in der That nicht gethan hat, dieselbe also Erfindung ist.

Weiterhin wird der Bericht der Madame Tessé noch weniger genau. Bei der kurzen Verhandlung über die Uhr mit dem Teufelchen hat sie sich nicht, wie sie behauptet, geweigert, sich von derselben zu trennen. Sie bot dieselbe vielmehr unter der Bedingung zum Geschenk an, daß man ihr den Schaden, der ihrem Hause angeblich widerfahren, mit fünftausend Franken vergüte. Diese exorbitante Forderung war nicht entfernt gerechtfertigt, obwohl nicht in Abrede gestellt werden soll, daß die Zimmer des Hauses unsrer unfreiwilligen Wirtin von unserm langdauernden Besuche hier und da gelitten haben mögen, und daß manches bei unsrer Abreise nicht mehr so sauber war, wie es gewesen, als eine einzelne Familie hier gewohnt hatte. Diese Zimmer und Kammern hatten aber fünf Monate fünfmal soviel Menschen beherbergt als sonst, und über den Vorjaal waren im Laufe der Woche hunderte von Füßen gegangen.

Was der Reichskanzler zum Gärtner gesagt haben soll, als er ihm die vierzig Franken gegeben, ist entweder absichtliche Entstellung oder Mißverständnis. Die Summe würde vermutlich hingereicht haben, die notwendig gewordenen Ausbesserungen damit zu bestreiten. Die vierzig Franken wurden aber nicht mit der Absicht einer Entschädigung gegeben, sondern waren einfach ein Trinkgeld für ein paar kleine Dienstleistungen des braven Gärtnermannes.

Daß ferner aus einem Sekretär im Zimmer des Grafen Bismarck vierhundert Franken und eine Medailiensammlung gestohlen worden, ist nicht möglich. Dieses Zimmer enthielt keinen Sekretär, sondern nur eine unverschließbare Kommode, und in dieser fand sich bei unsrer Ankunft weder die genannte Summe noch eine einzige Medaille. Was zwischen der Abreise der Hausbesitzerin und unserm Eintreffen sonstwo im Hause geschehen ist, wissen wir nicht und haben wir nicht zu verantworten. Hat jene den von ihr beklagten Verlust erlitten, so hat sie ihn sich selbst zuzuschreiben. Wer hieß sie ihr Hab und Gut verlassen?

Daß man Schränke aufgebrochen hat, um sie zur Aufbewahrung von Kleidern und andern Gegenständen zu benutzen, ist sehr möglich, ja wahrscheinlich. Aber warum ließ Madame nicht die Schlüssel im Schlosse? Daß es bei gewaltsamer Öffnung nicht ohne die eine oder die andre Beschädigung abgegangen ist, mag zu bedauern sein. Aber das ist eben der Krieg. Daß wir endlich das Geschirr und Glaszeug von Frau Jessé zerbrochen zurückgelassen, ist einfach deshalb nicht wahr, weil wir dergleichen Dinge nicht voranden, und weil wir uns bei Tische unsern eignen Geschirres und Gerätes bedienten. Möglich, daß ein Waschbecken oder ein Wasserkrug oder zwei durch uns Schaden gelitten haben, aber darüber erhebt doch ein verständiger Mensch selbst in friedlichen Tagen, geschweige denn in Kriegszeiten, kein solches Lamento.

Die ganze Anmerkung dient somit, auf ihren Wert zurückgeführt, nur dazu, das am Schlusse des achten Kapitels über Madame Jessé gesagte zu bestätigen. Eine giftige und zugleich eine geldgierige Frau, die sich bemüht, im Lichte einer Patriotin zu glänzen.

Berlin, im Juni 1879.

Der Verfasser.

# Inhalt.

	Seite
Vormort . . . . .	III
1. Kapitel. Abreise des Bundeskanzlers. — Ich folge ihm zunächst nach Saarbrücken. — Weiterfahrt von da bis zur französischen Grenze. — Das mobilisirte Auswärtige Amt . . . . .	1
2. „ Von der Grenze bis Gravelotte . . . . .	13
3. „ Commercy. — Bar le Duc. — Clermont en Argonne . . . . .	42
4. „ Abichwenkung nach Norden. — Der Bundeskanzler in Rezonville. — Schlacht und Wahlstatt in Beaumont . . . . .	69
5. „ Der Tag von Sedan. — Bismarck und Napoleon bei Donchery . . . . .	87
6. „ Von der Maas zur Marne . . . . .	108
7. „ Bismarck und Favre in Haute-Maison. — Zwei Wochen im Schlosse Rothschilds . . . . .	140
8. „ Die Reise nach Versailles. — Das Haus der Madame Jeffé. — Unser dortiges Leben im allgemeinen . . . . .	182
9. „ Die Herbsttage in Versailles . . . . .	195
10. „ Thiers u. die ersten Waffenstillstandsverhandlungen in Versailles . . . . .	244
11. „ Lothar Bucher und Geheimrat Abelen . . . . .	308
12. „ Steigende Sehnsucht nach der Entscheidung in verschiedenen Richtungen . . . . .	328
13. „ Der bairische Vertrag. Noch kein Bombardement . . . . .	356
14. „ Die Aussichten vor Paris bessern sich . . . . .	398
15. „ Chaudordy und die Wahrheit. — Wortbrüchige Offiziere. — Französische Wortverdrehung. — Der Kronprinz Gast des Chefs . . . . .	432
16. „ Die ersten Wochen des Bombardements . . . . .	477
17. „ Die letzten Wochen vor der Kapitulation . . . . .	513
18. „ Während der Verhandlungen über die Kapitulation . . . . .	544
19. „ Bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien . . . . .	617
Nachtrag . . . . .	630









